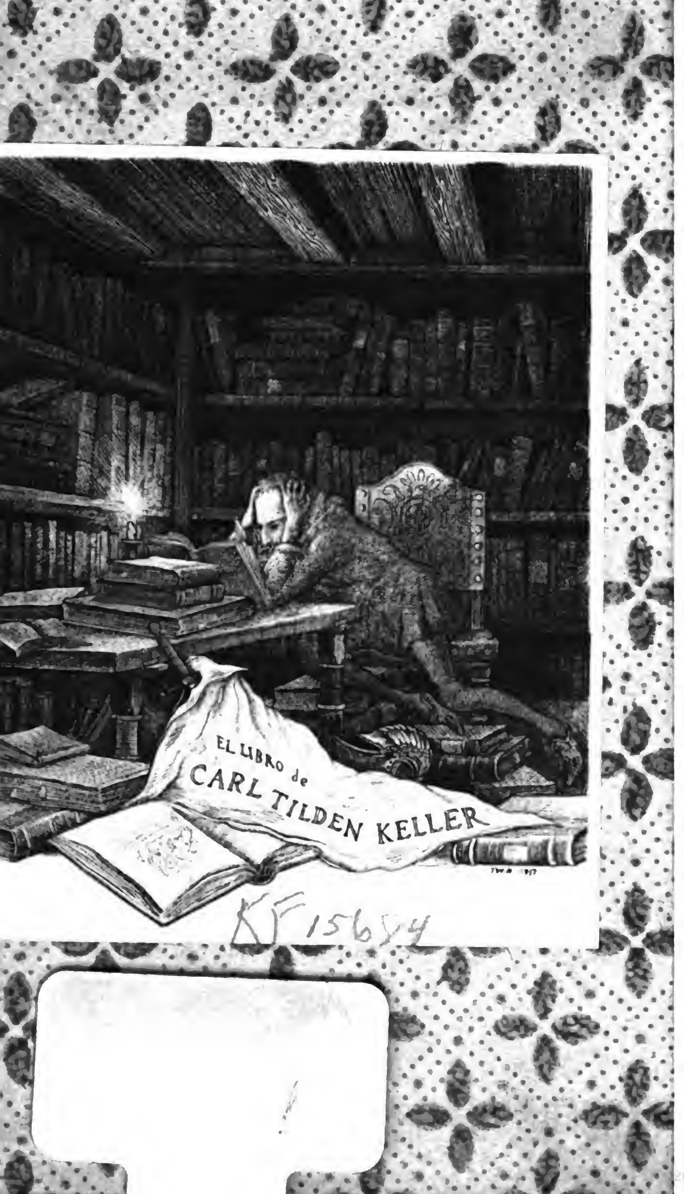
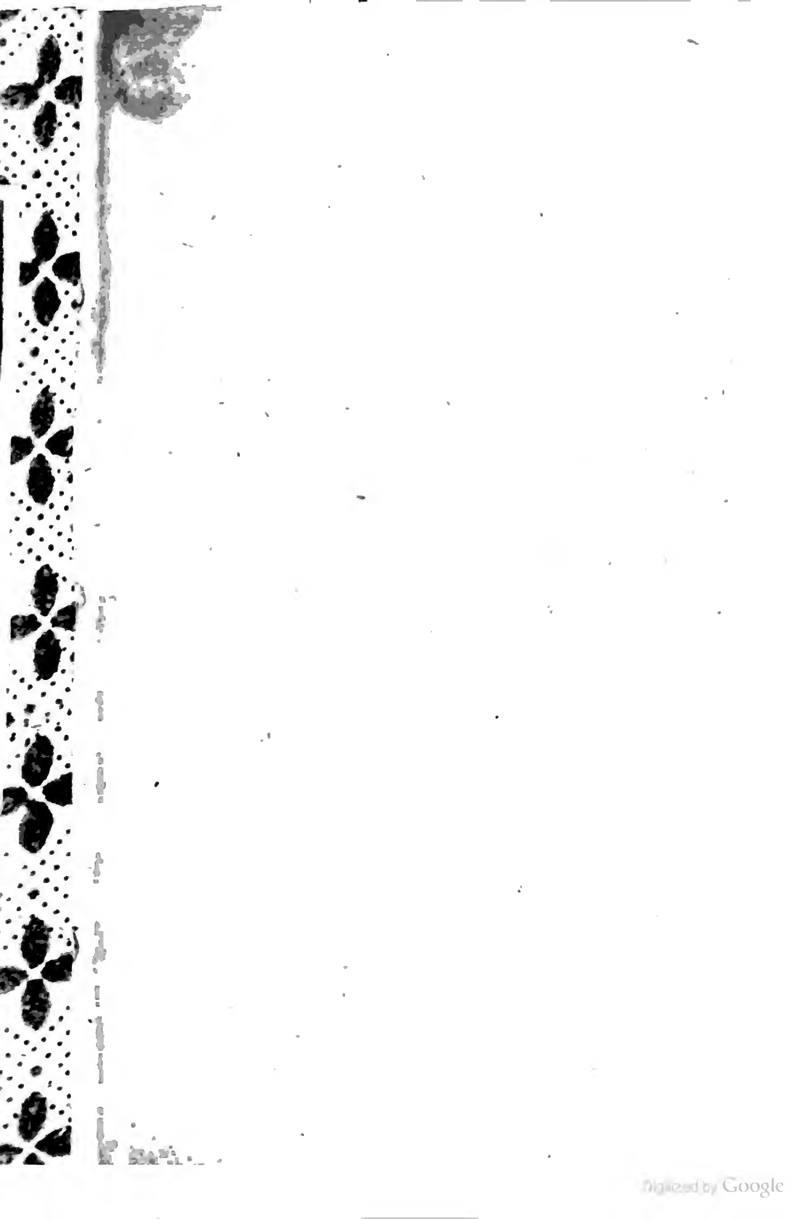
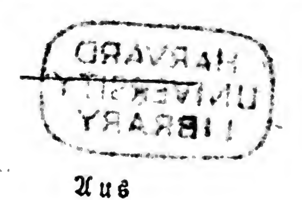



EL LIBRO de
CARL TILDEN KELLER
KF 15654



Cervantes

sämmtliche Werke.



Aus

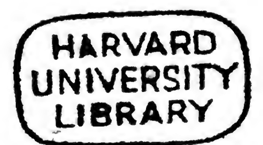
der Ursprache neu übersetzt.

Zweites Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig,

ei Gottfried Basse.

1825.


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Der scharfsinnige Junker

Don Quixote von la Mancha.

Zweites Bändchen.

Erstes Kapitel.

Hohes Abentheuer und preiswürdige Erbeutung von Mambrins Helm, nebst andern Sachen, die sich mit unserm unüberwindlichen Ritter zutrugen.

Indem fing es an, ein wenig zu regnen, und Sancho wünschte, in der Walkmühle einzukehren, allein Don Quixote hatte wegen des vorgefallenen Streiches einen solchen Abscheu dagegen gefaßt, daß er durchaus nicht hinein wollte; sie wendeten sich also nach dem Wege rechts und schlugen eine andere Straße ein, als die sie den Tag vorher gezogen waren. Kurz darauf entdeckte Don Quixote einen Reiter, der etwas auf dem Kopfe hatte, was leuchtete, als wenn es von Gold wäre, und kaum hatte der Ritter das bemerkt, so wendete er sich an Sancho und sprach:

„Mir scheint es, Sancho, als wenn es kein Sprichwort gäbe, das nicht wahr wäre; alle sind sie Denksprüche, die aus der Erfahrung, dieser Mutter aller Wissenschaften, gezogen sind, und vorzüglich das, welches sagt: Wenn eine Thür sich schließt, öffnet sich die andere. Denn wenn uns gestern das Schicksal den Eingang zu dem Abentheuer verschloß,

welches wir suchten und uns mit der Walkmühle betrog, so finden wir jetzt die köstlichste Gelegenheit zu einem andern, bessern und gewissern Abentheuer, und wenn ich es nicht zu bestehen wage, so habe ich selbst die Schuld, und kann sie weder meiner wenigen Kenntniß von Walkmühlen beimessen, noch der Dunkelheit der Nacht; denn wenn ich nicht irre, so kommt dort Jemand auf uns zu, der sein Haupt mit dem Helme Mambrin's bedeckt hat, wegen dessen ich den bekannten Schwur gethan habe."

„Gebt Acht, Herr," sprach Sancho, „was Ihr sagt, und noch mehr, was Ihr thut, denn ich wünschte doch wahrlich nicht, daß es wieder Walkmühlen wären, die uns noch vollends den Verstand zerwalkten und zerschlügen."

„Zum Teufel, welche Aehnlichkeit ist denn zwischen einem Helm und einer Walkmühle?"

„Das weiß ich nicht; aber wahrlich, wenn ich so reden könnte, wie ich sonst zu thun pflegte, so ist es die Frage, ob ich nicht Euer Gnaden Gründe anzugeben wüßte, daß Ihr einsähet, wie sehr Ihr Euch in dem irrt, was Ihr behauptet."

„Wie kann ich mich in dem irren, was ich behaupte, Du furchtsamer Esel? Sage mir doch, ob Du den Ritter nicht siehst, der auf einem Apfelschimmel reitend, uns entgegen kommt, und einen goldenen Helm auf dem Kopfe hat?"

„Das, was ich sehe und bemerke, ist ein Mann, der etwas Schimmerndes auf dem Kopfe hat, und

auf einem Esel reitet, der so grau ist, wie der meinige.“

„Nun, das ist ja der Helm des Mambrin; geh ein wenig auf die Seite und laß mich allein mit ihm, dann wirst Du sehen, wie ich, ohne daß ich ein Wort rede (um die Zeit zu sparen), dieses Abentheuer beendigen, und den Helm in meine Hände bekommen werde, dessen Besitz ich so sehr gewünscht habe.“

„Ich will schon dafür sorgen, daß ich auf die Seite komme, wenn nur, wie ich schon gesagt habe, unser Herrgott dafür sorgt, daß es Majoran sey und keine Walkmühlen!“

„Ich habe Dir schon gesagt, mein Freund, Du sollst mir die Walkmühle nicht weiter erwähnen, ja selbst nicht einmal daran denken, oder ich schwöre . . . . . ich sage nichts mehr, als daß ich Dir die Seele zerwalken möchte.“

Sancho schwieg, aus Furcht, sein Herr möchte das Gelübde wahr machen, das er so kugelrund herausgesagt hatte.

Was nun den Helm, das Roß und den Ritter betrifft, welche Don Quixote sah, so verhielt es sich damit, wie folgt: In der Gegend waren zwei Dörfer; das eine war so klein, daß es weder eine Apotheke noch einen Barbier hatte, das andere, nahe dabei liegende aber, war mit Beiden versehen, weßwegen der Barbier des größern Dorfes das kleinere mit versehen mußte, wo eben ein Kranker Ader lassen, und ein Anderer sich wollte den Bart abnehmen

lassen. Deswegen kam der Barbier, welcher sein messingenes Bartbecken bei sich hatte, die Straße daher; da es nun gerade anfing, zu regnen, und er seinen Hut, welcher vielleicht neu war, nicht wollte fleckig werden lassen, so bedeckte er den Kopf mit dem Becken, welches hell geputzt war, und deßhalb eine halbe Meile weit leuchtete. Er ritt, wie Sancho gesagt hatte, auf einem grauen Esel, und deßhalb glaubte Don Quixote einen Ritter, einen Apfelschimmel und einen goldenen Helm zu sehen, weil er alles, was er sah, mit vieler Leichtigkeit nach seinem albernen Ritterwesen und seinen verrückten Gedanken formte. Wie er sah, daß der arme Ritter nahe kam, sprengte er, ohne sich auf Worte einzulassen, mit eingelegter Lanze und in Rocinante's schnellstem Galopp auf ihn zu, mit dem Vorsatz, ihn durch und durch zu rennen; als er ihn aber fast erreicht hatte, rief er, ohne die Wuth des Anlaufes zu verringern:

„Vertheidige Dich, sklavisches Geschöpf, oder übergieb mir gutwillig das, was mit so vielem Rechte mir gebührt!“

Der Barbier, der, ohne an etwas zu denken, noch etwas zu fürchten, dieses Gespenst auf sich zukommen sah, wußte kein anderes Mittel, um sich vor dem Lanzenstoße zu bewahren, als daß er sich von dem Esel herabwarf, und kaum war er auf der Erde, als er auch, leichter, als ein Gemsbock, wieder in die Höhe sprang und so schnell durch die Ebene zu laufen begann, daß ihn selbst der Wind nicht würde eingeholt haben. Das Becken blieb auf

der Erde liegen; damit war Don Quixote zufrieden und meinte: der Heide sey klug gewesen, daß er dem Biber nachgeahmt habe, welcher, wenn er sich von den Jägern verfolgt sieht, sich dasjenige mit den Zähnen zerfleischt und abreißt, weßwegen er, wie ein natürliches Gefühl ihm sagt, verfolgt wird. Er befahl dem Sancho, den Helm aufzuheben; als der Knappe denselben in die Hände nahm, sprach er:

„Wahrlich, das ist ein gutes Bartbecken, und ist ohne Zweifel einen Real werth.“

Er gab es seinem Herrn, der es sogleich auf den Kopf setzte, es von einer Seite zur andern herum drehte, und das Visir daran suchte; da er keines fand, sprach er:

„Der Heide, für den dieser berühmte Helm zuerst ist getrieben worden, muß einen sehr großen Kopf gehabt haben; das Schlimmste dabei ist aber, daß die Hälfte fehlt.“

Wie Sancho das Bartbecken einen Helm nennen hörte, konnte er sich des Lachens nicht enthalten; weil ihm aber der Zorn seines Herrn einfiel, so hörte er bald wieder auf.

„Worüber lachst Du?“ fragte Don Quixote.

„Ich lache,“ versetzte Sancho, „weil ich mir den großen Kopf des Heiden vorstelle, dem dieser Helm gehört hat, der einem Bartbecken so vollkommen ähnlich sieht, wie eine halbe Orange der andern Hälfte.“

„Weißt Du, was ich glaube, Sancho? Ich denke, dieses Meisterstück von einem bezauberten

Helme ist durch irgend einen sonderbaren Zufall in die Hände eines Menschen gekommen, der seinen Werth weder zu erkennen, noch zu schätzen vermochte, und da er sah, daß er vom feinsten Golde war, die eine Hälfte geschmolzen hat, um sich mit dem Werthe derselben Nutzen zu schaffen, und von der andern Hälfte das gemacht hat, was, wie Du sagst, ein Bartbecken zu seyn scheint. Dem sey nun aber, wie ihm wolle; ich, der ich ihn kenne, kehre mich nicht an seine Verwandlung, und will ihn im nächsten Orte, wo ein Schmied ist, schon so zurecht machen, daß jener Helm keinen Vorzug vor ihm haben, ja ihm nicht einmal gleich kommen soll, den der Gott der Schmiede für den Gott des Krieges verfertigte. Während dem will ich ihn tragen, wie ich kann, denn er ist doch mehr werth, als gar nichts, und wird auch wohl hinlänglich seyn, mich gegen einen Steinwurf zu schützen."

„Das mag wohl seyn, wenn der Stein nicht von einer Schleuder kommt, wie in der Schlacht zwischen den beiden Heeren, als Euer Gnaden die Zähne ausgeschlagen und die Oelflasche zerbrochen wurde, worin der hochheilige Trank war, der mich die Eingeweide hat aus dem Leibe herausbrechen machen."

„Der Verlust des Balsams kümmert mich eben nicht sehr; denn Du weißt ja schon, Sancho, daß ich das Recept dazu auswendig weiß."

„Ich weiß es eben so gut, aber ich will gleich auf der Stelle umkommen, wenn ich ihn in meinem

Leben mache, oder noch einmal versuche, vorzüglich, da es mir nicht einfällt, Gelegenheit zu geben, daß ich ihn nöthig haben könnte; denn ich gedenke wohl, mich mit allen meinen fünf Sinnen zu hüten, daß ich nicht verwundet werde, noch Jemanden verwunde. Ob ich nun nicht etwa noch einmal geprellt werde, davon kann ich nichts sagen; denn dergleichen Unglück läßt sich nicht gut voraus sehen, und wenn es kommt, so kann man weiter nichts thun, als die Schultern zusammen ziehen, den Athem zurück halten, die Augen schließen, und sich gehen lassen, wohin Schicksal und Prelle werfen."

„Du bist ein schlechter Christ, Sancho, weil Du niemals die Beleidigungen vergessen kannst, die man Dir einmal angethan hat; denn Du mußt wissen, daß es nicht die Sache edler, großmüthiger Herzen ist, aus Kleinigkeiten viel zu machen. Hast Du ein lahmes Bein davon getragen, die Rippen zerbrochen, oder den Kopf entzwei gefallen, daß Du die Posse nicht vergessen kannst? Denn wenn man die Sache beim Lichte besieht, so war es doch nur Posse und Zeitvertreib, und wenn ich es nicht eben so betrachtete, so würde ich schon längst umgekehrt seyn und, um Dich zu rächen, mehr Unheil angerichtet haben, als die Griechen wegen der geraubten Helena, welche, wenn sie jetzt lebte, oder meine Dulcinea zu ihrer Zeit gelebt hätte, gewiß den Ruf einer so großen Schönheit nicht haben würde."

Bei diesen Worten stieß er einen Seufzer gen Himmel und Sancho sprach:

„So mag es für eine Posse gelten, weil doch wohl aus der Rache nichts wird; ich weiß aber recht gut, von welcher Art Ernst und Posse waren, und weiß auch, daß sie niemals aus meinem Gedächtnisse kommen werden, so wie meine Schultern auch davon reden können. Aber das bei Seite; sagt mir doch, gnädiger Herr, was wir mit dem Apfelschimmel anfangen, der wie ein grauer Esel aussieht und den der Martin, den Ihr niedergeworfen habt, zurückließ? Denn nach der Art zu urtheilen, wie er ausriß und Fersengeld gab, so ist keine Wahrscheinlichkeit da, daß er je zurück kommt und den Esel holt, und bei meinem Barte, der Graue ist gut.“

„Es ist nicht meine Gewohnheit, diejenigen auszuplündern, die ich besiege, noch ist es Rittersitte, ihnen die Pferde zu nehmen und sie zu Fuße zu lassen, es müßte denn seyn, daß der Sieger sein Roß im Kampfe eingebüßt hätte; denn in diesem Falle ist es erlaubt, das des Besiegten zu nehmen, als wenn es in ordentlichem Kriege wäre erbeutet worden. Laß also diesen Gaul, oder Esel, oder für was Du es hältst, denn wenn der Herr desselben sieht, daß wir uns von hier entfernt haben, wird er schon wieder kommen und ihn holen.“

„Ich hätte ihn, weiß es Gott! gern mitgenommen, oder ihn wenigstens gegen den Meinigen vertauscht, der mir nicht so gut zu seyn scheint. Die Gesetze der Ritterschaft sind doch wahrlich streng, da sie nicht einmal erlauben, einen Esel für den andern

stehen zu lassen; aber ich möchte doch wissen, ob ich nicht wenigstens mit den Geschirren tauschen könnte?"

„Das weiß ich nicht gewiß; aber da wir darüber zweifelhaft sind, und bis wir uns besser unterrichtet haben, magst Du immer tauschen, wenn Du meinst, daß es sehr nöthig sey."

„So nöthig, als wenn es für mich selbst wäre."

Mit dieser Erlaubniß eilte Sancho, die mutatio caparum zu bewerkstelligen, und schmückte seinen Esel so herrlich, daß derselbe bei weitem besser aussah, als vorher. Nachdem dieses geschehen war, frühstückten sie von den Ueberbleibseln der Beute, die sie von dem Packesel genommen hatten, und tranken von dem Wasser des Baches, der die Walkmühle trieb, ohne indeß diese anzusehen, so groß war ihr Abscheu davor, wegen der ihnen eingejagten Furcht.

Nachdem sowohl Zorn als Unmuth vorbei waren, stiegen sie auf ihre Thiere und ritten, ohne einen bestimmten Weg einzuschlagen (weil es mehr Sitte fahrender Ritter ist, auf das Ungewisse hin zu ziehen), auf der Straße hin, wobei sowohl der Ritter als der Esel dem Willen des Rocinante folgten, und vorzüglich der Esel, der seinem Freunde und Gefährten immer nachschritt, er mochte ihn führen, wohin er wollte; indeß kamen sie wieder auf die Landstraße, und zogen auf derselben auf's Gerathewohl hin, ohne irgend ein bestimmtes Ziel zu haben. Wie sie nun so dahin ritten, sprach Sancho zu seinem Herrn:

„Wollt Ihr mir wohl die Erlaubniß geben, gnä-

diger Herr, mich ein wenig mit Euch zu unterhalten? Denn seitdem Ihr mir das harte Gebot des Schweigens aufgelegt habt, sind mir schon mehr, als vier artige Dinge im Magen verfault; eines aber, welches mir jetzt auf der Zunge herumläuft, möchte ich nicht geradezu verderben lassen."

„Nun so rede," sprach Don Quixote; „fasse Dich aber kurz, denn eine weitläuftige Rede gewährt niemals Vergnügen."

„So hört denn! Seit einigen Tagen habe ich überlegt, wie wenig man gewinnt und verdient, wenn man nach den Abentheuern umher schweift, die Euer Gnaden in Wüsten und auf Kreuzwegen sucht; denn wenn Ihr auch die Allergefährlichsten besteht und darinnen siegt, so ist doch niemand da, der es sieht und weiß, und deshalb werden Eure Thaten, ganz gegen Eure Meinung und ihr eigenes Verdienst, in ewiges Stillschweigen vergraben bleiben. Mir scheint es daher (wenn Euer Gnaden auch der Meinung ist), es würde besser seyn, wenn wir irgend einem Kaiser oder andern großen Fürsten, der eben Krieg führte, zu dienen suchten, wobei Euer Gnaden die Tapferkeit Eurer Person, Eure große Stärke und noch größere Klugheit zeigen könnte. Wenn nun dies der große Herr, dem wir dienten, bemerkte, so wäre er doch gezwungen, uns, Jeden nach seinem Verdienste, zu belohnen, und es würde sich alsdann auch gewiß Jemand finden, der Eure Thaten zu ewigem Gedächtniß aufschrieb. Von den Meinigen sage ich nichts, denn die sollen die Grenzen des Knappenstandes nicht

überschreiten, ob ich gleich wohl behaupten kann, daß, wenn es bei der Ritterschaft gebräuchlich ist, die Thaten der Schildknappen zu beschreiben, die Meinigen gewiß nicht dürften vergessen werden."

„Du redest nicht übel, Sancho; aber ehe man dahin gelangt, muß man erst, wie zur Prüfung, die Welt nach Abentheuern durchziehen, um durch glückliches Bestehen einiger derselben erst Namen und Ruf zu erlangen, damit, wenn man an den Hof irgend eines großen Monarchen kommt, der Ritter schon durch seine Werke bekannt sey. Kaum haben ihn dann die Kinder zum Thore der Stadt hinein ziehen sehen, da folgen sie ihm, umkreisen ihn und rufen: Das ist der Sonnenritter, oder der Schlangenritter, oder was er nun für ein Sinnbild führt, unter welchem er große Thaten vollbracht hat; das ist, wird man sagen, Derjenige, der den ungeheuern, starken Riesen Brocabruno im Zweikampfe besiegt, den großen Mamelucken von Persien aus der Bezauberung befreiet hat, worin derselbe mehr, als neunhundert Jahre gewesen war. So geht von Mund zu Mund der Ruf seiner Thaten, und auf das Geschrei der Kinder und der übrigen Leute erscheint der König des Reiches an den Fenstern seines Pallastes. Sobald er den Ritter sieht, den er an seinen Waffen und dem Sinnbilde seines Schildes erkennt, fühlt er sich gedrungen, zu rufen: Auf, alle Ritter, die Ihr meinen Hofstaat bildet, geht hinaus und empfangt mir die Blume der Ritterschaft, welche dort kommt! — Auf diesen Befehl werden sie alle ihm entgegen

gehen, der König aber wird sich bis auf die Mitte der Treppe verfügen, ihn auf das Herzlichste umarmen, ihm den Kuß des Friedens auf den Mund drücken, ihn darauf bei der Hand fassen und in das Gemach der Königin führen, wo der Ritter auch ihre Tochter, die Infantin, finden wird, eines der schönsten, vollkommensten Fräulein, welche man nur mit großer Mühe auf einem großen Theile der bekannten Welt finden kann. Gleich im ersten Augenblicke geschieht es, daß sie ihre Augen auf den Ritter heftet, und er seine Blicke auf die Ihrigen, und Beide kommen sich einander wie überirdische Wesen, und nicht wie Menschen, vor. Ohne zu wissen, wie ihnen geschieht, fangen und verwickeln sie sich in dem unlösbaren Netze der Liebe, und fühlen in ihren Herzen eine große Unruhe, weil sie nicht wissen, wie sie es anfangen sollen, sich einander ihre bangen Empfindungen mitzutheilen. Von hier aus führt man nun ohne Zweifel den Ritter nach irgend einem reich geschmückten Gemache des Pallastes, wo man ihn entwaffnet und ihn mit einem köstlichen Purpurmantel bekleidet, und nahm er sich nun unter den Waffen herrlich aus, so erscheint er im Prunkgewande noch viel schöner. Wenn der Abend erschienen ist, speis't er mit dem Könige, der Königin und der Infantin, von welcher er kein Auge verwendet, und sie, wenn es die Umstände erlauben, verstohlen anblickt; sie, von ihrer Seite, thut dasselbe, mit eben der Klugheit, denn sie ist, wie ich schon gesagt habe, ein sehr scharfsinniges Fräulein. Die Tafel ist aufgehoben,

da tritt, ganz unerwartet, ein häßlicher, kleiner Zwerg zur Thür des Saales herein und hinter ihm, zwischen zwei Riesen, eine schöne Dame, welche zu einem, von einem sehr alten Weisen herrührenden Abentheuer auffordert, und erklärt, daß Derjenige, der es bestehen würde, für den besten Ritter auf der Welt sollte gehalten werden. Der König besiehlt sogleich allen Gegenwärtigen, es zu versuchen, aber Keiner bringt es zu Ende, als der fremde Ritter, der es zu seinem großen Ruhme besteht. Die Infantin ist darüber sehr vergnügt, und hält sich für glücklich und reichlich belohnt, ihre Gedanken auf einen so erhabenen Gegenstand gerichtet zu haben. Das Gute bei der Sache ist noch, daß dieser König, oder Fürst, oder was es sonst seyn mag, eben in einen heftigen Krieg mit einem eben so mächtigen Gegner verwikkelt ist; denn der ritterliche Gast bittet ihn, nachdem er einige Tage an seinem Hofe gewesen ist, um die Erlaubniß, ihn in diesem Kriege dienen zu dürfen. Der König ertheilt sie ihm mit vieler Würde, und der Ritter küßt ihm höflich die Hände für die Gnade, die er ihm erzeigt hat. Noch in derselben Nacht nimmt er an einem Gitterfenster ihres Schlafzimmers, das auf den Garten geht, Abschied von seiner Dame, der Infantin. Schon vielmal hat er durch dieses Gitter mit ihr gesprochen, wobei eine von den Damen der Infantin, welche deren ganzes Vertrauen besaß, Vermittlerin und Mitwisserin war. Er seufzt, sie fällt ihn Ohnmacht; die Zofe bringt Wasser herbei, und ist sehr unruhig, denn schon be-

ginnt es zu tagen, und sie fürchtet, wegen der Ehre ihrer Gebieterin, eine Entdeckung. Endlich kommt die Infantin wieder zu sich, reicht dem Ritter zum Fenster heraus ihre Hände, welchen dieser tausend und wieder tausend Küsse aufdrückt, und sie mit seinen Thränen badet. Nun kommen Beide mit einander wegen der Art und Weise überein, wie sie sich einander ihre guten oder bösen Schicksale kund thun wollen, und die Prinzessin bittet ihn noch, so kurze Zeit, als möglich, abwesend zu bleiben. Er verspricht das mit vielen Schwüren, küßt ihr nochmals die Hände und nimmt so zärtlich Abschied, daß er fast den Geist aufgiebt. Von da begiebt er sich in sein Gemach und legt sich auf sein Lager, kann aber vor Schmerz über seine Abreise nicht schlafen. Sehr früh steht er auf und will sich bei dem Könige, der Königin, und der Infantin beurlauben; als er dies bei den erstern beiden gethan hat, sagt man ihm: die Prinzessin befinde sich unwohl und könne keinen Besuch annehmen; er denkt sogleich, daß dies eine Wirkung des Kummers über seine Abreise sey, und sein Herz wird von diesem Gedanken so durchbohrt, daß er beinahe seinen Schmerz verräth. Das vertraute Fräulein ist gegenwärtig, bemerkt Alles, und sagt es ihrer Gebieterin, welche sie mit Thränen empfängt und ihr eröffnet: Eine ihrer größten Sorgen sey, daß sie nicht wüßte, wer ihr Ritter wäre, und ob er von königlichem Stamme sey, oder nicht? Das Fräulein versichert ihr: So viel Höflichkeit, Artigkeit und Tapferkeit, wie ihr Ritter besäße, könnte

nur aus königlichem Blut entsprießen; damit beruhigt sich die Beängstete, sucht sich zu trösten, um ihren Eltern keine ungünstige Meinung von sich beizubringen, und erscheint nach zwei Tagen wieder öffentlich. Schon ist der Ritter fort; er kämpft im Kriege, rächt den König an seinem Feinde, erobert viele Städte, siegt in vielen Schlachten, und kehrt dann an den Hof zurück. An dem gewohnten Orte sieht er seine Dame und verabredet mit ihr, daß er sie, zum Lohne seiner Dienste von ihrem Vater zur Gemahlin begehren wolle; der König will sie ihm aber nicht geben, weil er nicht weiß, wer er ist, demungeachtet aber wird die Prinzessin seine Gattin, er mag sie nun entweder entführen, oder auf eine andere Art zu seinem Zwecke gelangen, und das muß ihr Vater am Ende noch für ein großes Glück halten, weil man erfährt, daß der Ritter der Sohn eines tapfern Königs ist, ich weiß nicht von welchem Reiche, denn ich glaube, es steht nicht auf der Landcharte. Der Vater stirbt, die Infantin erbt, und kurz, der Ritter wird König. Nun erscheint die Zeit, wo er seinen Schildknappen und alle diejenigen belohnen kann, die ihm behülflich gewesen sind, sich zu einer so erhabenen Stelle empor zu schwingen. Den Knappen verheirathet er mit einem Fräulein der Infantin, welches unstreitig dieselbe ist, welche bei seiner Liebschaft Mittelsperson war, und dieses ist die Tochter eines vornehmen Herzogs."

„Eben darum bitte ich, und zwar mit vollem Rechte, und das erwarte ich, denn alles das wird

Euer Gnaden buchstäblich wiederfahren, weil Ihr Euch den Ritter von der traurigen Gestalt nennt.“

„Zweifle nicht daran, Sancho, denn auf dieselbe Art und in derselben Stufenfolge, wie ich es eben erzählt habe, kamen sonst und kommen jetzt noch irrende Ritter zur Königs- und Kaiserwürde. Jetzt müssen wir nur zusehen, wo irgend ein christlicher, oder heidnischer König, der eine schöne Tochter hat, in einen Krieg verwickelt ist; das wird sich indeß mit der Zeit schon überlegen lassen, denn, wie ich gesagt habe, muß man sich erst anderer Orten einen Ruf zu gründen suchen, ehe man einen Hof besuchen will. Eben so fehlt mir noch etwas Anderes; wenn sich nämlich auch ein König fände, der Krieg führte, eine schöne Tochter, und ich bereits einen, in der ganzen Welt verbreiteten Ruhm erlangt hätte, so wüßte ich doch nicht, wie ich es anfangen sollte, zu beweisen, daß ich aus königlichem Geblüt stammte, oder wenigstens andern Geschwisterkind eines Kaisers wäre, und der König würde mir seine Tochter nicht zur Gemahlin geben wollen, bevor er nicht hierüber vollkommen unterrichtet wäre, und wenn ich sie auch tausendmal durch meine Thaten verdient hätte, weshalb ich das zu verlieren fürchte, was mein Arm so gut verdienen wird. Es ist wahr, ich bin ein Edelmann aus einem alten, bekannten Stamme, habe Besitzung, Eigenthum und Einkünfte, und es könnte seyn, daß der Weise, der meine Geschichte schriebe, meine Verwandtschaft und Abstammung so weit berichtigte, daß er mich im fünften oder sechsten Gliede

mit einem Könige verwandt fände. Denn Du mußt wissen, Sancho, daß es zwei Arten von Geschlechtsfolge in der Welt giebt; Einige leiten ihre Abkunft von Fürsten und Monarchen her, sind aber durch die Zeit nach und nach in Verfall gekommen, und haben in einem Punkt aufgehört, wie eine Pyramide; Andere sind geringen Herkommens und gehen von Stufe zu Stufe aufwärts, bis sie endlich große Herren werden, so daß der Unterschied nur darin liegt, daß die Einen waren, was sie nicht mehr sind, und die Andern sind, was sie nicht waren. Es könnte also leicht seyn, daß man ausfindig machte, mein Ursprung wäre groß und berühmt, womit sich denn der König, mein künftiger Schwiegervater, begnügen müßte. Wäre dies aber auch nicht der Fall, so muß die Infantin mich dergestalt lieben, daß sie, trotz ihres Vaters, und wenn sie auch wüßte, daß ich der Sohn eines Wasserträgers wäre, mich doch zu ihrem Herrn und Gemahl machen wird. Thut sie das nicht, so wird sie geraubt und dahin geführt, wohin es mir gefällt, und die Zeit oder der Tod mag den Unwillen ihrer Eltern endigen."

„Das ist eben so, wie einige lose Buben sagen: Bitte nicht um das, was du mit Gewalt nehmen kannst, oder, noch besser gesagt: Besser in Reisern als im Eisen; denn wenn der König, Euer Gnaden Herr Schwiegervater, sich nicht erweichen läßt, Euch das gnädige Fräulein, die Infantin, zu geben, so braucht Ihr ja weiter nichts zu thun als sie zu entführen und irgend wohin zu bringen. Das Schlimmste

bei der Sache ist aber, daß, bis der Friede geschlossen ist und Ihr im ruhigen Besitze des Königreichs seyd, der arme Schildknappe indeß auf die Belohnungen warten muß, wenn nicht etwa das hülfreiche Fräulein, das ihn heirathen soll, mit der Infantin zugleich entflieht, und er sein Unglück mit ihr erträgt, bis der Himmel es anders besiehlt; denn sein Herr kann sie ihm doch wohl, wie ich glaube, sogleich zur ordentlichen Frau geben?"

„Dies kann ihm niemand untersagen."

„Wie das nun auch sey, wir wollen uns nur Gott empfehlen und dem Schicksal seinen Lauf lassen, es mag ihn richten, wohin es will."

„Gott mag es fügen, wie ich es wünsche, und wie Du, Sancho, es bedarfst, und wer sich für einen gemeinen Menschen hält, der mag einer seyn."

„In Gottes Namen! Ich aber bin ein alter Christ, und das ist mir genug, um Graf zu werden."

„Und noch mehr, als genug, ja, wenn Du es selbst nicht wärest, so machte das in diesem Falle auch nichts aus, denn wenn ich einmal König bin, so kann ich Dir leichtlich den Adel ertheilen, ohne daß Du ihn kaufest, oder mir Dienste dafür leistest. Denn wenn ich Dich zum Grafen mache, so kannst Du Dich auch als Ritter betrachten, und mögen die Leute sagen, was ihnen gut dünkt, so müssen sie Dich doch Euer Gnaden nennen, wenn es ihnen auch schwer ankommt."

„Und gewiß werde ich mir auch ein rechtes Aufsehen zu geben wissen."

„Ansehen, heißt es, und nicht Aufsehen.“

„Ja ja, ich will mich schon zu benehmen wissen, denn wahrlich, ich war eine Zeitlang Bothe bei einer Brüderschaft, und das Bothenkleid stand mir so gut, daß alle sagten, ich nähme mich so gut aus, daß ich wohl Haushofmeister bei derselben Brüderschaft seyn könnte. Was wird es nun erst werden, wenn ich den Herzogsmantel auf den Schultern hängen habe, oder mich in Gold und Perlen kleide, wie ein fremder Graf. Ich denke, man wird hundert Meilen weit herkommen, um mich zu sehen!“

„Du wirst Dich gut ausnehmen; indeß wird es nöthig seyn, daß Du den Bart öfter abnehmest, denn wie der Deinige ist, schwarz und ungeordnet, wird man Dir auf einen Büchsenschuß weit ansehen, wer Du eigentlich bist, wenn Du ihn nicht wenigstens alle zwei Tage abschierst.“

„Was brauche ich denn da weiter, als einen Barbier anzunehmen und in meinem Hause zu besolden? ja, ich könnte ihn auch, wenn es nöthig wäre, hinter mir hergehen lassen, wie einen Stallmeister der Granden.“

„Woher weißt Du, daß die Granden sich von ihren Stallmeistern folgen lassen?“

„Das will ich Euch sagen! Vor mehrern Jahren war ich einen Monat lang am Hofe; da sah ich einen sehr kleinen Herrn vorbei gehen, von dem die Leute sagten, er wäre sehr groß, und diesem folgte ein Mann zu Pferde überall hin, so daß es aussah, als wäre er sein Schwanz. Ich fragte: warum die-

ser Mann nicht neben dem Andern, sondern immer hinter ihm ritte? Man gab mir zur Antwort: Es wäre der Stallmeister und die Granden pflegten dergleichen hinter sich zu haben. Von jener Zeit an weiß ich es nun so gut, daß ich es niemals wieder vergessen habe."

„Du hast vollkommen Recht, und so kannst Du Dir Deinen Barbier auch nachfolgen lassen, denn nicht alle Gebräuche sind zu gleicher Zeit aufgekommen, noch erfunden worden, und Du kannst der erste Graf seyn, der seinen Barbier hinter sich hergehen läßt, denn den Bart zu putzen ist ja eine Sache, welche mehr Zutrauen erfordert, als ein Pferd zu satteln."

„Für den Barbier laßt mich nur sorgen, und sorgt Ihr dafür, daß Ihr König werdet und mich zum Grafen macht."

„Das soll geschehen," antwortete Don Quixote, und als er die Augen erhob, sah er, was im folgenden Kapitel soll beschrieben werden.

Zweites Kapitel.

Don Quixote befreit viele Unglückliche, die man wider ihren Willen wohin führt, wohin sie nicht zu gehen wünschen.

Cid Hamet Benengeli, der arabische und mancha-

nische Schriftsteller, erzählt in dieser ernsthaften, hochtrabenden, genauen, mit süßen Bildern erfüllten Geschichte, daß, nachdem zwischen dem berühmten Don Quixote von la Mancha und seinem Schildknappen, Sancho Panza, die, zu Ende des vorigen Kapitels erzählten Gespräche vorgefallen waren, der mannhafte Ritter die Augen erhob, und sah, daß auf der Straße, die er zog, ihm etwa zwölf Menschen zu Fuß entgegen kamen, welche, wie die Kugeln eines Rosenkranzes, mit den Hälsen an eine starke eiserne Kette gereihet waren und Fesseln an den Händen hatten. Mit ihnen kamen zwei Mann zu Pferde und zwei zu Fuß; die zu Pferde waren mit Kugelbüchsen, die zu Fuß mit Spießen und Degen bewaffnet. Als sie Sancho erblickte, sprach er:

„Das ist eine Kette Galeerensklaven, Leute, die der König zwingt, auf die Galeeren zu gehen."

„Was? Gezwungene Leute?" fragte Don Quixote; „ist es möglich, daß der König irgend Jemanden zwingen kann?"

„Das sage ich nicht, sondern es sind Leute, die wegen ihrer Verbrechen gewaltsam verurtheilt sind, dem König auf den Galeeren zu dienen."

„Das mag aber seyn, wie Du willst; die Leute, die man da führt, gehen doch nicht freiwillig, sondern gezwungen?"

„Allerdings."

„Auf diese Art wird hier die Ausübung meines Amtes nothwendig, nämlich Gewalt mit Gewalt zu

vertreiben und den Unglücklichen beizustehen und zu helfen.“

„Bedenkt, gnädiger Herr, daß die Gerechtigkeit, nämlich der König selbst, dergleichen Menschen weder Gewalt noch Unrecht anthut, sondern sie nur zur Strafe für ihre Verbrechen züchtiget.“

Indem kamen die Leute an der Kette näher, und Don Quixote bat diejenigen, welche sie als Wache begleiteten, sehr höflich, ihn von der Ursache, oder den Ursachen zu unterrichten, warum sie diese Leute auf solche Art fortschleppten. Einer von den berittenen Wächtern antwortete: sie wären Galeerensklaven und ein Eigenthum des Königs, welche auf die Galeeren gingen; mehr habe er nicht zu sagen, und mehr brauche Niemand zu wissen.

„Demungeachtet wünschte ich von jedem derselben einzeln die Ursache seines Unglückes zu wissen.“

Hierzu fügte er noch so viele und höfliche Reden, um sie zu bewegen, daß sie ihm sagen sollten, was er zu wissen wünschte, daß der andere Reiter sagte:

„Ob wir gleich das Verzeichniß und die Urtheile aller dieser Unglücklichen hier bei uns führen, so haben wir doch nicht Zeit, sie heraus zu suchen und Euch vorzulesen; kommt aber näher und fragt sie, dann können sie Euch alles selbst sagen, wenn sie sonst wollen, und das werden sie gewiß, weil es Leute sind, welche Vergnügen daran finden, ihre Spitzbübereien zu erzählen.“

Mit dieser Erlaubniß, welche sich Don Quixote

schon selbst würde genommen haben, wenn man sie ihm auch nicht gegeben hätte, näherte er sich der Kette und fragte den ersten der Gefesselten: für welches Vergehen er in einem so übeln Aufzuge einherginge? Worauf derselbe antwortete: weil er verliebt gewesen sey.

„Bloß deßhalb?“ fragte Don Quixote. „Wenn man wegen des Verliebtseyn auf die Galeeren käme, so müßte ich schon lange dort rudern.“

„Mein Verliebtseyn war nicht von der Art, wie Euer Gnaden glaubt,“ entgegnete der Galeerensklave, „denn meine Neigung war mit Macht auf einen großen Weidenkorb voll weißer Wäsche gefallen, und ich umarmte ihn so gewaltsam, daß ich ihn auch bis jetzt noch nicht freiwillig würde hergegeben haben, wenn die Gerechtigkeit mich nicht dazu gezwungen hätte. Man hatte mich auf frischer That gefangen, also fand keine Tortur statt, und meine Sache wurde schnell beendigt; man erfreute meinen Rücken mit hundert Hieben, gab mir noch zum Ueberflusse dreijährige Wohnung auf dem schwimmenden Brummstalle, und die Sache war vorbei.“

„Was ist das, der schwimmende Brummstall?“

„Das ist eine Galeere,“ entgegnete der Sträfling, welcher ein Bursche von etwa vier und zwanzig Jahren und, wie er sagte, aus Piedrahita gebürtig war.

Don Quixote richtete dieselbe Frage an den Zweiten, der aber vor Trauer und Niedergeschlagen-

heit nicht ein Wort erwiederte; der Erste antwortete für ihn:

„Dieser, lieber Herr, geht mit uns, weil er ein Canarienvogel ist, nämlich, weil er gespielt und gesungen hat.“

„Wie? Man schickt die Leute auf die Galeeren, weil sie spielen und singen?“

„Ja, gnädiger Herr; denn es giebt nichts Schlimmeres, als wenn man in der Angst singt!“

„Ich habe aber im Gegentheile gehört:

Gesang und Saitenspiel
Vertreibt der Sorgen viel.“

„Hier ist der Fall umgekehrt, und wer einmal singt, weint sein ganzes Leben hindurch.“

„Das verstehe ich nicht,“ sprach Don Quixote, aber einer von den Wächtern sprach:

„Herr Ritter, in der Angst singen heißt unter diesem Gaunervolke: auf der Folter bekennen; dieser Sünder da wurde gefoltert und bekannte. Sein Verbrechen ist, ein Vierbein, d. h. ein Viehdieb zu seyn; weil er bekannte, wurde er auf sechs Jahre zu den Galeeren verdammt, vorher aber erhielt er noch zweihundert Peitschenhiebe. Er geht immer tiefsinnig und traurig vor sich hin, weil die übrigen Spitzbuben, welche dort schon sind und hier mit ihm gehen, ihn mißhandeln, höhnen, verspotten und geringschätzen, da er bekannt, und nicht den Muth gehabt hat, nein zu sagen; denn sie meinen, nein sey eben so leicht gesagt, als ja, und ein Uebelthäter sey noch glücklich genug, wenn sein Leben und

sein Tod auf seiner Zunge läge, und nicht auf der der Zeugen und Beweise, und meiner Meinung nach haben sie eben nicht unrecht."

„Das glaube ich selbst," erwiederte Don Quixote und wandte sich mit der schon zweimal gethanen Frage an den Dritten, welcher schnell und dreist antwortete:

„Ich gehe auf fünf Jahre auf die Galeeren, weil mir zehn Ducaten fehlten."

„Ich werde gern zwanzig geben, um Euch von diesem Unglücke zu befreien."

„Das kommt mir eben so vor, als wenn einer mitten auf dem Meere Geld genug hat, und dabei Hungers stirbt, ohne kaufen zu können, was er bedarf; denn wenn ich zur rechten Zeit die zwanzig Dukaten gehabt hätte, welche Euer Gnaden mir jetzt anbietet, so hätte ich die Hände des Schreibers vergolden und den Verstand des Procurators so beleben können, daß ich mich heute auf dem Zodocover-Markte von Toledo, und nicht gekuppelt, wie ein Windhund, auf diesem Wege befinden würde; aber Gott ist groß und Geduld überwindet Alles."

Don Quixote ging zum Vierten, einem Manne von ehrwürdigem Gefühl, mit einem weißen Barte, der ihm über die Brust herab hing; als er sich nach der Ursache fragen hörte, warum er sich hier befände, fing er an zu weinen und antwortete nicht eine Sylbe, aber der fünfte Verurtheilte sprach anstatt seiner:

„Dieser Ehrenmann geht fünf Jahre auf die Galeeren, nachdem er den gewöhnlichen Auszug in

Festtagskleidern, und zwar zu Pferde, gehalten hat.“

„Er hat also,“ sprach Sancho Panza, „wie ich denke, den Schimpfesel geritten?“

„Allerdings, und das Verbrechen, wofür man ihm diese Strafe zuerkannte, bestand darin, daß er ein Mäkler für die Ohren war, und auch wohl für den ganzen Leib; kurz, ich will sagen, daß dieser Cavalier diesen Weg geht, weil er ein Kuppler war und sich auch mit Hexereien befaßte.

„Wenn er sich damit nicht abgegeben hätte, so verdiente er wegen der bloßen Kuppelei nicht, auf den Galeeren rudern zu müssen, sondern er sollte sie selbst unter seine Befehle bekommen; das Kupplerhandwerk ist gar nicht der Art, wie man glaubt, denn es gehören kluge Leute dazu; in einem wohlgeordneten Staate ist es nöthig und sollte eigentlich durch Leute von Stande ausgeübt werden, welche selbst unter Aufsicht und Prüfung stehen müßten, wie andere Staatsbeamte; dabei müßten sie in bestimmter, anerkannter Zahl bestehen, wie die Börsenmäkler. Auf diese Art würde manches Böse vermieden werden, welches bloß deßhalb geschieht, weil die Ausübung dieses Amtes in den Händen unwissender und unverständiger Leute ist, als z. B. liederliche Weiber, Bursche und Schalksnarren sind, denen Jahre und Erfahrung fehlen, und welche bei den dringendsten Gelegenheiten, und wenn es am nöthigsten ist, etwas Wichtiges abzuschließen, das Wort im Munde frieren lassen und nicht wissen, welches

ihre rechte Hand ist. Ich wünschte mich weiter zu verbreiten, zu beweisen und Gründe anzugeben, warum die Wahl von dergleichen Leuten nöthig ist, welche ein dem Staate so nöthiges Amt verwalten sollten; dazu ist dies aber kein schicklicher Ort, und ich werde es einst Denjenigen sagen, welche dafür sorgen werden, dem Uebel abzuhelfen. Nur so viel sage ich noch, daß das Mitleid, dieses weiße Haar und dieses ehrwürdige Antlitz wegen Kuppelei so viele Leiden ausstehen zu sehen, dadurch wieder gehoben wird, daß der Mensch sich auch der Hexerei schuldig gemacht hat, ob ich gleich weiß, daß es keine Hexenmeister in der Welt giebt, welche das Gemüth bewegen und zwingen könnten, wie einige einfältige Menschen glauben, denn unser Wille ist frei, und es giebt kein Kraut und keinen Zauber, wodurch er könnte gezwungen werden. Einige alberne Weiber und schelmische Betrüger pflegen zwar Mischungen und Gifte zu bereiten, wodurch sie die Menschen verrückt machen, indem sie ihnen vorreden, sie hätten die Macht, Liebe zu erregen; es ist aber, wie ich schon gesagt habe, etwas Unmögliches, dem Gemüth Gewalt anzuthun."

„Das ist ausgemacht," versetzte der gute Alte, „und in Wahrheit, was die Hexerei betrifft, so bin ich ganz unschuldig; das Kuppeln aber kann ich nicht läugnen. Indeß habe ich nicht geglaubt, damit etwas Böses zu thun, weil meine einzige Absicht war, daß alle Menschen sich freuen und ohne Trübsal und Kummer, nur in Frieden und Ruhe leben sollten. Aber

meine gute Absicht hilft mir nichts, denn ich muß doch dahin gehen, von wo ich nie zurück zu kehren hoffen darf, denn mich drücken die Jahre und ich habe auch noch eine Harnkrankheit, die mich nicht einen Augenblick ruhen läßt.“

Hier fing er auf's Neue an zu weinen, und Sancho hatte so viel Mitleid mit ihm, daß er einen Viertelreal hervorzog, und ihm denselben als Almosen reichte. Don Quixote ging weiter und fragte einen Andern nach seinem Verbrechen, und dieser antwortete mit viel größerer Lebhaftigkeit, als der vorhergehende:

„Ich gehe hierher, weil ich ein wenig zu stark mit zweien meiner Nichten gescherzt hatte, und mit noch zwei andern Schwestern, mit denen ich aber nicht verwandt war. Ich spaßte aber so sehr mit allen Vieren, daß am Ende kein Genealog meine Verwandtschaft, die sehr verwickelt geworden war, hätte aufklären können. Man bewies mir Alles, Gönner fehlten mir, eben so wenig hatte ich Geld, und kam also in Gefahr, meine Haare in freier Luft verfaulen zu lassen, wurde aber nur auf sechs Jahre zu den Galeeren verurtheilt. Natürlich willigte ich ein, denn ich habe meine Strafe verdient; übrigens bin ich noch jung, kann noch lange leben, und Alles kann noch gut gehen. Habt Ihr etwas, Herr Ritter, womit Ihr diesen armen Teufeln ein wenig unter die Arme greifen könnt, so wird es Euch Gott im Himmel vergelten, wir Andern aber wollen auf Erden Eurer in unserm Gebete eifrigst gedenken und

Gott bitten für Euer Gnaden Wohlseyn und Leben, welches so lange seyn möge, als Ihr es verdient."

Dieser trug Studentenkleider, und einer der Wächter sagte: Er wäre ein großer Redner und geschickter Lateiner. Unter den Andern war ein, ungefähr dreißigjähriger Mann, von sehr gutem Aeußern, der aber ein wenig schielte. Er war anders geschlossen, als die Uebrigen, denn er hatte eine große Kette am Fuße, die ihm um den ganzen Leib ging, trug zwei Eisen um den Hals, das eine an der Kette, und das andere an einem sogenannten Freundefuße, von welchem zwei Eisen bis auf den Gürtel herab gingen; hieran waren nun zwei Handschellen befestigt, worin die Hände mit starken Vorlegeschlössern fest gehalten wurden, so, daß er weder mit den Händen zum Munde kommen, noch den Kopf auf die Hände beugen konnte. Don Quixote fragte: Warum dieser Mensch mit so vielen Banden mehr beladen sey, als die Uebrigen? Worauf der Wächter antwortete: Dieser Einzige hätte mehr Verbrechen begangen, als die andern Alle zusammen genommen und wäre ein so verwegener Bösewicht, daß sie seiner, wenn er auch auf diese Art gefesselt wäre, doch nicht sicher seyn könnten, sondern immer fürchten müßten, daß er ihnen entspringen würde.

„Was kann er denn für Verbrechen begangen haben, wenn sie keine größere Strafe, als die Galeeren verdienen?"

„Er geht auf zehn Jahre dahin," entgegnete der Wächter, „und das ist eben so viel, wie Todes-

strafe. Ihr braucht weiter gar nichts zu wissen, als daß er der berüchtigte Gines von Pasamonte ist, oder mit einem andern Namen, Ginesillo von Parapilla.“

„Herr Commissair,“ sprach hier der Sträfling, „geht fein gemach zu Werke und laßt uns jetzt nicht Namen und Zunamen aus einander setzen: Ich heiße Gines und nicht Ginesillo; Pasamonte ist mein Geschlechtsname, und nicht Parapilla, wie Ihr sagt. Uebrigens sorge ein Jeder für sich selbst, und er wird genug zu sorgen haben.“

„Rede nicht zu viel, übergroßer Herr Spitzbube,“ sprach der Commissair, wenn Du nicht willst, daß ich Dich auf eine handgreifliche Art soll zum Schweigen bringen.“

„Ich sehe wohl, daß man dem Schicksale folgen muß; aber ein Gewisser soll einst erfahren, ob ich Ginesillo von Parapilla heiße, oder nicht.“

„Aber man nennt Dich doch so, Hundsfott?“

„Freilich; aber ich will schon machen, daß mich die Leute nicht so nennen sollen, oder ich will ihnen etwas dafür erzählen. — Herr Ritter, wollt Ihr uns etwas geben, so gebt es uns bald, und reis't mit Gott, denn mich langweilt schon das Fragen nach Anderer Lebenslauf, und wenn Ihr den Meinigen zu kennen wünscht, so wisset, daß ich Gines von Pasamonte bin, dessen Lebenslauf von diesen Fingern hier ist niedergeschrieben worden.“

„Es ist die Wahrheit,“ sprach der Commissair; „er selbst hat seine Geschichte auf das Allerschönste

geschrieben, und das Buch im Gefängnisse für zweihundert Realen versetzt."

„Ich gedenke es auch nie wieder zu lösen, und wenn es zweihundert Dukaten kostete."

„Ist es denn so gut?" fragte Don Quixote.

„Es ist so gut," versetzte Gines, „daß den Lazarillo von Tormes und alle dieser Art, welche schon sind geschrieben worden, oder noch sollen geschrieben werden, der Teufel holen mag. Uebrigens kann ich Euch versichern, daß es lauter Wahrheiten enthält, und zwar so schöne, artige Wahrheiten, daß es gar keine Lügen geben kann, die ihnen gleichen."

„Und wie heißt das Buch?"

„Leben des Gines von Pasamonte."

„Ist es schon vollendet?"

„Wie kann es vollendet seyn, da mein eigenes Leben noch nicht zu Ende ist? Das, was geschrieben ist, beginnt bei meiner Geburt, und geht bis zu dem Augenblick, wo man mich dieses Letztemal auf die Galeeren schickt."

„So seyd Ihr schon einmal dort gewesen?"

„Um Gott und meinem Könige zu dienen, bin ich schon einmal vier Jahre dort gewesen; ich weiß bereits, wie Zwieback und Ochsenziemer schmecken, und es drückt mich auch eben nicht sehr, wieder hin zu gehen, denn dort werde ich Zeit haben, mein Buch zu vollenden, es bleibt mir noch viel zu sagen übrig, und auf den spanischen Galeeren hat man mehr Ruhe, als nöthig wäre, ungeachtet ich zu dem, was ich noch

zu schreiben habe, weiter nicht viel Zeit mehr brauche, denn ich weiß Alles auswendig."

„Du scheinst gescheit zu seyn."

„Und unglücklich dazu, denn das Unglück verfolgt immer kluge Leute."

„Spitzbuben willst Du sagen," sprach der Commissair.

„Ich habe Euch schon gesagt, Herr Commissair, Ihr sollt gemach zu Werke gehen, denn die Obrigkeit gab Euch Euern Gerichtsstab nicht, daß Ihr uns arme Teufel damit mißhandeln, sondern daß Ihr uns damit führen, und dahin bringen sollt, wohin Seine Majestät es befiehlt, oder bei allen . . . . ., genug, es könnten einst die Flecken mit Lauge ausgewaschen werden, die in der Schenke sind gemacht worden; ein Jeder schweige, lebe gut, und rede noch besser, wir Andern aber wollen gehen, denn zum Spaß ist's nun genug."

Der Commissair hob seinen Stab in die Höhe, um dem Pasamonte auf seine Drohungen zu antworten, allein Don Quixote schlug sich ins Mittel, und bat ihn, den Unglücklichen nicht zu mißhandeln, weil man sich gar nicht darüber verwundern dürfte, wenn der, dessen Hände so gebunden wären, die Zunge ein wenig ungebunden laufen ließe; hierauf wandte er sich zu den Uebrigen an der Kette, und sprach:

„Aus Allem, was Ihr mir gesagt habt, lieben Freunde, habe ich deutlich entnommen, daß Ihr Euch, obgleich man Euch für Eure Vergehungen züchtigt, doch von den Strafen, die Ihr leiden sollt, eben

kein großes Vergnügen verspricht, sondern ihnen mit Unlust und ganz gegen Euern Willen entgegen geht, und es ist auch möglich, das der wenige Muth, welchen dieser auf der Folter bewies, der Geldmangel des Andern, des Dritten Mangel an Beschützern und endlich das verdrehte Urtheil des Richters, Ursache Eures Unglücks gewesen sey, und Ihr ohne diese Dinge besser weggekommen wäret, als es der Fall ist. Dieses Alles stellt sich mir so deutlich vor, daß mein Bewußtseyn mir sagt, mich überredet, ja, mich zwingt, Euch zu zeigen, warum der Himmel mich in die Welt geschickt und mir das Amt eines fahrenden Ritters übertragen hat, welches ich ausübe, und wobei ich das Gelübde geleistet habe, Bedrängten und von Stärkern Unterdrückten beizustehen. Weil ich indeß weiß, daß es eine Vorschrift der Klugheit ist, das, was man freiwillig bekommen kann, nicht gewaltsam zu nehmen, so will ich die Wächter und den Herrn Commissair bitten, daß sie so gütig sind, Euch zu entfesseln und in Frieden gehen zu lassen; es wird dem König gar nicht an Leuten fehlen, die ihm besser dienen, denn es scheint mir hart, Leute zu Sclaven zu machen, welche von Gott und der Natur frei geschaffen sind. Vorzüglich, Ihr Herrn Wächter, da diese Unglücklichen nichts gegen Euch verbrochen haben. Jeder trage seine eigene Schuld; Gott wird im Himmel schon dafür sorgen, daß weder der Böse ungestraft, noch der Gute unbelohnt bleibe, und es ist nicht gut, daß ehrliche Menschen die Henker ihrer Nebenmenschen werden, wenn sie

selbst nicht dabei betheiligt sind. Ich bitte daher höflich und mit Ruhe, damit ich, wenn Ihr mir meine Bitte gewährt, Euch etwas zu verdanken habe; thut Ihr es aber nicht gutwillig, so werden dieses Schwert und diese Lanze, von der Kraft meines Armes geführt, Euch schon zwingen, es zu thun.“

„Ei die niedliche Dummheit!“ erwiederte der Commissair; „Ihr beschließt Eure Posse mit einem guten Scherze. Ihr verlangt, wir sollen die Gefangenen des Königs los lassen, als ob wir das Recht hätten, sie in Freiheit zu setzen, oder als ob es Euch zukäme, uns so etwas zu befehlen. Zieht Ihr in Gottes Namen Eure Straße, Herr, rückt Euer Bartbecken gerad auf dem Kopfe, und laßt Euch unbekümmert um fremdes Vieh!“

„Ihr seyd ein Vieh, ein Esel, ein Schelm!“ rief Don Quixote, sprengte augenblicklich auf den Commissair ein, und warf ihn, ohne daß er ihm Zeit ließ, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, von einem Lanzenstoße schwer verwundet, zu Boden, wobei der Ritter deshalb gut weg kam, weil der Niedergeworfene gerade der war, der ein Feuergewehr hatte. Die übrigen Wächter waren erstaunt und verwirrt über den unerwarteten Angriff; indeß kamen sie bald wieder zu sich, die Reitenden griffen zu ihren Degen und die zu Fuß zu den Spießen, und kamen auf den Ritter zu, der sie mit vieler Ruhe erwartete. Ohne Zweifel würde es ihm übel gegangen seyn, wenn die Sträflinge die Gelegenheit, die sich ihnen darbot, ihre Freiheit zu erlangen, nicht be-

nutzt, und die Kette, an welche sie geschlossen waren, zerbrochen hätten. Der Aufstand war so groß, daß die Wächter, welche bald zu den Gefangenen laufen mußten, die sich los machen wollten, bald sich gegen Don Quixote zu vertheidigen hatten, der sie angriff, durchaus nichts Erhebliches ausrichten konnten. Sancho half dem Gines von Pasamonte sich loszubrechen; dieser war nun der Erste, der frei und entfesselt, auf den gefallenen Commissair losstürzte, ihm den Degen und die Kugelbüchse entriß, und mit der letzten bald diesen bedrohte, bald auf jenen anschlug, ohne sie je abzuschießen, so daß kein Wächter in der Nähe blieb, sondern alle entflohen, weil sie sich theils vor der Büchse des Pasamonte, theils auch vor dem Steinregen fürchteten, mit welchem die, bereits losgekommenen Ruderknechte sie begrüßten. Dem guten Sancho fiel der Muth gar sehr bei dieser Begebenheit, weil er sich vorstellte, die Flüchtlinge würden die Sache der heiligen Hermandad anzeigen, worauf man die Glocken läuten und die Verbrecher aufsuchen würde. Er sagte dies auch seinem Herrn und bat denselben, sich schnell mit ihm zu entfernen und im nahen Gebirge zu verstecken.

„Das ist gut," antwortete Don Quixote, „indeß weiß ich, was ich jetzt zu thun habe."

Hierauf rief er die Ruderknechte herbei; welche unordentlich umher liefen, und den Commissair bis auf die Haut ausgeplündert hatten; sie stellten sich Alle rund um ihn her, um zu hören, was er wollte, und er sprach zu ihnen:

„Ehrliche Leute sind dankbar für die Wohlthaten, die sie empfangen, und Undankbarkeit ist eine von denjenigen Sünden, welche Gott am meisten beleidigen; ich sage das, Ihr Herrn, weil Ihr aus offener Erfahrung wißt, was Ihr von mir erhalten habt. Zum Lohne dafür wünsche ich, und ist mein Wille, daß Ihr, beladen mit dieser Kette, von der ich Eure Hälse befreit habe, Euch sogleich auf den Weg nach der Stadt Toboso begebet, Euch dort dem Fräulein Dulcinea von Toboso vorstellet, und ihr saget, das ihr Ritter, nämlich der von der traurigen Gestalt, sich ihr empfehle; hierauf sollt Ihr ihr Wort für Wort Alles erzählen, was bei diesem merkwürdigen Abentheuer vorgefallen ist, bis ich Euch die gewünschte Freiheit gegeben habe. Habt Ihr dies vollbracht, so könnt Ihr gehen, wohin Euer gutes Glück Euch führt.“

Gines von Pasamonte antwortete für Alle, und sprach:

„Das, was Euer Gnaden uns befiehlt, zu thun, mein Herr und Befreier, ist die allerunmöglichste Unmöglichkeit, weil wir nicht zusammen auf der Straße gehen können, sondern allein und getheilt, und Jeder für sich; wir möchten uns ja lieber in die Eingeweide der Erde verbergen, um nicht von der heiligen Hermandad gefunden zu werden, welche uns ohne Zweifel nachspüren wird. Was Euer Gnaden thun kann und von Rechts wegen thun muß, ist, diesen Dienst und Zoll, den Ihr dem Fräulein Dulcinea von Toboso zugedacht habt, in irgend eine Anzahl Ave Ma-

ria und Credo zu verwandeln, welche wir für Euer Gnaden Heil sprechen werden, denn das ist eine Sache, die man bei Tag und bei Nacht, fliehend und in Ruhe, im Frieden und im Kriege, vollbringen kann. Wenn Ihr aber glaubt, daß wir jetzt nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurückkehren, nämlich unsere Kette aufladen und uns auf den Weg nach Toboso machen sollten, so ist das eben so viel, als glaubtet Ihr, es sey jetzt Nacht, ob es gleich Vormittags zehn Uhr ist, und das von uns verlangen, heißt Birnen vom Ulmbaum schütteln wollen.“

„Nun, so muß der Teufel drin sitzen!“ rief Don Quixote, der schon in Zorn gerathen war; „Du, gemeiner Kerl, Herr Ginesillo von Parapilla, oder wie Du Dich nennst, Du allein sollst demüthig die ganze Kette auf die Schultern nehmen und damit hingehen.“

Pasamonte ließ sich nicht gern viel gefallen, und hatte auch schon gesehen, daß Don Quixote nicht der klügste war, indem derselbe die große Verrücktheit begangen hatte, sie zu befreien; als er sich daher auf diese Art behandelt sah, winkte er seinen Gefährten, sie gingen ein wenig auf die Seite, und fingen an, eine solche Menge von Steinen auf den Ritter zu schleudern, daß er sich gar nicht genug mit seinem Schilde bedecken konnte und der arme Rocinante machte sich diesmal auch so wenig aus den Sporen seines Herrn, als wenn er wäre von Erz gegossen gewesen. Sancho steckte sich hinter seinen Esel, und schützte sich so gegen den Hagel von Steinen, der auf Beide herab stürzte. Don Quixote

konnte sich nicht genug mit seinem Schilde decken, daher fuhren ihm einige Kiesel mit solcher Gewalt auf den Leib, daß sie ihn zu Boden warfen, und kaum war er gestürzt, so fiel auch der Student über ihn her, riß ihm das Bartbecken vom Kopfe und schlug damit den Ritter drei oder viermal auf den Rücken und eben so vielmal auf die Erde, daß es fast in Stücken ging. Nun zogen sie ihm das Kleid aus, das er über den Waffen trug, und würden ihm auch die Hosen ausgezogen haben, wenn die Beinschienen sie nicht daran gehindert hätten. Dem Knappen nahmen sie den Mantel, ließen ihn ausgezogen stehen und theilten die ganze Beute; hierauf entfernten sie sich, jeder nach einer andern Seite, und zeigten dabei mehr Lust, der gefürchteten heiligen Hermandad zu entgehen, als die Kette aufzuladen und sich dem Fräulein Dulcinea von Toboso vorzustellen. Der Esel und Rocinante, Sancho und Don Quixote blieben nun allein; der Esel mit gesenktem Kopfe und tiefsinnig, wobei er von Zeit zu Zeit die Ohren schüttelte, indem er wohl glauben mochte, der Steinregen, der ihn umbraust hatte, sey noch nicht vorüber; Rocinante, den auch ein Steinwurf niedergestürzt hatte, lag neben seinem Herrn ausgestreckt; Sancho war fast nackend, und fürchtete die heilige Hermandad; Don Quixote war sehr verdrießlich, sich gerade von denjenigen, denen er so wohl gethan hatte, jetzt in einen so schlimmen Zustand versetzt zu sehen.

Drittes Kapitel.

Was dem berühmten Don Quixote in der Sierra Morena begegnete; eines der seltsamsten Abentheuer, die in dieser wahrhaften Geschichte erzählt werden.

Als Don Quixote sich so übel zugerichtet sah, sprach er zu seinem Schildknappen:

„Immer, Sancho, habe ich sagen hören, daß es Wasser in das Meer getragen ist, wenn man schlechten Menschen wohl thut, und wenn ich geglaubt hätte, was Du mir sagtest, so würde ich diesen Verdruß vermieden haben; doch es ist einmal geschehen, man muß also Geduld haben und in Zukunft klüger seyn."

„Euer Gnaden," antwortete Sancho, wird wohl eben so gut klüger werden, als ich ein Türke bin; da ihr aber doch meint, Ihr würdet diesen Verdruß vermieden haben, wenn Ihr mir geglaubt hättet, so glaubt mir jetzt, und Ihr werdet einen noch größern vermeiden; denn ich kann Euch versichern, daß Ihr bei der heiligen Hermandad mit dem Ritterwesen nicht auskommt. Die giebt für alle fahrenden Ritter in der Welt nicht zwei Maravedis, und wahrlich, mir scheint es, als wenn mir ihre Wurfspieße schon um die Ohren sausten."

„Sancho, Du bist von Natur feig, damit Du aber nicht sagest, ich wäre hartnäckig und folgte niemals Deinem Rathe, so will ich es diesmal thun,

um dem Unglück zu entgehen, welches Du so sehr fürchtest, aber nur unter einer Bedingung. Du darfst nämlich niemals, weder im Leben noch im Tode, irgend Jemanden sagen, ich wäre geflohen und hätte mich aus Furcht dieser Gefahr entzogen, sondern ich hätte mich bloß auf Deine Bitten entfernt. Sagst Du etwas Anderes, so lügst Du es, und ich zeihe Dich der Lüge jetzt und in Zukunft, und in Zukunft wie jetzt, und sage Dir, daß Du lügen wirst, jedesmal wenn Du es denkst oder sagst; und widersprich mir nicht weiter, denn wenn Du nur daran denkst, daß ich mich vor irgend einer Gefahr entferne und zurückziehe, und besonders vor dieser, wo ein wenig Furcht wohl verzeihlich wäre, so bleibe ich hier zurück und erwarte ganz allein nicht nur die heilige Hermandad, von der Du redest und die Du fürchtest, sondern alle Brüder der zwölf Stämme Israel, die sieben Maccabäer, Castor und Pollux, nebst allen Brüdern und Brüderschaften der ganzen Welt.“

„Sich zurückziehen ist ja nicht fliehen, gnädiger Herr, und zu lange warten keine Klugheit, sobald die Gefahr die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs übersteigt. Der Weise erhält sich heut für morgen, und wagt nicht Alles an einem Tage. Glaubt mir, ob ich gleich nur ein einfältiger Bauer bin, so habe ich doch immer auch etwas von dem, was die Leute Menschenverstand nennen; laßt es Euch also nicht gereuen, meinen Rath angenommen zu haben, sondern besteigt Euern Rocinante, wenn Ihr könnt, und

könnt Ihr nicht, so will ich Euch helfen, und dann folgt mir, denn mein Bischen Verstand sagt mir, daß wir jetzt die Beine nöthiger haben, als die Hände.“

Don Quixote stieg auf, ohne ein Wort zu erwiedern, Sancho machte auf seinem Esel den Wegweiser, und so zogen sie in den Theil der Sierra Morena hinein, der ihnen nahe war, wobei Sancho den Vorsatz hatte, queer durch zu ziehen und bei Viso oder Almodovar del Campo herauszukommen, nachdem sie sich einige Tage lang in diesen rauhen Gegenden würden verborgen haben, um nicht gefunden zu werden, wenn die Hermandad ihnen nachspürte. Er faßte diesen Vorsatz, weil er gesehen hatte, daß der Speisevorrath, den er auf seinem Esel bei sich führte, aus dem Streite mit den Gefangenen war gerettet worden, was er für ein Wunder ansah, nach dem, was die Räuber ihnen genommen, und wie sie sie durchsucht hatten. Sie kamen diesen Abend bis mitten in das Innere der Sierra Morena, und Sancho hielt für gut, die Nacht und noch einige Tage da zuzubringen, wenigstens so lange, als der Mundvorrath dauern würde, den er bei sich hatte, und so blieben sie die Nacht zwischen zwei Felsen unter einer Menge von Korkbäumen; aber das böse Schicksal, welches nach der Meinung derer, die das Licht des wahren Glaubens nicht erblickt haben, Alles nach seiner Meinung führt, anordnet und macht, fügte es, daß es dem Gines von Pasamonte, dem berüchtigten Spitzbuben und Räuber, der

durch Don Quixote's Tapferkeit und Narrheit der Kette entschlüpft war, aus Furcht vor der heiligen Hermandad (wozu er die gerechtesten Ursachen hatte), auch einfiel, in diesen Gebirgen seine Zuflucht zu suchen. Schicksal und Furcht führten ihn nun zu derselben Stelle, wohin sie den Ritter und seinen Knappen schon geführt hatten, und zwar so, daß er sie erkennen und ihr Einschlafen abwarten konnte. Böse Menschen sind immer undankbar, Nothwendigkeit drängt zu manchen Dingen, und die Sorge für die Gegenwart vertreibt die für die Zukunft; daher gerieth Gines, der weder dankbar noch wohlwollend war, auf den Gedanken, Sancho's Esel zu stehlen, und fragte nicht nach Rocinante, weil dieser sowohl zum Versetzen, als zum Verkaufen, zu wenig Werth hatte. Sancho schlief, Gines raubte ihm seinen Esel und war, ehe der Tag anbrach, schon weit genug entfernt, um nicht gefunden zu werden. Die Morgenröthe stieg herauf und erfreute die Erde, den guten Sancho aber machte sie traurig, denn dieser fand seinen Grauen nicht; als er sich desselben beraubt sah, begann er das traurigste und schmerzlichste Klaggeschrei von der Welt, welches so laut war, daß Don Quixote erwachte, und noch folgendes davon hörte:

„O Sohn meines Herzens, der du geboren bist in meinem eigenen Hause, du Spielzeug meiner Kinder, Freude meiner Frau, Neid meiner Nachbarn, Erleichterer meiner Lasten, kurz, du Erhalter der Hälfte meiner selbst, denn mit den sechs und zwanzig

Maravedis, welche du täglich verdientest, besorgte ich die Hälfte meiner Ausgaben!"

Don Quixote, welcher die Klagen hörte und die Ursache davon erfuhr, tröstete den armen Sancho, so gut es ihm nur möglich war, bat ihn, Geduld zu haben, und versprach ihm, ihm einen Wechsel auszustellen auf drei von den fünf Eseln, die er zu Haus zurückgelassen hätte. Damit tröstete sich Sancho, trocknete seine Thränen, hielt seine Seufzer zurück und dankte dem Don Quixote für die Güte, die er ihm erzeigte. Als Don Quixote die Gebirge betrat, freute sich sein Herz, indem diese Gegenden zu den Abentheuern, die er suchte, ganz geschaffen zu seyn schienen, und es kamen ihm alle die wunderbaren Vorfälle in's Gedächtniß zurück, welche mit fahrenden Rittern in dergleichen Einöden und rauhen Gegenden sich zugetragen hatten. Er war von diesen Dingen so durchdrungen und so vertieft in dieselben, daß er an nichts weiter dachte; und Sancho hatte, als er einmal glaubte, ein wenig in Sicherheit zu seyn, keine größere Sorge, als seinen Magen mit den Ueberbleibseln der geistlichen Beute zu befriedigen. So wanderte er hinter seinem Herrn her, beladen mit allem, was der Esel eigentlich hätte tragen sollen, warf den Inhalt seines Schnappsackes in den Magen, und hätte, während er auf diese Art beschäftigt war, keinen Heller um ein anderes Abentheuer gegeben. Indem schlug er die Augen auf und sah, daß sein Herr bemüht war, mit der Spitze der Lanze irgend etwas aufzuheben, was auf der Erde

lag, weßhalb er hinzu eilte, ihm zu helfen, im Fall es nöthig wäre. Als er hin kam, hob Don Quixote eben mit der Lanzenspitze ein Packkissen mit einem daran befestigten Felleisen auf, welches beides halb oder ganz verfault und zerrissen, aber so schwer war, daß Sancho beim Aufheben helfen mußte. Don Quixote befahl ihm, nachzusehen, was der Mantelsack enthielt; das geschah schnell, und obgleich der Mantelsack mit einer Kette und einem Schlosse versehen war, so sah Sancho doch durch die zerrissenen und verfaulten Stellen das, was darin war, nämlich vier Hemden von feiner Leinwand, nebst mehrerem andern, eben so zierlichen, als reinlichen Leinenzeug, und in einem Schnupftuch eine ziemliche Anzahl Goldstücke, und als er diese erblickte, sprach er:

„Gelobt sey der Himmel, der uns ein Abentheuer aufstoßen läßt, das uns nützlich ist!“

Er suchte weiter, und fand eine reich verzierte Schreibtafel; diese nahm Don Quixote zu sich und befahl dem Knappen, das Geld zu nehmen und für sich zu behalten. Sancho küßte ihm dankbar die Hand, nahm das Leinenzeug aus dem Felleisen und steckte es in seinen Futtersack.

„Es scheint mir,“ sprach Don Quixote, der alles dies mit ansah, „es scheint mir, Sancho (und es ist nicht möglich, daß es anders seyn kann), als daß irgend ein verirrter Reisender durch dieses Gebirge gekommen, von Räubern angefallen, ermordet und an dieser verborgenen Stelle begraben worden ist.“

„Das kann nicht seyn,“ entgegnete Sancho,

„denn wenn es Räuber gewesen wären, so würden sie dieses Geld nicht hier gelassen haben.“

„Da hast Du auch Recht, und ich begreife nicht, wie es mit der Sache ist; doch halt! Wir wollen doch sehen, ob in dieser Schreibtafel nicht irgend etwas steht, wodurch wir das, was wir zu wissen wünschen, erforschen, und Kenntniß davon erlangen können.“

Er öffnete das Taschenbuch, und das erste, was er, zwar nur flüchtig, aber doch deutlich, darin geschrieben fand, war folgendes Sonett, welches er, damit es Sancho hören sollte, laut vorlas:

Entweder Amor kennt nicht meine Leiden,
Und seine Grausamkeit ist ohne Schranken
Und Grenzen, oder alle Fesseln sanken,
Die je vom Leben wilde Qualen scheiden.

Er wär' ein Gott, und könnte noch sich weiden
An meinem Schmerz? — Ich kann bei dem Gedanken
Nicht anders, als in meinem Glauben wanken,
Und dem, der willig glaubt, sein Glück beneiden.

Du wärst es, Phillis, die mich elend machte,
Du wärst es, die bei meinen Schmerzen lachte?
Kann Güte neben Bosheit auch bestehen?

Zum finstern Grab will ich verzweifelnd gehen,
Denn unbekannter Krankheit vorzubeugen,
Wär höchsten Wunders allergrößtes Zeichen.

„Aus diesem Liedchen,“ sprach Sancho, „kann man nichts ersehen, wenn nicht etwa bei dem Gefüllten, wovon hier steht, auch ein Stückchen Taube liegt.“

„Was steht hier von Gefülltem?“ fragte Don Quixote.

„Es war mir, als wenn Euer Gnaden von Gefülltem läse.“

„Phillis, habe ich gesagt; das ist unstreitig der Name der Schönen, über welche sich der Verfertiger dieses Sonetts beschwert, und der muß ein guter Dichter seyn, oder ich verstehe wenig von der Kunst.“

„Euer Gnaden versteht sich auch auf das Versemachen?“

„Und zwar mehr, als Du denkst; das sollst Du sehen, wenn Du meiner Gebieterin, Dulcinea von Toboso, einen vom Anfange bis zu Ende in Versen geschriebenen Brief überbringen wirst; denn Du mußt wissen, Sancho, daß alle, oder die meisten fahrenden Ritter vergangener Zeiten große Dichter und Saitenspieler waren, da diese zwei Geschicklichkeiten, oder besser gesagt, Lieblichkeiten, unerläßliche Eigenschaften verliebter Ritter sind, obgleich die Lieder der alten Ritter mehr von Geist, als von Kunst zeigen.“

„Les't doch weiter, gnädiger Herr, vielleicht finden wir etwas, das uns befriedigt.“

Don Quixote wandte das Blatt um und sprach:

„Das ist Prosa, und scheint ein Brief zu seyn.“

„Was denn für ein Brief?“

„Dem Anfange nach scheint es nur ein Liebesbrief zu seyn.“

„Ei, les't ihn doch laut, gestrenger Herr; ich finde ein großes Vergnügen an Liebesgeschichten.“

„Das will ich gern thun!“

Don Quixote las laut, wie Sancho ihn gebeten hatte, und fand folgendes:

„Dein falsches Versprechen und mein gewisses Unglück führen mich dahin, von wo aus die Nachricht meines Todes Dein Ohr eher erreichen wird, als der Ton meiner Klagen. Du verwirfst mich, Undankbare, für einen, der mehr besitzt, als ich, und nicht für einen, der mehr werth ist; aber wenn die Tugend derjenige Reichthum wäre, den Du schätztest, so würde ich Anderer Reichthümer nicht beneiden, noch eigene Armuth beweinen müssen. Was Deine Schönheit aufrichtete, haben Deine Handlungen niedergerissen — jener zu Folge warst Du ein Engel, und diese geben mir zu erkennen, daß Du nur ein Weib bist. Lebe in Frieden, Du Urheberin meines Unfriedens, und gebe der Himmel, daß der Betrug Deines Gatten Dir immer verborgen bleibe, damit Du das, was Du gethan hast, nicht bereuest, und ich nicht eine Rache bekomme, die ich nicht wünsche.“

Wie Don Quixote den Brief durchgelesen hatte, sprach er:

„Aus diesem Briefe kann man eben so wenig, als aus den Versen, etwas anderes entnehmen, als daß der, der ihn geschrieben hat, ein unglücklicher Liebhaber seyn muß.“

Er durchblätterte fast das ganze Taschenbuch, fand noch mehrere Verse und Briefe, von denen er einige lesen konnte und andere nicht, sie enthielten aber alle nichts anderes, als Jammer und Wehklagen, Vergnügen und Mißmuth, Gunst und Verachtung, wovon die einen gerühmt, die andern beklagt wurden. Während Don Quixote das Taschenbuch durchsah, sah der Knappe den Mantelsack durch, ohne in demselben und in dem Kissen ein Eckchen zu lassen, welches er nicht untersucht, durchforscht und ausgeschüttelt, noch eine Naht, die er nicht aufgetrennt, oder einen Flocken Wolle, den er nicht von einander gezogen hätte, damit durch seine Schuld und Unvorsichtigkeit nichts zurückbleiben möchte, so begierig hatten ihn die gefundenen Goldstücke gemacht, deren mehr als hundert waren. Ob er nun gleich nichts weiter fand, so verschmerzte er doch die Sprünge bei der Prelle, das Brechen vom Wunderbalsam, die Schläge mit den Pfählen der Yanguesen, die Faustſtöße des Maulthiertreibers, den Verlust des Schnappsackes, den Raub des Esels, und Hunger, Durst und Mühseligkeiten, welche er im Dienste seines guten Herrn ausgestanden hatte; denn er hielt sich dadurch für überflüssig belohnt, daß ihm der Fund überlassen blieb.

Der Ritter von der traurigen Gestalt wünschte

recht sehr, zu wissen, wer der Herr des Felleisens sey; denn er schloß aus dem Sonett, dem Briefe, dem Geld und den so feinen Hemden, daß alles das Eigenthum irgend eines vornehmen Liebhabers müsse gewesen seyn, welchen Verachtung und üble Behandlung seiner Geliebten zu einem verzweifelten Schritte geführt hätten; da indeß in dieser unbewohnten, rauhen Gegend Niemand erschien, bei dem er sich hätte erkundigen können, so dachte er nur daran weiter zu reiten, ohne einen andern Weg einzuschlagen, als den, welchen Rocinante wählte, welches natürlich immer der bequemste war, und hierbei war der Ritter beständig der Meinung, daß ihm in diesen Wäldern irgend ein sonderbares Abentheuer gar nicht fehlen könnte. Indem er, vertieft in diesen Gedanken, dahin ritt, sah er auf dem Gipfel eines, vor seinen Augen liegenden Hügels einen Menschen mit großer Leichtigkeit von Felsen zu Felsen, von Busch zu Busche springen. Er schien fast nackend zu seyn; sein Bart war schwarz und dicht, sein Haar dick und ungeordnet, die Füße waren bloß, die Beine ohne irgend eine Hülle, und die Schenkel mit Beinkleidern bedeckt, welche von braunem Sammet zu seyn schienen, aber so zerrissen waren, daß man an mehrern Stellen das Fleisch sah. Sein Haupt war unbedeckt, und ob er gleich mit der eben erwähnten Leichtigkeit vorbei sprang, so sah und bemerkte der Ritter von der traurigen Gestalt doch alle diese Kleinigkeiten. Ob er sich nun gleich Mühe gab, so konnte er ihm doch nicht folgen; denn Roci-

nante's Schwäche erlaubte demselben nicht, in diesen wilden Schluchten zu laufen, vorzüglich, da er von selbst schon gern langsam und bedächtlich einherschritt. Don Quixote glaubte sogleich, dies wäre der Eigenthümer des Packkissens und des Felleisens; er beschloß, ihn aufzusuchen, und wenn er auch, um ihn zu finden, ein Jahr lang in diesen Bergen herumstreifen sollte, und befahl daher dem Sancho, den einen Theil des Gebirges zu durchsuchen, während er selbst in dem andern streifen würde, und auf diese Art wäre es möglich, daß sie mit diesem Menschen zusammen träfen, der sich mit so vieler Eile vor ihnen entfernt hätte.

„Das bin ich nicht im Stande," sprach Sancho, „denn sobald ich mich von Euer Gnaden entferne, packt mich auch gleich die Furcht beim Leibe und ängstigt mich mit tausend Schrecken und Gespenster-Erscheinungen, und was ich hier sage, mag Euch zur Nachricht dienen, daß ich von nun an nicht einen Finger breit mehr aus Eurer Nähe weiche."

„Ich bin das zufrieden," sprach der Ritter von der traurigen Gestalt, „und freue mich, daß Du auf meinen Muth rechnest, und der soll Dir auch nicht fehlen, wenn auch die Seele Deinen Körper verließe. Geh mir jetzt, so gut Du kannst, langsam nach, und bediene Dich deiner Augen gleich zweier Laternen; so wollen wir diese Hügel umkreisen, und vielleicht finden wir den Menschen, den wir sahen, und der ohne Zweifel der Eigenthümer unseres Fundes ist."

„Ich dächte, es wäre besser, wenn wir ihn gar nicht suchten; denn wenn wir ihn fänden, und er wäre wirklich der Eigenthümer des Geldes, so müßte ich es ihm natürlich zurück geben; daher wäre es, wie ich schon gesagt habe, besser, diese unnütze Bemühung zu unterlassen und mit gutem Gewissen im Besitze des Gefundenen zu bleiben, bis etwa auf einem andern Wege, und ohne daß wir eben daran denken, der wahre Eigenthümer uns aufstößt; kömmt er dann gerade, wann es schon ausgegeben ist, dann hat der Kaiser das Recht verloren.“

„Hierin irrst Du, Sancho; denn weil wir schon fast mit Gewißheit vermuthen können, wer der Eigenthümer ist, so sind wir verbunden, ihn aufzusuchen und es ihm wieder zu geben, und wenn wir ihn nicht suchten, so würde uns schon die große Wahrscheinlichkeit, die wir haben, daß er es seyn könnte, eben so strafbar machen, als wenn er es wirklich wäre. Also, Freund Sancho, laß Dich das Suchen nicht verdrießen, denn mich wird es sehr beruhigen, wenn ich ihn finde.“

Damit stach er den Rocinante an, und Sancho folgte ihm — Dank sey es dem Ginesillo von Pasamonte! — zu Fuß und schwer bepackt nach.

Nachdem sie einen Theil des Gebirges durchstreift hatten, fanden sie ein gesatteltes und gezäumtes Maulthier, welches todt in einem Bache lag und halb von Hunden und Krähen gefressen war, welches alles sie noch mehr in dem Glauben bestärkte, der Fliehende sey der Herr des Thieres und des Man-

telsacks. Als sie das Maulthier noch betrachteten, hörten sie ein Pfeifen, wie von einem Hirten, der eine Heerde weidete. Kurz darauf sahen sie links eine ziemliche Menge Ziegen, und hinter ihnen, auf der Höhe des Berges, den Hirten, der sie trieb, einen bejahrten Mann, erscheinen. Don Quixote rief ihm zu und bat ihn, herab zu kommen, wo sie sich befänden. Er rief ihnen ebenfalls zu und fragte sie, was sie an diesen Ort geführt hätte, wo selten oder nie Jemand hinkäme, als Ziegen, Wölfe oder andere wilde Thiere, die hier herumzuwandeln pflegten. Sancho antwortete ihm: er möchte nur herunter kommen, dann wollten sie ihm schon Alles deutlich erzählen. Der Schäfer kam herab, näherte sich dem Ritter und sprach:

„Ich wette, Ihr betrachtet den todten Miethesel, welcher dort in der Schlucht liegt, und wahrlich, er liegt auch schon gute sechs Monate da. Sagt mir doch, habt Ihr vielleicht hier in der Nähe seinen Herrn angetroffen?“

„Wir haben nichts angetroffen,“ antwortete Don Quixote, „als ein Packkissen und einen Mantelsack, welche beide wir nicht weit von hier fanden.“

„Das habe ich auch gefunden,“ sprach der Ziegenhirt, „aber ich habe diese Sachen nie weder aufheben, oder mich ihnen nähern mögen; denn ich fürchtete immer irgend ein Unglück, oder auch, man möchte mich des Diebstahls beschuldigen; der Teufel ist gar pfiffig und wirft dem Menschen oft einen

Stein vor die Füße, daß er darüber hin stolpert und fällt, ohne einmal zu wissen, wie oder warum.“

„Das sage ich auch,“ sprach Sancho, „ich habe die Sachen auch gefunden, habe mich aber nicht weiter, als etwa auf einen guten Steinwurf, genähert. Dort hab' ich es liegen lassen, und dort liegt es auch noch, wie es war; denn unrechtes Gut gedeiht nicht.“

„Sagt mir doch, guter Freund,“ sprach Don Quixote, „kennt Ihr denn den Eigenthümer dieser Sachen?“

„Was ich Euch sagen kann, ist folgendes: Es wird ungefähr sechs Monate her seyn, da kam ein junger, wohlgewachsener Mensch von feinem Anstande, der auf eben diesem Maulthiere ritt, welches todt hier liegt, und versehen mit demselben Packkissen und Felleisen, welches Ihr gefunden und, wie Ihr sagt, nicht angerührt habt, an eine Horde, die ungefähr drei Stunden von hier entfernt ist. Er fragte uns, in welcher Gegend dies Gebirge am rauhsten und abgelegensten sey. Wir zeigten ihm die Stelle an, wo wir eben jetzt sind, und da hatten wir Recht; denn wenn Ihr noch eine halbe Stunde weiter vorwärts geht, so weiß ich nicht, ob Ihr Euch wieder herausfinden werdet und bin übrigens auch verwundert, wie Ihr habt hierher gelangen können, weil es weder Weg noch Steg giebt, der zu diesem Orte führte. Weiter also! Wie der junge Mensch unsere Antwort vernahm, wandte er sein Maulthier und ritt auf die Stelle zu, die wir ihm bezeichnet

hatten; wir aber waren Alle verwundert über sein gutes Aeußere, seine Frage und die Eile, womit er, wie wir sahen, dem Gebirge zu ritt. Von da an haben wir ihn nicht eher gesehen, als bis er nach einigen Tagen einem von unsern Hirten in den Weg sprang, ohne ein Wort zu reden, über denselben herfiel und ihm eine Menge Faustschläge und Stöße gab. Hierauf lief er zu der Eselin, welche den Mundvorrath des Hirten trug, nahm alles Brot und allen Käse weg, und als er dies gethan hatte, sprang er mit außerordentlicher Schnelligkeit in das Gebirge zurück. Wie nun noch einige andere Ziegenhirten dies erfuhren, suchten wir ihn in den engsten Schlünden dieses Gebirges fast zwei Tage lang, nach deren Verlaufe wir ihn in der Höhlung eines großen, starken Korkbaumes versteckt fanden. Er kam mit vieler Sanftmuth hervor; seine Kleidung war schon zerrissen, sein Gesicht so sehr verstellt und von der Sonne verbrannt, daß wir ihn kaum würden erkannt haben, wenn uns nicht seine Kleider, obgleich sie zerrissen waren, gezeigt hätten, daß er wirklich der war, den wir suchten. Er grüßte uns höflich, und sagte uns in wenigen, aber guten Worten: wir möchten uns nicht wundern, ihn auf diese Art zu erblicken, er müßte aber so handeln, um eine gewisse Buße zu vollbringen, die ihm für seine vielen Sünden wäre aufgelegt worden. Wir wünschten, er möchte uns sagen, wer er wäre? konnten ihn aber niemals dazu bewegen; hierauf baten wir ihn, wenn er etwas zu seinem Unterhalte brauchte,

möchte er uns doch sagen, wo wir ihn finden könnten, und dann würden wir es ihm mit Vergnügen bringen, und wenn ihm auch das nicht anstände, so möchte er wenigstens kommen und darum bitten, und es nicht den Hirten mit Gewalt wegnehmen. Er dankte für unser Anerbieten, bat uns um Verzeihung seiner vorigen Gewaltthätigkeiten, und versprach, in Zukunft sich Alles um Gottes willen zu erbitten, ohne irgend Jemanden lästig zu fallen. Was nun den Ort seines Aufenthaltes betraf, so sagte er: er hätte keinen andern, als den, den die Gelegenheit ihm darböte, wenn ihn die Nacht überfiele, und beschloß nun seine Rede mit einem so heißen Thränenstrome, daß wir, die wir ihn anhörten, hätten von Stein seyn müssen, wenn wir nicht mit ihm hätten weinen wollen, indem wir bedachten, unter welcher Gestalt wir ihn das erstemal gesehen hatten, und wie er nun aussah; denn er war, wie ich schon gesagt habe, ein artiger, hübscher junger Mann, und zeigte durch seine höfliche und gesetzte Sprache so sehr, daß er vornehm und von guter Geburt sey, daß wir, ob wir gleich nur gemeine Leute sind, seine Artigkeit doch recht gut erkannten. Wie er nun so im besten Reden begriffen war, hielt er auf einmal inne, verlor die Sprache, heftete die Augen eine gute Zeit lang auf die Erde, wobei wir Alle schweigend und verwirrt stehen blieben und mitleidsvoll erwarteten, was aus dieser Betäubung entstehen würde, denn daraus, daß er bald die Augen öffnete und den Boden anstarrte, ohne auch nur ein Augenlied

zu bewegen, das anderemal sie wieder schloß, die Lippen zusammen preßte und die Augenbraunen einzog, sahen wir deutlich, daß ihn ein Anfall von Wahnsinn ergriffen hatte. Bald ließ er uns auch merken, daß wir ganz recht gedacht hatten; denn er sprang wüthend von der Erde auf, wo er sich niedergeworfen hatte, und fiel den ersten, der ihm nahe stand, mit solchem Grimm und solcher Wuth an, daß er denselben mit Faustschlägen und Bissen würde umgebracht haben, wenn wir ihn nicht weggerissen hätten; dazu rief er: „Betrügerischer Fernando! Hier, hier sollst Du mir das Unrecht entgelten, welches Du mir zugefügt hast, diese Hände sollen Dir das Herz ausreißen, welches der gemeinschaftliche Wohnplatz alles Bösen, und vorzüglich des Betrugs und der Falschheit ist.“ Hierzu fügte er noch Vieles, was aber alles darauf hinaus lief, jenen Fernando zu verwünschen, und ihn einen Verräther und einen Treulosen zu nennen. Nur mit Mühe konnten wir unsern Gefährten von ihm los machen, er aber verließ uns, ohne ein Wort zu reden, und verlor sich so schnell laufend in diesen Gebüschen und Dornen, daß es uns unmöglich war, ihm zu folgen. Hieraus schlossen wir, daß der Wahnsinn ihn von Zeit zu Zeit befallen, und daß einer, der Fernando heißt, ihm ein großes, sehr bedeutendes Unrecht angethan haben muß; denn das zeigt der Zustand, in welchen es ihn versetzt hat. Alles dieses hat sich seitdem bestätigt, denn er ist oft wieder auf den Weg heraus gekommen, hat manch-

mal die Hirten gebeten, ihm etwas zu essen zu geben, manchmal hat er es aber auch mit Gewalt genommen; denn wenn ihn der Wahnsinn überfällt, nimmt er nichts an, was die Hirten ihm gutwillig bieten, sondern raubt es mit Faustschlägen, und wenn er bei Vernunft ist, so bittet er höflich und freundlich um Gottes willen, wobei er sogar Thränen vergießt. Um Euch nun die Wahrheit zu sagen, Ihr Herren, fuhr der Ziegenhirt fort, so habe ich mit noch vier andern Hirten, von denen zwei meine Knechte und zwei meine Freunde sind, beschlossen, ihn so lange zu suchen, bis wir ihn finden, und ihn dann sogleich, entweder mit Gewalt, oder in Güte, nach der Stadt Almodovar zu bringen, welche acht Stunden weit von hier ist. Dort wollen wir ihn herstellen lassen, wenn er hergestellt werden kann, oder wir wollen wenigstens, wenn er bei Verstand ist, zu erfahren suchen, wer er ist und ob er Verwandte hat, denen man Nachricht von seinem Unglück geben kann. Das ist es, Ihr Herren, was ich auf Eure Fragen antworten kann, und ich füge nur noch hinzu, daß der Eigenthümer der Sachen, welche Ihr gefunden habt, derselbe ist, den Ihr fast nackend habt vorbei laufen sehen."

Don Quixote, der ihm nämlich schon gesagt, wie schnell er diesen Menschen durch das Gebirge hätte dahin springen sehen, war jetzt ganz erstaunt über das, was er vom Ziegenhirten gehört hatte, und hegte mehr, als je, den Wunsch, zu wissen, wer der unglückliche Wahnsinnige sey? Daher beschloß er bei

sich selbst wieder dasselbe, woran er schon gedacht hatte: ihn nämlich im ganzen Gebirge zu suchen und keine Schlucht, keine Höhle in demselben unbeachtet zu lassen, bis er ihn würde gefunden haben. Das Schicksal aber beförderte sein Vorhaben besser, als er dachte und hoffte; denn in demselben Augenblicke kam aus einer Felsenspalte, die sich nach ihnen zu öffnete, eben der junge Mensch, den er suchte, und murmelte etwas vor sich hin, was man nicht in der Nähe, und also noch weniger von weitem verstehen konnte. Seine Bekleidung war so, wie sie ist beschrieben worden; als er indeß näher kam, sah Don Quixote, daß ein zerrissenes Koller, welches er anhatte, von Ambraleder war, woraus er vollends schloß, daß ein Mensch, der solche Kleider trüge, nicht von gemeiner Herkunft seyn könne. Als der junge Mensch heran kam, grüßte er die Anwesenden mit einer mißtönigen und rauhen Stimme, aber sehr höflich; Don Quixote erwiederte seinen Gruß mit nicht weniger Artigkeit, stieg zierlichen Anstandes vom Rocinante, umarmte ihn und behielt ihn eine gute Zeit fest in seinen Armen, gleich als ob er ihn schon längst gekannt hätte. Der andere, den wir füglich den Ritter von der schlechten Gestalt nennen können, so wie unsern Don Quixote den von der traurigen, schob diesen, nachdem er ihn aus seinen Armen gelassen hatte, ein wenig von sich, legte ihm seine Hände auf die Schultern und betrachtete ihn, als wenn er sich besinnen wollte, ob er ihn kennte; und wer weiß, ob nicht der Anblick von Don Qui-

rote's Gestalt, Bildung und Waffen, bei ihm dasselbe Erstaunen erregte, als sein eigener Anblick bei dem Ritter. Kurz, der erste, der nach der Umarmung das Stillschweigen brach, war der Zerrissene; er sprach, was wir sogleich erfahren werden.

Viertes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Die Geschichte sagt, daß die Aufmerksamkeit außerordentlich groß gewesen war, womit Don Quixote den schmuzigen Gebirgsritter anhörte, welcher leztere folgendermaßen sprach:

„Gewiß, mein Herr, Ihr mögt nun seyn, wer ihr wollt (denn ich kenne Euch nicht), danke ich Euch für die Artigkeit, die Ihr gegen mich gezeigt habt, und wünschte, daß ich im Stande wäre, Euch für Euern guten Empfang mehr, als meinen guten Willen anbieten zu können; allein mein Schicksal erlaubt mir nichts anderes zur Erwiederung des Guten, welches man mir erzeigt, als gute Wünsche.“

„Die meinigen,“ entgegnete Don Quixote, „erstrecken sich bloß darauf, Euch zu dienen, so daß ich schon beschlossen hatte, diese Gebirge nicht eher zu verlassen, bis ich Euch würde gefunden und von Euch erfahren haben, ob nicht für den Schmerz, von wel-

chem Eure außergewöhnliche Lebensart zeugt, ein Mittel zu finden sey, und müßte es gesucht werden, so würde ich mit aller möglichen Anstrengung danach forschen; wäre aber Euer Mißgeschick so beschaffen, daß es keine Art von Trost zuließe, so gedachte ich, es Euch beweinen und beklagen zu helfen, so gut ich könnte; denn im Unglück ist es immer ein Trost, Jemand zu finden, der in die Klagen darüber einstimmt. Verdient nun meine gute Absicht, mit einiger Artigkeit von Eurer Seite aufgenommen zu werden, so bitte ich Euch, mein Herr, bei derjenigen, die ich so sehr an Euch bemerke, und beschwöre Euch, zugleich bei dem, was Ihr in diesem Leben am meisten geliebt habt, oder liebt, sagt mir, wer Ihr seyd, sagt mir, was Euch dazu bewogen hat, in dieser Einöde zu leben und sterben zu wollen, wie ein wildes Thier; denn das wird geschehen, so wenig auch ein solcher Aufenthalt Euch angemessen seyn mag. Und ich schwöre (fuhr Don Quixote fort), bei dem Ritterorden, den ich, obgleich unwürdig und als Sünder, empfangen habe, und bei der fahrenden Ritterschaft, die ich ausübe, daß ich Euch, wenn Ihr meinen Bitten in dieser Sache Gehör gebt, mit dem Eifer, zu welchem mein Amt mich verpflichtet, dienen werde, um entweder Eurem Unglück abzuhelfen, wenn Hülfe möglich ist, oder dasselbe mit Euch zu beklagen, wie ich es versprochen habe.“

Der Gebirgsritter, der den Ritter von der traurigen Gestalt so reden hörte, konnte nichts anderes thun, als ihn ansehen, und wieder ansehen, und

noch einmal vom Kopfe bis zu den Füßen ansehen; nachdem er ihn nun recht betrachtet hatte, sprach er:

„Wenn Ihr mir etwas zu essen geben könnt, so gebt mir es um Gottes willen; wann ich werde gegessen haben, will ich alles thun, was Ihr wollt, und zwar aus Dankbarkeit für alles das Gute, was mir hier ist erzeigt worden.“

Sogleich nahmen Sancho aus seinem Schnappsacke und der Ziegenhirt aus seiner Tasche etwas, womit der Zerrissene seinen Hunger stillen konnte. Wie ein unsinniger Mensch verschlang er alles, was man ihm gab, so schnell, daß jeder Bissen den andern im Munde noch traf, und er mehr schlang als schluckte, und so lange er aß, fiel weder von ihm, noch von den Umstehenden ein einziges Wort. Als er sich gesättigt hatte, forderte er sie durch Zeichen auf, ihm zu folgen, welches sie auch thaten, und er führte sie auf eine kleine, grüne Wiese, welche nicht weit hinter einem hervorstehenden Felsen lag. Wie sie dort angekommen waren, warf er sich zur Erde und streckte sich auf das Gras, die andern thaten dasselbe, und alles das geschah, ohne daß Einer redete, bis der Gebirgsritter, nachdem er sich ganz bequem gelagert hatte, anfing:

„Wenn Ihr wünscht, meine Herren, daß ich Euch mit wenig Worten die Unermeßlichkeit meines Unglücks schildern soll, so müßt Ihr mir versprechen, weder durch eine Frage, noch durch sonst etwas Anderes den Zusammenhang meiner traurigen Geschichte

zu unterbrechen; denn in dem Augenblicke, wo Ihr es thut, kann ich nicht weiter erzählen."

Diese Worte des Zerrissenen führten unserm Ritter das Geschichtchen in's Gedächtniß zurück, welches ihm sein Knappe erzählt hatte, und welches zu Ende war, wie er die Zahl der über den Fluß gefahrenen Ziegen vergessen hatte. Indeß fuhr der Gebirgsritter fort:

„Ich mache diese Einleitung deswegen, weil ich die Erzählung meines Unglücks schnell zu vollenden wünsche; denn wenn ich es in mein Gedächtniß zurück rufe, so erneuere ich nur meine Leiden, und je weniger Ihr mich fragt, desto schneller komme ich zu Ende; indeß werde ich, um Euch ganz nach Euern Wünschen zu befriedigen, nichts Wichtiges weglassen."

Don Quixote versprach ihm im Namen der Andern, was jener verlangte, welcher nach dieser Versicherung folgendermaßen begann:

„Mein Name ist Cardenio, meine Vaterstadt eine der bedeutendsten in Andalusien; mein Geschlecht ist edel, meine Eltern sind reich, mein Unglück ist aber so groß, daß meine Eltern es schon müssen beweint und alle meine Verwandten gefühlt haben, ohne demselben mit ihren Reichthümern abhelfen zu können; denn Fortuna's Gaben sind nicht hinreichend, das Unglück von uns zu nehmen, welches der Himmel über uns verhängt. In meinem Geburtsorte lebte ein wunderschönes Mädchen, welcher die Liebe alle Schönheit gegeben hatte, die meine glü-

hendsten Wünsche nur hätten verlangen können. So ein reizendes Mädchen war Lucinda, und dabei eben so edel und reich, und noch reicher, wie ich; und dennoch besaß sie weniger Festigkeit, als es die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen verdiente. Schon seit meiner zartesten, ersten Jugend wollte ich dieser Lucinda wohl, ich liebte sie, ich betete sie an, und auch sie liebte mich mit jener Aufrichtigkeit und Herzlichkeit, welche in ihrem zarten Alter so natürlich war. Unsere Eltern wußten unser Einverständniß und waren nicht dagegen, weil sie wohl einsahen, daß unsere eheliche Verbindung die nothwendige Folge davon seyn würde, eine Sache, welche durch die Gleichheit unserer Geburt und unseres Vermögens sehr schicklich wurde. Unsere Jahre nahmen zu, und mit ihnen unsere beiderseitige Liebe, und Lucindens Vater glaubte, mir, des äußern Anstandes wegen, den Zutritt in sein Haus verweigern zu müssen, worin er fast den Eltern jener, von den Dichtern so viel besungenen Thisbe nachahmte. Unsere Herzen wurden durch dieses Verbot nur noch enger verknüpft, unsere Wünsche noch mehr angefeuert; denn wenn man auch unsern Zungen Schweigen auflegte, so konnte dies doch mit unsern Federn der Fall nicht seyn, durch welche man das, was im Herzen eingeschlossen ist, weit freimüthiger an den Tag zu legen pflegt, als durch die Rede, denn oft wird durch die Gegenwart des geliebten Gegenstandes der festeste Wille verwirrt und der kühnste Mund stumm gemacht. O Himmel, wie viele zärtliche Briefchen

schrieb ich ihr! wie viele süße und doch sittsame Antworten bekam ich! Wie viele Lieder dichtete ich, wie viele verliebte Gesänge, worin mein Herz seine Gefühle aussprach und an den Tag legte, seine glühenden Wünsche mahlte, sich dem Andenken der Geliebten zu vergegenwärtigen und ihr Vergnügen zu verschaffen suchte! Als mich aber endlich die Geduld verließ und ich sah, daß mein Herz sich in der Sehnsucht, sie zu sehen, verzehrte, beschloß ich, Alles aufzubieten und auf einmal zu Ende zu führen, was mir am zweckmäßigsten schien, um zu meinem gewünschten und verdienten Ziele zu gelangen — ich wollte sie nämlich von ihrem Vater zur gesetzmäßigen Gattin begehren. Dies that ich; er dankte mir für die Ehre, die ich ihm erzeigte, äußerte den Wunsch, mir von seiner Seite gefällig seyn zu können, da aber mein Vater noch lebte, so käme es mit allem Rechte demselben zu, dieses Gesuch anzubringen, denn wenn es nicht mit dessen Bewilligung und zu seiner Zufriedenheit geschähe, so wäre auch Lucinda nicht dazu geschaffen, sich heimlich zu verheirathen. Ich dankte ihm für seine gute Meinung, da es mir schien, als ob er in dem, was er sagte, vollkommen Recht habe, und ich auch ganz gewiß glaubte, mein Vater würde auf meine Wünsche eingehen, wenn ich mich ihm nur entdeckte; sogleich ging ich und eröffnete dem Vater meine Wünsche, fand ihn aber, als ich in sein Zimmer trat, mit einem Briefe in der Hand, den er mir, ehe ich noch ein Wort gesprochen hatte, überreichte und zu mir sagte: „Aus diesem

Briefe, Cardenio, wirst Du sehen, wie der Herzog Ricardo gesonnen ist, Dich zu verpflichten;“ denn Ihr werdet wohl schon wissen, meine Herren, daß dieser Herzog ein Grand von Spanien ist, dessen Besitzungen in dem schönsten Theile von Andalusien liegen. Ich nahm und las den Brief, welcher so artig geschrieben war, daß ich selbst es nicht würde für gut gehalten haben, wenn mein Vater das, was darin verlangt wurde, unerfüllt gelassen hätte, und das war nichts anderes, als daß mein Vater mich sogleich zum Herzoge schicken sollte, welcher mich zum Gesellschafter (nicht zum Diener) seines ältesten Sohnes zu haben wünschte und es über sich nahm, mich in eine Lage zu versetzen, welche der Achtung, die er für mich hätte, angemessen wäre. Ich las den Brief und verstummte beim Lesen, und das um so mehr, da mein Vater zu mir sprach: „Binnen hier und zwei Tagen, Cardenio, sollst Du abreisen, um des Herzogs Wünsche zu erfüllen; danke Gott, welcher Dir eine Bahn eröffnet zur Erreichung dessen, was Du, wie ich weiß, verdienst;“ und hierzu fügte er noch manchen andern väterlichen Rath. Der Zeitpunkt meiner Abreise kam heran; ich sprach eines Abends Lucinden, und benachrichtigte sie von allem, was vorgefallen war; dasselbe sagte ich auch ihrem Vater, und beschwor ihn, noch einige Zeit zu harren und jede Verbindung seiner Tochter aufzuschieben, bis ich sehen würde, was Ricardo eigentlich von mir wollte; er versprach mir das, und Lucinda bestätigte mir es mit tausend Schwüren und wehmü-

thigen Versprechungen. Ich kam endlich zum Herzoge und wurde von demselben so gut empfangen und behandelt, daß mich, sobald ich in seine Dienste trat, die älteren Diener zu beneiden anfingen, indem es ihnen schien, als wenn die Gunstbezeugungen, womit der Herzog mich überhäufte, ihnen zum Nachtheile gereichen würden. Wer sich aber am meisten über meine Ankunft freute, war der zweite Sohn des Herzogs, Namens Fernando, ein munterer, angenehmer, freigebiger und verliebter junger Mensch, der in kurzer Zeit meine Zuneigung so gewann, daß es Jedermann auffiel, und obgleich der Aeltere mir wohlwollte und sehr verbindlich gegen mich war, so war doch Don Fernando's Liebe und Zuneigung bei weitem größer. Da nun zwischen wahren Freunden kein Geheimniß statt findet, und aus meinem vertraulichen Umgange mit Don Fernando bereits die innigste Freundschaft geworden war, so entdeckte er mir auch alle seine Gedanken, und namentlich eine Liebschaft, welche ihn ein wenig beunruhigte. Er liebte nämlich ein Landmädchen, eine Unterthanin seines Vaters, deren Eltern sehr reich waren; sie selbst war so reizend, züchtig, geistreich und sittsam, daß Jeder, der sie kannte, zweifelhaft war, welche von diesen Eigenschaften ihr wohl den meisten Werth geben möchte. Alle diese Vorzüge des schönen Bauermädchens steigerten Don Fernando's Wünsche zu einer solchen Höhe, daß er, um zu seinem Ziele, nämlich zu des Mädchens vollkommenem Besitze zu gelangen, sich entschloß, ihr die Ehe zu versprechen;

denn auf eine andere Art wäre es eine Unmöglichkeit gewesen, das zu erhalten, wonach er strebte. Durch meine Freundschaft dazu verpflichtet, versuchte ich es, durch die besten Gründe und die treffendsten Beispiele, die ich nur wußte und ihm vorlegen konnte, ihn von diesem Vorsatze abzubringen und zu entfernen; da ich aber sah, daß mir dies nichts half, so war ich entschlossen, dem Herzoge Ricardo, seinem Vater, die Sache zu entdecken. Allein Don Fernando, als ein listiger, kluger Mensch, argwohnte und fürchtete dies, denn er glaubte, ich würde, als ein treuer Diener, eine Sache nicht verborgen halten, welche die Ehre meines Herrn, des Herzogs, so sehr beeinträchtigte; um mich also von meinem Vorsatze abzubringen und mich zu hintergehen, sagte er zu mir: er wüßte kein besseres Mittel, um den Gedanken an die Reize, die ihn so gefangen hielten, aus seinem Gedächtnisse zu verbannen, als daß er sich einige Monate entfernte; um nun diese Entfernung zu bewerkstelligen, wollten wir Beide eine Reise zu meinem Vater machen, und beim Herzoge vorgeben, dies geschähe, um einige, in meiner Vaterstadt befindliche, schöne Pferde zu sehen und zu kaufen, weil dort allerdings die schönsten von der Welt gezogen werden. Kaum hörte ich das, als ich auch schon, angetrieben von meiner eigenen Liebe, diesen Entschluß, ob er gleich eben nicht der beste war, als den zweckmäßigsten, den man nur erdenken könnte, billigte; denn die gute Gelegenheit, meine Lucinda wieder zu sehen, sprang mir zu sehr in's Auge. Be-

lebt von diesen Gedanken und Wünschen, gab ich ihm also in seiner Meinung Recht, bestärkte ihn in seinem Entschlusse und rieth ihm, die Ausführung desselben so viel, als möglich zu beschleunigen, damit es der Entfernung gelingen möchte, auch das festeste Andenken an sein Bauermädchen zu erschüttern. Don Fernando hatte aber, wie ich später erfuhr, bereits unter dem Versprechen der Ehe die höchsten Gunstbezeugungen seiner Geliebten genossen, und harrte nur auf eine Gelegenheit, sich ohne Gefahr entdecken zu können, denn er fürchtete den Zorn des Herzogs, seines Vaters, wenn dieser seine Unbesonnenheit erfahren würde. So wie nun die Liebe bei jungen Männern größtentheils nichts anderes ist, als lüsterne Begierde, welche den Genuß zum alleinigen Zwecke hat, und nach der Erreichung desselben abnimmt, weil sie die Grenzen, welche die Natur ihr gesetzt hat (die aber wahre Liebe nicht kennt), nicht überschreiten kann, eben so, meine ich, hatte Don Fernando bei dem Landmädchen kaum seinen Zweck erreicht, als auch seine Wünsche aufhörten, und sein Eifer erkaltete, und wenn er anfangs nur vorgab, er wollte sich entfernen, um seine Liebe zu besiegen, so wünschte er jetzt ernstlich, abzureisen, um sein Versprechen zu umgehen. Der Herzog gab ihm Erlaubniß und befahl mir, ihn zu begleiten. Wir kamen in meiner Vaterstadt an, und mein Vater empfing seinen Gast, wie es dem Stande desselben gebührte. Bald sah ich Lucinden, und meine Wünsche, ob sie gleich weder geschwiegen hatten, noch von mir wa-

ren unterdrückt worden, erwachten mit neuer Gewalt. Zu meinem eigenen Unglück entdeckte ich Don Fernando'n meine Liebe, weil ich es wegen der großen Freundschaft, die er mir zeigte, für meine Pflicht hielt, ihm nichts zu verbergen. Ich pries ihm Lucindens Schönheit, Liebenswürdigkeit und Verstand so sehr, daß meine Schilderung in ihm den Wunsch erweckte, ein mit so vielen guten Eigenschaften ausgestattetes Mädchen zu sehen; leider erfüllte ich diesen Wunsch und zeigte sie ihm eines Abends beim Schein einer Kerze durch ein Fenster, wo wir uns gewöhnlich zu sprechen pflegten. Er erblickte sie in einer solchen Kleidung, daß sie ihn alle Schönheiten, die er bis dahin gesehen hatte, vergessen machte; er verstummte, verlor die Besinnung, blieb tiefsinnig und wurde endlich so verliebt, wie Ihr es im Verfolg der Erzählung meines Unglücks sehen werdet. Um seine Liebe, die er mir verbarg und sie nur dem Himmel offenbarte, noch mehr zu entflammen, fügte es das Schicksal, daß er eines Tages ein Billet von Lucindens Hand erblickte, worin sie mich bat, daß ich bei ihrem Vater um sie anhalten sollte, und welches von so vieler Klugheit, Sittsamkeit und Liebe zeigte, daß er, als er es las, zu mir sagte: in Lucinden vereinigten sich alle Grazien der Schönheit und des Verstandes, welche unter alle übrigen Weiber auf der Welt vertheilt wären. Es ist wahr, das muß ich jetzt gestehen, daß mir das Lob, welches ihr Don Fernando auf so gerechte Art beilegte, in seinem Munde drückend wurde, so daß ich anfing, ihn

zu fürchten und zurückhaltender gegen ihn zu werden, denn es verging kein Augenblick, wo er nicht von ihr reden wollte, und er wußte das Gespräch auf sie hinzuleiten, wenn er auch die Gelegenheit dazu hätte an den Haaren herbei ziehen sollen, ein Umstand, der in mir eine gewisse Art von Eifersucht erweckte. Ich fürchtete zwar durchaus nichts Nachtheiliges von Lucinden's Herzensgüte und Treue; demungeachtet aber ahnete ich das Schicksal, welches mich auch wirklich betraf. Don Fernando wollte immer die Briefe, die ich an Lucinden schrieb, und ihre Antworten lesen, unter dem Vorwande, daß unsere geistreiche Schreibart ihm vieles Vergnügen gewährte. Nun trug es sich zu, daß mich einst Lucinde um ein Ritterbuch gebeten hatte, woran sie sehr viel Geschmack fand; es war Amadis von Gallien . . . "

Don Quixote hatte kaum ein Ritterbuch nennen hören, so sprach er:

„Wenn mir Euer Gnaden gleich zu Anfang gesagt hätte, daß Fräulein Lucinda die Ritterbücher liebte, so wäre kein anderes Lob nöthig gewesen, um mir die Größe ihres Verstandes zu erkennen zu geben; denn gewiß wäre sie nicht so geistreich, wie Ihr sie geschildert habt, wenn der Geschmack an so köstlichen Schriften ihr fehlte. Deßhalb dürft Ihr gegen mich nun kein Wort mehr verlieren, um mir ihre Schönheit, ihren innern Werth und ihren Verstand zu beschreiben, denn bloß deßhalb, daß mir diese Neigung von ihr bekannt geworden ist, erkläre ich sie für das schönste, geistreichste Frauenzimmer

auf der Welt, und ich wünschte, daß ihr Euer Gnaden mit dem Amadis von Gallien zugleich auch den edeln Don Rugel von Griechenland mitgeschickt hätte, denn ich bin fest überzeugt, daß Fräulein Lucinda viel Geschmack an Daraida und Garaya würde gefunden haben, so wie an dem Witze des Schäfers Darinel, und besonders an seinen bewundernswürdigen Hirtengedichten, die er mit so viel Annehmlichkeit, Geist und Freimuth vorträgt. Doch mit der Zeit läßt sich dieser Fehler vielleicht ausgleichen, und dazu gehört weiter nichts, als daß es Euch gefallen möge, mir nach meinem Dorfe zu folgen, wo ich Euch mehr als dreihundert Bücher geben kann, welche die Freude meiner Seele und die köstlichste Unterhaltung meines Lebens ausmachen, obgleich ich mir wohl vorstellen kann, daß ich, Dank sey es der Bosheit übel gesinnter, neidischer Zauberer! — schon in diesem Augenblicke kein einziges mehr davon besitze. Verzeiht mir aber, daß ich unserm Versprechen, Euch nicht in die Rede zu fallen, zuwider gehandelt habe; wenn ich aber von Rittersachen und fahrenden Ritter reden höre, kann ich mich eben so wenig enthalten, darüber zu sprechen, als man sich enthalten kann, in den Strahlen der Sonne zu schwitzen und in denen des Mondes zu frieren. Verzeiht also, und fahret fort, denn das wünschen wir jetzt am meisten.“

Während Don Quixote's Rede hatte Cardenio das Haupt auf die Brust niedergebeugt; man sah, daß er in tiefes Nachdenken versunken war, und ob

ihn gleich der Ritter zweimal daran erinnerte, in seiner Geschichte fortzufahren, so erhob er doch den Kopf nicht wieder, und antwortete auch nicht eine Sylbe. Nach einer ziemlichen Pause richtete er sich indeß wieder auf und sprach:

„Nein, man wird meine Meinung nicht ändern! Niemand auf der Welt soll mich auf andere Gedanken bringen, noch mir das Gegentheil beweisen, und ein Dummkopf muß derjenige seyn, der mir nicht zugiebt, daß der schändliche Betrüger, der Meister Elisabat, der Buhle der Königin Madasima war!“

„Das ist bei Gott nicht wahr!“ entgegnete Don Quixote, und gerieth dabei nach seiner Gewohnheit in den heftigsten Zorn; „es ist die größte Bosheit, oder besser gesagt, Schurkerei; denn die Königin Madasima war eine vorzüglich edle Dame, man kann unmöglich voraus setzen, daß eine so hohe Fürstin sich mit einem solchen Quacksalber sollte eingelassen haben. Wer es anders meint, der lügt es, wie ein Schelm, und das werde ich ihm beweisen zu Pferd und zu Fuß, bewaffnet und unbewaffnet, bei Nacht und bei Tage, oder auf welche Art er es nur begehrt!“

Cardenio, der schon wieder von seinem Wahnsinne überfallen wurde, betrachtete den Ritter sehr aufmerksam; es fiel ihm nicht ein, seine Erzählung fortzusetzen, und Don Quixote würde auch eben so wenig darauf gehört haben, so sehr hatte ihn das erzürnt, was er von der Königin Madasima gehört hatte. Ein seltsamer Zufall war es übrigens, daß

er sie so hartnäckig vertheidigte, als wenn sie in der That seine wahre, angeborne Gebieterin gewesen wäre, so sehr hielten seine unglückseligen Bücher ihn befangen. Da nun Cardenio schon vom Anfalle des Wahnsinnes ergriffen war, und sich einen Lügner und Schelm nennen, und noch mit andern, ähnlichen Schimpfreden belegen hörte, empfand er solchen Scherz sehr übel, hob einen Stein auf, den er neben sich fand, und gab dem Ritter damit einen so heftigen Stoß auf die Brust, daß derselbe rückwärts niederfiel. Sancho Panza, der seinen Herrn auf diese Art behandeln sah, fiel den Wahnsinnigen mit geballten Fäusten an, aber der Gebirgsritter empfing ihn dergestalt, daß er ihn mit einem Faustschlage zu seinen Füßen niederwarf; nun sprang er sogleich auf ihn und zerprügelte ihm die Rippen nach Herzenslust. Der Ziegenhirt, welcher dem Knappen zu Hülfe kommen wollte, hatte gleiches Schicksal, und als Cardenio sie alle niedergeworfen und durchgeprügelt hatte, verließ er sie und ging ganz gelassen in den Wald zurück, wo er sich verbarg. Sancho stand wieder auf, und in der Wuth, unverdienter Weise so geprügelt worden zu seyn, lief er auf den Ziegenhirten zu und wollte an diesem Rache nehmen. Eben dieser, meinte er, wäre Schuld, weil er ihnen nicht gesagt hätte, daß der zerlumpte Mensch zuweilen Anfälle von Wahnsinn bekäme, denn wenn sie das gewußt hätten, so würden sie besser auf ihrer Hut gewesen seyn, um sich nöthigen Falles vertheidigen zu können. Der Ziegenhirt antwortete: Er hätte

es ja gesagt, und wenn Sancho es nicht gehört hätte, so wäre es ja nicht seine Schuld. Sancho antwortete wieder, der Ziegenhirt stritt ebenfalls, und dabei theilten sie sich so wackere Faustschläge mit, daß sie einander würden die Glieder am Leibe entzwei geschlagen haben, wenn Don Quixote nicht Frieden gestiftet hätte. Sancho, der noch mit dem Ziegenhirten handgemein war, sprach:

„Laßt mich nur, gnädiger Herr Ritter von der traurigen Gestalt; dieser hier ist ein Bauer, wie ich, und nicht zum Ritter geschlagen, deßhalb kann ich ohne Schaden Faust gegen Faust, Mann gegen Mann, Genugthuung an ihm suchen für den Schimpf, den er mir angethan hat.“

„Da hast Du wohl Recht,“ entgegnete Don Quixote, „allein ich weiß, daß dieser Mann an dem Vorfalle nicht die geringste Schuld hat.“

Damit beruhigte er sie und fragte den Hirten aufs neue, ob es nicht möglich wäre, Cardenio'n zu finden, denn er wünschte auf das heftigste, das Ende seiner Geschichte zu erfahren. Der Ziegenhirt sagte ihm dasselbe, was er ihm zuerst gesagt hatte, nämlich: Man wisse nichts Gewisses über seinen Aufenthalt, wenn er aber diese Gegenden aufmerksam durchsuchen wollte, so würde er ihn ganz gewiß finden, und zwar entweder wahnsinnig oder bei Verstande.

Fünftes Kapitel.

Seltsame Dinge, welche dem tapfern Ritter von la Mancha in der Sierra Morena begegneten; seine Nachahmung von der Buße des Beltenebros.

Der Ziegenhirt nahm Abschied von Don Quixote, dieser aber bestieg seinen Rocinante wieder und befahl dem Sancho: ihm zu folgen, welches derselbe auf seinem Esel ganz verdrießlich that, und sie kamen nach und nach in die rauheste Gegend des Gebirges. Sancho starb fast vor Begierde mit Don Quixote zu plaudern, und wünschte, um nicht dem erhaltenen Befehle zuwider zu handeln, sein Herr möchte zu reden anfangen; da er aber ein so langes Stillschweigen nicht aushalten konnte, sprach er:

„Herr Don Quixote, ertheilt mir Euern Segen und meinen Abschied, denn ich bin gesonnen, in diesem Augenblicke nach Haus zurück zu kehren zu meiner Frau und meinen Kindern, mit welchen ich doch zum wenigsten nach Gefallen reden und plaudern kann; denn wenn Euer Gnaden von mir verlangt, daß ich bei Tag und Nacht diese Wüsten mit Euch durchziehen und nicht reden soll, wenn es mir einfällt, so ist dies eben so viel, als wenn Ihr mich lebendig begrabt. Wenn freilich das Schicksal wollte, daß die Thiere noch redeten, wie zu Olims Zeiten, dann wäre das Uebel noch nicht so groß, denn ich würde mit meinem Esel reden, was mir in den Sinn käme,

und auf diese Art mein Unglück leichter ertragen. Aber hart ist es, und läßt sich nicht geduldig ertragen, wenn man immerfort Abentheuer suchen, nichts, als Schläge, Prellen, Steinregen und Faustſtöße finden, bei dem Allen noch den Mund zunähen, und, als wäre man stumm, nicht einmal das sagen soll, was einem auf dem Herzen liegt."

„Ich verstehe Dich schon, Sancho," antwortete Don Quixote; „Dich drückt das Gebot des Stillschweigens, welches ich Dir aufgelegt habe; betrachte es aber als aufgehoben und rede was Du willst, jedoch unter der Bedingung, daß diese Erlaubniß nur so lange gültig ist, als wir diese Gebirge durchziehen."

„So sey es denn, wenn ich nur jetzt reden darf; was hernach geschieht, mag Gott wissen," sprach Sancho, benutzte die erhaltene Erlaubniß und fuhr fort:

„Wie kam es denn, daß Euer Gnaden sich der Königin Magnesia, oder wie sie hieß, so sehr annahm, und was hatte es denn eben zu bedeuten, ob der Meister Elies ihr guter Freund war, oder nicht? Denn wenn Ihr Euch, da Ihr doch nicht sein Richter seyd, jedes Urtheils enthalten hättet, so würde der Narr, wie ich glaube, seine Geschichte fortgesetzt, und wir den Schlag mit dem Steine, die Fauststöße, und mehr als sechs Ohrfeigen weniger eingenommen haben."

„Wahrlich, Sancho, wenn Du so gut wüßtest, wie ich, welche sittsame und vorzügliche Frau die Kö-

nigin Madasima war, so würdest Du ganz gewiß meine große Geduld bewundern, daß ich demjenigen den Kopf nicht zerschlagen habe, der solche Lästerungen auszusprechen, oder es nur zu denken wagte, daß eine Königin mit ihrem Wundarzte in so vertrauten Verhältnissen leben könnte. Das Wahre in der Erzählung ist, daß der Meister Elisabat, von welchem der Wahnsinnige sprach, ein sehr verständiger Mann und guter Rathgeber war, und der Königin als Hausmeister und Arzt diente; aber der Gedanke, daß er ihr Liebhaber gewesen sey, ist der strafwürdigste Unsinn. Und willst Du recht einsehen, daß Cardenio nicht wußte, was er sprach, so bedenke nur, daß er in dem Augenblicke, wo er es sagte, schon seiner Vernunft beraubt war."

„Das sage ich auch, und Ihr hättet nicht auf die Reden eines Narren hören sollen, denn wenn das Glück nicht auf Eurer Seite gewesen wäre, und Euch den Stein auf den Kopf, statt auf die Brust geführt hätte, so wäre es uns schlecht bekommen, daß Ihr die Dame, die Gott strafen möge, so vertheidigtet, und Cardenio, als ein Verrückter, wäre nicht einmal bestraft worden."

„Jeder fahrende Ritter ist verpflichtet, die Ehre der Frauen zu vertheidigen, sie mögen seyn, wer sie wollen; am meisten aber muß er die Sache so hoch geborner, edler Königinnen führen, wie die Königin Madasima war, zu welcher ich, wegen ihrer vortrefflichen Eigenschaften, eine besondere Zuneigung fühle, denn außer ihrer großen Schönheit war sie auch noch

sehr verständig und duldsam bei dem vielen Unglücke, welches sie auszustehen hatte; die Rathschläge und die Gesellschaft des Meisters Elisabat nützten und halfen ihr sehr dazu, ihr Mißgeschick mit Klugheit und Geduld zu tragen, und daher nahm die unwissende, übelgesinnte Menge Gelegenheit, zu sagen und zu denken: Sie wäre seine Buhlerin. Allein Alle, die so etwas denken und sagen, lügen es, und werden es lügen, das sage ich noch einmal, und noch zweihundert mal."

„Ich sage es nicht und denke es auch nicht; sie haben es sich ja selbst zubereitet, und mögen es auf ihrem eigenen Brote essen; haben sie dumme Streiche mit einander getrieben, so werden sie es unserm Herrgott auch schon haben verantworten müssen; ich komme aus meinem Eigenthume, weiß nichts von dem Lebenslauf Anderer, und mag auch nichts davon wissen, wer beim Einkauf lügt, nur sich selbst betrügt, nackend geboren, nackend gelebt, nackend gestorben, nichts erworben; mögen sie gemacht haben, was sie wollen, was kümmerts mich? Mancher sucht Speck im Hundestalle, und wer kann das Feld mit Thüren versehen? Bei Gott ist kein Ding unmöglich."

„Gerechter Gott, Sancho, was für ungereimtes Zeug bringst Du zum Vorschein! Was haben die Sprichwörter, welche Du ohne allen Zusammenhang da herredest, mit dem gemein, wovon wir sprechen? Schweige um Gottes willen, Sancho, und bekümmere Dich künftig um den Gang Deines Esels und nicht um Dinge, die Dich nichts angehen. Begreife

nur mit allen Deinen fünf Sinnen, daß Alles, was ich gethan habe, thue, und thun werde, ganz vernünftig und vollkommen den Regeln der Ritterschaft gemäß ist, welche ich besser kenne, als alle Ritter in der ganzen Welt, welche sie je ausübten."

„Herr, ist denn das auch eine Ritterschaftregel, daß wir ohne Weg und Steg in diesem Gebirge herum irren, um einen Narren zu suchen, dem es vielleicht, wenn wir ihn gefunden haben, in den Sinn kommt, da wieder anzufangen, wo er vorhin aufgehört hat, aber nicht in seiner Geschichte, sondern an Eurem Kopfe und meinen Rippen, welche leicht noch ganz könnten zerbrochen werden."

„Schweig, Sancho, sage ich Dir noch einmal, denn Du mußt wissen, daß nicht bloß der Wunsch, den Wahnsinnigen zu finden, mich in diese Gegenden führt, sondern daß ich hier eine That zu vollbringen gedenke, durch die ich mir einen ewigen Namen und Ruhm auf der ganzen bekannten Erde erwerben will. Sie soll von der Art seyn, daß ich durch sie ein Siegel auf alles das drücken werde, was einen fahrenden Ritter vollkommen und berühmt machen kann."

„Und ist denn diese That mit großer Gefahr verbunden?"

„Nein; die Loose müßten denn so fallen, daß wir Nieten statt Treffern zögen; Alles kommt indeß dabei auf Deine Geschwindigkeit an."

„Auf meine Geschwindigkeit?"

„Allerdings, denn wenn Du bald von da zurückkehrst, wohin ich Dich zu senden gedenke, so

wird meine Buße bald enden und mein Ruhm anfangen; damit Du aber über den Gang meiner Gedanken nicht länger in Ungewißheit und Erwartung stehest, so sollst Du wissen, Sancho, daß der berühmte Amadis von Gallien einer der vollkommensten fahrenden Ritter war. Aber ich habe mich falsch ausgedrückt, als ich sagte: Einer; er war der Alleinige, der Erste, der Einzige, der Vorzüglichste unter allen Rittern seiner Zeit und in der Welt. Zum Henker mit Don Belianis, und mit allen denjenigen, welche behaupten, daß er Jenem gliche, denn ich schwöre, daß sie sich irren. Wenn nun ein Maler sich in seiner Kunst berühmt machen will, so sucht er die Originale der besten Meister, die er kennt, nachzuahmen, und dieselbe Regel erstreckt sich auf alle Stände und Gewerbe, welche einen Staat zieren. Eben so muß der, der den Ruf eines weisen und duldsamen Menschen zu erlangen wünscht, dem Ulyß nachahmen, in dessen Person und Schicksalen uns Homer ein lebhaftes Bild der Weisheit und Duldsamkeit darstellt, so wie uns Virgil in seinem Aeneas den Werth eines frommen Sohnes und den Scharfsinn eines tapfern und einsichtsvollen Feldherrn schildert, obgleich beide nicht so dargestellt und beschrieben sind, wie sie wirklich waren, sondern wie sie seyn sollten, um künftigen Geschlechtern ein Beispiel ihrer Tugenden zu geben. Auf dieselbe Art war Amadis der Nordstern, das Licht, die Sonne tapferer und verliebter Ritter, und wir Alle, die wir unter dem Banner der Liebe und des Ritterthums stehen, sind verbunden,

ihm nachzuahmen. Da sich nun dies wirklich so verhält, so meine ich, Freund Sancho, daß der fahrende Ritter, der ihn am meisten nachahmt, auch der Vollkommenheit der Ritterschaft am nächsten kommen wird. Eine von den Sachen, worin dieser Ritter seine Klugheit, Tapferkeit, Entschlossenheit, Duldsamkeit, Festigkeit und Liebe am meisten zeigte, war, als er sich, von Orianen verachtet, zur Buße auf den Armuthfelsen zurück zog, und seinen Namen in Beltenebros verwandelte, und gewiß, dieser Name war sehr bezeichnend, und ganz für die Lebensart geeignet, die er freiwillig ergriffen hatte. Weil es mir nun leichter werden muß, ihm in diesem Stücke nachzuahmen, als Riesen zu bekämpfen, Schlangen zu köpfen, Drachen zu tödten, Heere zu zerstreuen, Flotten zu zertrümmern und Bezauberungen zu lösen, und weil diese Gegenden für solche Zwecke ganz geeignet sind, so kann ich diese Gelegenheit, die mir so bequem die Hand bietet, nicht vorbei lassen."

„Aber was ist es denn eigentlich, was Euer Gnaden an diesem einsamen Orte zu thun gedenkt?"

„Habe ich Dir denn nicht schon gesagt, daß ich dem Amadis nachahmen und hier den Verzweifelten, den Wahnsinnigen, den Rasenden spielen will, um auch zugleich in die Fußtapfen des tapfern Don Roland zu treten, wie er an einer Quelle die Zeichen fand, daß die schöne Angelica sich mit dem Medor vergessen hatte; aus Verdruß darüber wurde er wahnsinnig, entwurzelte Bäume, trübte das Wasser der klaren Quellen, mordete Hirten, richtete Heerden zu

Grunde, verbrannte Hütten, riß Häuser ein, jagte Pferde fort und trieb hunderttausend andere Tollheiten, welche eines ewigen Namens und schriftlicher Aufbewahrung werth sind. Wenn ich nun auch dem Roland, Orlando, Rolbae oder Rotolando (er führte nämlich alle diese Namen), nicht Punkt für Punkt in allen seinen Thorheiten, die er machte, sagte und dachte, nachzuahmen gedenke, so will ich wenigstens, so gut ich kann, einen Versuch mit denjenigen davon machen, die mir am wesentlichsten zu seyn scheinen, und vielleicht kann es auch kommen, daß ich mich nur mit der Nachahmung des Amadis begnüge, der, ohne schädliche Thorheiten auszuüben, nur weinte und wehklagte, und sich dabei doch einen unsterblichen Ruhm erwarb.“

„Mir scheint es aber, daß die Ritter, welche dergleichen Dinge ausübten, dazu gereizt waren und Ursachen hatten, solche Albernheiten zu begehen und solche Buße zu thun; welche Ursache habt Ihr aber, gnädiger Herr, ein Narr zu werden? Welche Dame hat Euch verschmäht? Welche Merkmale habt Ihr gefunden, die Euch beweisen, daß das Fräulein Dulcinea von Toboso mit einem Mohren oder Christen die geringste Posse getrieben hätte?“

„Das ist es eben, und darin liegt die Feinheit meiner Handlung, denn wenn ein irrender Ritter aus irgend einer wirklichen Ursache zum Narren wird, so thut er nichts weiter, als seine Pflicht; die Hauptsache ist, daß ich ohne Ursache unsinnig werde, und meiner Dame dadurch zu verstehen gebe, was ich erst

thun würde, wenn ich gegründete Ursache dazu hätte, vorzüglich, da ich ja auch wirklich hinlängliche Ursache in der langen Abwesenheit von meiner stets geliebten Dulcinea von Toboso finde; denn Du hast ja neulich schon von dem Schäfer Ambrosio gehört, daß ein abwesender Liebhaber jedes Unglück fühlt und fürchtet. Also, Freund Sancho, verschwende die Zeit nicht mit Deinem Rathe, daß ich eine so seltene, glückliche und noch nie gesehene Nachahmung unterlassen soll; ein Narr bin ich, und ein Narr will ich bleiben, bis Du mit der Antwort auf einen Brief zurück kommst, den ich durch Dich an meine Gebieterin Dulcinea zu senden gedenke. Ist nun diese Antwort so, wie meine Treue sie verdient, so wird meine Narrheit und meine Buße aufhören, ist aber das Gegentheil der Fall, so werde ich wirklich zum Narren, und dann fühle ich nichts mehr; sie mag also antworten, auf welche Art sie will, so werde ich dadurch von der Last und Mühseligkeit befreiet werden, worin Du mich verlässest, und werde entweder bei Verstande das Glück genießen, das Du mir bringst, oder als Wahnsinniger das Unglück, welches ich erfahre, nicht fühlen. Aber sage mir doch, Sancho, hast Du auch den Helm des Mambrin gut verwahrt? Denn ich habe gesehen, daß Du ihn vom Boden aufgehoben hast, als jener Undankbare ihn in Stücken schlagen wollte, es aber nicht vermochte, woraus man seine Feinheit und Härte ersehen kann."

„Bei Gott im Himmel, Herr Ritter von der traurigen Gestalt, ich kann verschiedene Dinge, die

Euer Gnaden sagt, nicht ausstehen noch mit Geduld ertragen; und diese machen, daß ich mir einbilde, daß Alles, was Ihr von Ritterschaft, von Eroberung von Königreichen und Kaiserthümern, Inseln und andern Gnadenbezeugungen und großen Dingen redet, die bei fahrenden Rittern sollen gebräuchlich seyn, daß alles dies, sage ich, weiter nichts ist, als Wind, Lüge und Kabel oder Fabel, wie es heißt; denn wer Euer Gnaden sagen hört: Ein Barbierbecken wäre Mambrins Helm, und sieht, daß Ihr in länger, als vier Tagen Euern Irrthum nicht einseht, was kann der Anderes denken, als daß derjenige, der so etwas sagt und behauptet, seine Vernunft nicht beisammen habe? Das Becken ist voller Beulen und steckt in meinem Schnappsacke; ich will es zu Hause zurecht machen lassen, und mich daraus einseifen, wenn Gott mir die Gnade ertheilt, und mich einmal wieder zu Frau und Kindern kommen läßt.“

„Sieh, Sancho, bei demselben Gott, bei welchem Du eben geschworen hast, schwöre ich Dir auch, daß Du den elendesten Verstand besitzest, den ein Schildknappe in der ganzen Welt nur haben kann. Wie ist es möglich, daß Du in der ganzen Zeit, die Du bei mir bist, noch nicht vollkommen eingesehen hast, daß alles, was irrenden Rittern begegnet, Chimäre, Narrheit und Ungereimtheit zu seyn scheint, und daß alle diese Dinge sich verkehrt zutragen? Deshalb ist es aber nicht wirklich so, denn wir werden beständig von einem Schwarme von Zauberern umschwebt, die Alles, was uns angeht, verwandeln

und verwechseln und nach ihrem Geschmacke gestalten, nachdem sie nun günstig oder ungünstig gegen uns denken; so ist auch das, was Dir ein Barbierbecken zu seyn scheint, für mich Mambrins Helm, und für einen Dritten vielleicht wieder etwas anderes. Eine seltene Vorsicht des Weisen, der mich beschützt, war es aber doch, zu bewirken, daß dasjenige, was gewiß und wahrhaftig Mambrins Helm ist, allen Leuten ein Becken zu seyn scheint, denn sonst würde mich, weil dieser Helm so großen Werth hat, die ganze Welt verfolgen, um mich desselben zu berauben. Da man aber sieht, daß es nichts weiter ist, als ein Barbierbecken, so giebt man sich auch weiter keine Mühe darum, wie es sich deutlich bei dem zeigte, der ihn zerbrechen wollte und ihn, ohne ihn mitzunehmen, auf dem Fußboden liegen ließ; denn wahrlich, wenn er ihn gekannt hätte, würde er ihn nicht aus den Händen gelassen haben. Bewahre ihn auf, mein Freund, denn jetzt brauche ich ihn nicht, sondern werde im Gegentheile alle meine Waffen ablegen und so nackend bleiben, wie ich bin geboren worden, im Falle es mir in den Sinn kommen sollte, bei meiner Buße mehr den Roland, als den Amadis zum Muster zu nehmen."

Während dieses Gespräches kamen sie an den Fuß eines hohen Berges, welcher fast wie ein behauener Fels, abgesondert zwischen vielen andern stand, die ihn umgaben; von seinem Abhange rieselte ein sanfter Bach herab, rund um ihn her lag eine so grüne und üppige Wiese, daß alle Augen davon

erfreut wurden, und übrigens standen da noch viele Waldbäume, Pflanzen und Blumen, welche diesem Platze großen Reiz verliehen. Diese Stelle wählte der Ritter von der traurigen Gestalt, um hier seine Buße zu thun, und als er sie erblickte, rief er mit lauter Stimme, als wenn er wahnsinnig wäre:

„Dies ist der Ort, o ihr Götter, den ich mir wähle und erkiese, um das Unglück zu beklagen, welches Ihr selbst mir zugeschickt habt! Hier sollen die Thränen meiner Augen das Wasser dieses kleinen Baches vermehren, und meine anhaltenden Seufzer die Blätter dieser, in Bergen wurzelnden Bäume bewegen und sollen Zeugen seyn von dem Kummer, den mein gequältes Herz leidet. Und Ihr, wer Ihr auch seyd, Ihr Waldgötter, die Ihr in dieser unwirthbaren Gegend Euern Wohnsitz habt, hört die Klagen eines unglücklichen Liebhabers, den eine lange Trennung und eingebildete Eifersucht dahin gebracht haben, dieser Wüste seine Leiden zu erzählen und das harte Herz jener undankbaren Schönen anzuklagen, welche alle möglichen, menschlichen Reize in sich vereinigt. O Ihr Napäen und Dryaden, die Ihr immer das Dunkel dieser Wälder bewohnt, mögen die leichtfüßigen, unkeuschen Satyrn, ob Ihr gleich ihre Liebe eben nicht verschmäht, niemals Eure süße Ruhe stören, damit Ihr mir mein Unglück beweinen helft, oder doch wenigstens nicht ermüdet, meine Klagen anzuhören! O Dulcinea von Toboso, Tag meiner Nacht, Ruhm meiner Qualen, Richtschnur meiner Pfade, Stern meines Glückes! Möge der Himmel

Deine leisesten Wünsche eben so erfüllen, wie Du den Ort und den Zustand in Erwägung ziehest, wohin die Abwesenheit von Dir mich geführt hat, und wie Du meine feste Treue mit dem belohnst, was sie verdient. O Ihr Bäume dieser Wüste, die Ihr von heute an meine Gefährten seyn sollt, in meiner Einsamkeit, gebt mit der sanften Bewegung Eurer Blätter mir ein Zeichen, daß meine Gegenwart Euch nicht mißfällt! O Du, mein Knappe, williger Gefährte bei glücklichen und unglücklichen Begebenheiten, präge Dir wohl ins Gedächtniß ein, was Du mich hier wirst thun sehen, damit Du es der alleinigen Urheberin aller meiner Handlungen erzählen und darstellen kannst.“

Bei diesen Worten stieg er vom Rocinante, nahm ihm in einem Augenblicke Zaum und Sattel ab, gab ihm einen sanften Schlag auf das Kreuz und sprach:

„O Du edles Roß, eben so ausgezeichnet durch Deine Thaten, als unglücklich durch Dein Schicksal, derjenige giebt Dir Deine Freiheit, der ohne die seinige leben muß! Geh, wohin Du willst; auf der Stirn steht es Dir geschrieben, daß weder Astolphs Hyppogryph Dir glich, noch Frontin, der dem Bradamante so theuer zu stehen kam.“

Als Sancho dies hörte und sah, sprach er:

„Dank sey es dem, der uns der Mühe überhoben hat, jetzt den Esel abzusatteln; ich hätte ihn schon auch mit der Hand klatschen und hundert schöne Sachen zu seinem Lobe sagen wollen! Wenn er aber

auch hier wäre, so würde ich doch nicht zugeben, daß ihn Jemand absattelte; denn ich wüßte gar nicht warum? Was gehen ihn wohl die Narrheiten eines Verliebten und Verzweifelten an, da es doch sein Herr — und das war ich, so lange es Gott gefiel — niemals gewesen ist? Aber gewiß, Herr Ritter von der traurigen Gestalt, wenn es mit meiner Abreise und Eurer Narrheit wirklich Ernst ist, so wär' es wohl gut, wenn ich den Rocinante wieder sattelte, damit er den Mangel meines Esels ersetzt, wodurch ich bei meiner Hin- und Herreise Zeit gewinnen werde; wenn ich zu Fuße reise, so weiß ich nicht, wann ich hin, noch wann ich zurück kommen werde, denn wahrlich, ich bin ein schlechter Fußgänger."

„Ich sage Dir, Sancho, mache es nach Deinem Belieben, denn Dein Gedanke scheint mir nicht übel zu seyn. In drei Tagen wirst Du abreisen und in dieser Zeit sollst Du alles mit ansehen, was ich für Dulcinea thue und sage, damit Du es ihr erzählen kannst."

„Was soll ich denn noch sehen, das ich nicht schon gesehen hätte?"

„Du rechnest ganz falsch. Jetzt muß ich meine Kleider zerreißen, meine Waffen umherstreuen, mir den Kopf gegen diesen Felsen stoßen, und mehrere Dinge dieser Art beginnen, die Du bewundern wirst."

„Um Gottes willen, hütet Euch vor den Kopfstößen, denn Ihr könntet auf eine solche Art mit einem Felsen zusammen gerathen, daß auf einmal

das ganze wichtige Bußgeschäft zu Ende wäre; wenn Euer Gnaden die Kopfstöße hier so nöthig scheinen, und Ihr glaubt, ohne sie das Werk nicht vollbringen zu können, so begnügt Euch doch, da einmal die ganze Sache nur erdichtet, nachgemacht und eine Posse ist, so begnügt Euch doch, sage ich, damit, daß Ihr den Kopf auf das Wasser stoßt, oder sonst auf etwas Weiches, als etwa Baumwolle, und überlaßt mir die Sorge des Erzählens; denn ich will dem gnädigen Fräulein schon sagen, daß Ihr Euch den Kopf an einer Felsenspitze zerstoßen habt, welche härter wäre, als ein Diamant."

„Ich danke Dir, Freund Sancho, für Deine gute Absicht; Du sollst aber durchaus alle die Dinge, die ich vornehme, ganz genau wissen; denn es sind keine Possen, sondern es ist alles der größte Ernst, weil ich sonst gegen die Gesetze der Ritterschaft handeln würde, welche uns bei Strafe der Ausschließung aus dem Orden befehlen, niemals eine Lüge zu sagen; und eine Sache anstatt einer andern thun, ist auch lügen. Meine Kopfstöße sollen also wahrhaft, stark und vollkräftig, und nicht mit Sophistereien und Phantastereien verbunden seyn, und Du wirst wohl thun, mir ein wenig Charpie da zu lassen, damit ich mich verbinden kann, weil es das Schicksal gefügt hat, daß wir den Balsam verloren haben."

„Noch schlimmer ist es, daß wir den Esel verloren haben; denn mit ihm ist ja Charpie und Alles verloren gegangen, und ich bitte Euer Gnaden, nicht an den verwünschten Trank zu denken, denn wenn

ich ihn nur nennen höre, wendet sich mir die Seele um, und noch viel mehr der Magen; ferner bitte ich Euch, Euch einzubilden, die drei Tage wären schon vorbei, während welcher ich den Narrheiten zusehen soll, die Ihr beginnt; denn ich nehme Alles für geschehen und gesehen an und will dem gnädigen Fräulein Wunder davon erzählen. Schreibt Ihr nur den Brief und fertigt mich schnell ab, denn ich möchte gar zu gern bald zurück kommen und Euch aus dem Fegfeuer erlösen, worin ich Euch verlasse."

„Ein Fegfeuer nennst Du es, Sancho? Du thätest besser, wenn Du es eine Hölle nenntest, oder noch schlimmer, wenn es noch etwas Schlimmeres giebt."

„Aus der Hölle nulla est retentio, wie ich habe sagen hören."

„Ich verstehe nicht, was retentio heißen soll."

„Retentio heißt: wer einmal in der Hölle ist, kann nicht wieder heraus kommen; mit Euer Gnaden aber soll das Gegentheil geschehen, oder meine Beine müßten erstarren, wenn ich nur Sporen habe, um den Rocinante anzutreiben. Und bin ich nur erst so ganz gemächlich nach Toboso gekommen zu meinem gnädigen Fräulein Dulcinea, dann will ich ihr schon so viel vorreden von den Albernheiten und Narrheiten (das ist beides gleich viel), die Euer Gnaden begangen hat und noch begeht, daß sie so weich werden soll, wie ein Waschhandschuh, wenn sie auch härter wäre, als ein Korkbaum; mit einer sanften, honigsüßen Antwort komme ich alsdann durch die

Luft zurück, wie ein Hexenmeister und ziehe Euer Gnaden aus dem Fegfeuer, welches Euch wie eine Hölle vorkommt und es doch nicht ist, weil noch eine Hoffnung vorhanden ist, daraus erlöst zu werden; denn die, welche in der Hölle braten, haben diese Hoffnung nicht, und das wird mir Euer Gnaden doch wohl nicht widersprechen?“

„Du hast wahr geredet; wie soll ich es aber anfangen, um den Brief zu schreiben?“

„Und auch die Anweisung auf die Esel.“

„Das soll Alles zugleich gemacht werden; da wir aber einmal kein Papier haben, so werde ich, wie es die Alten zu machen pflegten, auf Baumblätter oder auf Wachstafeln schreiben müssen, obgleich die letztern jetzt wohl eben so schwer möchten zu finden seyn, als das Papier. Aber es fällt mir etwas ein, wohin ich eben so gut, und noch besser, meinen Brief schreiben kann, nämlich Cardenio's Taschenbuch, und Du mußt dafür Sorge tragen, ihn im ersten, besten Orte, wo ein Knabenschulmeister ist, sauber auf Papier schreiben zu lassen, und wenn das nicht geht, so kann ihn auch irgend ein Küster abschreiben. Gieb ihn aber nur keinem Advocatenschreiber unter die Hände, denn die schmieren Buchstaben, die der Teufel nicht lesen kann.“

„Wie wird es aber mit der Unterschrift?“

„Niemals bedürfen die Briefe der Liebhaber einer Unterschrift.“

„Das mag gut seyn; aber der Wechsel muß unterzeichnet seyn, und wenn er abgeschrieben ist, so

wird man sagen: die Unterschrift wäre falsch, und dann bekomme ich keine Esel."

„Auch den Wechsel will ich in das Taschenbuch schreiben und das unterzeichnen, und wenn meine Nichte ihn sehen wird, so wird sie gar keine Schwierigkeit machen, ihn auszuzahlen; was meinen Liebesbrief betrifft, so sollst Du darunter setzen lassen: „Der Eurige bis in den Tod, der Ritter von der traurigen Gestalt." Es kommt übrigens gar nichts darauf an, wenn die Unterschrift von fremder Hand ist; denn so viel ich mich zu besinnen weiß, kann Dulcinea weder schreiben noch lesen, und hat auch in ihrem ganzen Leben weder meine Handschrift noch einen Brief von mir gesehen; denn unsere Liebe ist immer platonischer Natur gewesen, ohne sich weiter, als auf züchtige Blicke zu erstrecken, und auch dazu ist es nur selten gekommen, denn ob ich sie gleich seit zwölf Jahren mehr liebe, als das Licht dieser Augen, welche bald hier im Staube liegen werden, so könnte ich doch mit Gewißheit darauf schwören, daß ich sie nicht viermal gesehen habe, und es ist sehr leicht möglich, daß sie ihrerseits mich nicht ein einzigesmal bemerkt hat, so zurückgezogen und sittsam erzogen sie ihr Vater, Lorenzo Corchuelo, und ihre Mutter, Aldonza Nogales."

„So so; also die Tochter des Lorenzo Corchuelo ist das Fräulein Dulcinea von Toboso, mit einem andern Namen Aldonza Lorenzo genannt?"

„Diese ist es, und sie verdient, die Beherrscherin der ganzen Welt zu seyn."

„Ich kenne sie wohl, und kann Euch sagen, daß sie den Knittel so herrlich wirft, wie der stärkste Bursche im Dorfe. Hol mich der Geier, sie ist ein Kernmädchen, rüstig und handfest, stark von Brust und Kreuz, hat Haare auf den Zähnen, und könnte jeden fahrenden Ritter der Gegenwart und der Zukunft, der sie zu seiner Dame erwählte, beim Bart aus dem Kothe ziehen. O die Wetterhexe! Was hat sie für Kräfte und was für eine Stimme! Ich weiß, daß sie einmal auf den Thurm der Dorfkirche gestiegen ist, um einige Leute zu rufen, die auf einem Felde ihres Vaters arbeiteten, und ob sie gleich weiter, als eine halbe Stunde entfernt gewesen sind, so haben sie es doch eben so gut gehört, als wenn sie am Fuße des Thurmes gestanden hätten. Das Beste an ihr ist, daß sie sich nicht im geringsten ziert, denn sie ist ziemlich frei, scherzt mit Allen, und spottet und lacht über Jeden. Ich sage Euch, Herr Ritter von der traurigen Gestalt, daß Ihr für sie nicht nur alle möglichen Thorheiten begehen könnt und müßt, sondern auch mit vollem Rechte verzweifeln und Euch hängen könnt, denn Jeder, der es erfährt, wird sagen, daß Ihr außerordentlich wohl daran thut, und wenn Euch auch der leibhaftige Teufel darüber holen sollte. Ich wollte nur, ich wäre schon auf dem Wege, um nur einmal zu ihr zu kommen; es ist lange her, daß ich sie nicht gesehen habe, und sie muß sehr verändert seyn, denn die Weibergesichter werden durch die Feldarbeit in Luft und Sonne gar sehr verdorben. Uebrigens gestehe ich Euer Gna-

den, daß ich bis jetzt in großem Irrthume gewesen bin, denn ich habe gewiß und wahrhaftig geglaubt, Fräulein Dulcinea müßte irgend eine Prinzessin seyn, in die Ihr Euch verliebt hättet, oder sonst eine Dame, welche die werthvollen Geschenke verdiente, die Euer Gnaden ihr geschickt hat, wie zum Beispiel den Biscayer, die Galeerensclaven, und noch viele Andere, denn Euer Gnaden hat doch gewiß schon viele Siege erfochten, ehe ich Euer Schildknappe war. Was wird sich aber auch, wenn ich die Sache recht betrachte, die Aldonza Lorenzo, ich meine Fräulein Dulcinea von Toboso, daraus machen, wenn die Besiegten, welche Euer Gnaden zu ihr schickt, und noch schicken wird, die Knie vor ihr beugen? Denn es kann ja seyn, daß sie gerade zu der Zeit, wo sie ankämen, Flachs hechelt oder auf der Tenne drischt; die Menschen gäben sich hernach Mühe, sie zu sehen, und sie lachte und spottete nur über das Geschenk.“

„Ich habe Dir schon vor langer Zeit und oft gesagt, daß Du ein schrecklicher Plauderer bist; denn obgleich Dein Verstand eben nicht der schärfste ist, so willst Du ihn doch immer zur Schau tragen; damit Du aber siehst, wie unwissend Du bist, und wie klug ich bin, so will ich Dir eine kurze Geschichte erzählen. Eine reizende, junge, unabhängige, reiche und vorzüglich muntere Wittwe, verliebte sich in einen jungen, rüstigen Layenbruder von beträchtlichem Umfange. Der Prior erfuhr es, und dieser sprach einst, brüderlich ermahnend, zu der guten Wittwe: ‚Ich wundere mich, gnädige Frau, und das nicht

ohne gerechte Ursache, daß eine so vornehme, schöne und reiche Dame, wie Euer Gnaden, sich in einen so verächtlichen, gemeinen und unwissenden Menschen verliebt hat, da doch in unserm Kloster so viele Magister, Presentado's und andere Geistliche sind, unter denen Ihr nach Gefallen wählen könnt, und nur sagen dürft: Diesen will ich, jenen mag ich nicht." Sie antwortete aber mit viel Witz und Freimuth: „Euer Hochwürden irrt sich sehr, und Ihr denkt sehr nach alter Art, wenn Ihr Euch einbildet, ich hätte in dem, den Ihr für einen Dummkopf haltet, eine schlechte Wahl getroffen, denn dazu, wozu ich ihn brauche, hat er eben so viel, und noch mehr Philosophie, wie Aristoteles." Also, Freund Sancho, zu dem Zwecke, zu welchem Dulcinea von Toboso mir dienen soll, kann ich sie eben so gut gebrauchen, als die erste Prinzessin der Welt, denn nicht alle Dichter, welche Frauen unter gewissen Namen preisen, die sie ihnen willkührlich beilegen, haben diese Damen in der Wirklichkeit. Denkst Du denn, daß die Amaryllis, Phyllis, Sylvien, Dianen, Galatheen, Aliden, und Andere, womit die Bücher, Romanzen, Barbierbuden und Theater angefüllt sind, wirklich Frauen von Fleisch und Bein wären, und denen angehörten, welche sie besingen und noch besingen werden? Gewiß nicht! Die meisten dieser Namen sind nur aus der Luft gegriffen, um den Dichtern Stoff zu ihren Versen zu geben, und daß man sie für Verliebte halten und glauben soll, sie würden wieder geliebt. Daher ist es mir

genug, zu denken und zu glauben, daß die gute Aldonza Lorenzo schön und sittsam sey, und was ihre Herkunft betrifft, so kümmert mich diese wenig, denn es wird niemand darnach fragen, um ihr etwa ein Stiftsdamenkreuz anzuhängen, und für mich ist sie die erhabenste Prinzessin von der Welt, denn vernimm, wenn Du es noch nicht weißt, daß zwei Dinge allein mehr zur Liebe anspornen, als alles Andere, nämlich Schönheit und guter Ruf; und diese beiden Dinge finden sich bei Dulcineen im höchsten Grade, denn an Schönheit gleicht ihr Keine und zu ihrem guten Rufe gelangen nur Wenige. Kurz, ich stelle mir vor, daß alles so ist, wie ich es sage, ohne daß etwas mehr oder weniger statt findet, und male sie mir in meiner Einbildung so, wie ich sie wünsche, sowohl an Schönheit, als an hoher Geburt. Ihr kommt nicht Hellena gleich, noch Lucretia, noch irgend eine der berühmten Frauen früherer Staaten, wie Griechenlands, der Barbarei und Roms, und jeder sage, was er wolle, denn wenn ich auch von Unwissenden deshalb sollte getadelt werden, so werden mich strenge Richter doch wenigstens nicht verdammen."

„Ich sage, daß Euer Gnaden in Allem Recht hat und daß ich ein Esel bin. Ich weiß aber nicht, warum gerade der Esel mir in dem Mund kommt, denn im Hause des Gehenkten soll man den Strick nicht erwähnen; gebt mir indeß den Brief, und dann mag unser Herrgott mich geleiten."

Don Quixote zog das Taschenbuch hervor, ging

auf die Seite und schrieb ganz gelassen seinen Brief. Als er ihn geendet hatte, rief er den Knappen, und sagte: Er wollte ihm den Brief vorlesen, damit er ihn im Gedächtniß behielte, für den Fall, daß er ihn auf dem Wege verlöre, denn von seinem Mißgeschick ließe sich Alles befürchten. Hierauf antwortete Sancho:

„Schreibt ihn zwei oder dreimal hier in das Buch, und gebt mir es, ich werde es schon gut verwahren, denn wenn Ihr denkt, daß ich ihn auswendig merken soll, so irrt Ihr Euch gewaltig; mein Gedächtniß ist ja so schlecht, daß ich oft vergesse, wie ich heiße. Aber leset mir ihn immer vor; ich werde ihn gern hören, denn er muß recht schön seyn.“

„So höre zu, so lautet er,“ sprach Don Quixote und las:

Don Quixote's Brief an Dulcinea von Toboso.

Vortreffliches, hocherhabenes Fräulein!

Verwundet von dem Dolche der Abwesenheit und mit zerrissenem Herzen, süße Dulcinea von Toboso, wünsche ich Dir das Wohl, das ich selbst nicht habe. Wenn Deine Schönheit mich verschmäht, wenn Deine Herrlichkeit mir nicht günstig ist, wenn Deine Verachtung mein Bestreben trifft, so werde ich, ob ich gleich sehr duldsam bin, doch schwerlich diesem Kummer widerstehen können, der nicht allein außerordentlich groß, sondern auch von sehr langer Dauer ist. Mein guter Schildknappe, Sancho, wird Dir, o schöne Undankbare, geliebte Feindin, eine vollkommene Schilderung machen von dem Zustande, in welchem ich mich Deinetwegen

befinde. Gefällt es Dir, mir zu helfen, so bin ich Dein; wo nicht, so handle nach Deinem Belieben, und das Ende meines Lebens wird Deine Grausamkeit und meine Wünsche befriedigen.

Der Deinige bis in den Tod,
der Ritter von der traurigen Gestalt.

„Bei dem Leben meines Vaters,“ rief Sancho, als Don Quixote gelesen hatte, „das ist das Allerschönste, was ich jemals gehört habe! Wetter! Wie Euer Gnaden Alles so rund heraus sagt, und wie herrlich die Unterschrift paßt: Der Ritter von der traurigen Gestalt! Ich behaupte, Euer Gnaden hat den leibhaften Teufel im Leibe, und es giebt nichts, was Ihr nicht könnt.“

„Alles,“ entgegnete Don Quixote, „braucht man in dem Stande, den ich gewählt habe.“

„Gut, gnädiger Herr; schreibt mir nun auf ein anderes Blatt den Wechsel auf die drei jungen Esel und unterschreibt ihn recht deutlich, damit sie auch die Hand erkennen, wenn sie ihn sehen.“

„Das will ich gern thun,“ entgegnete Don Quixote, und als er geschrieben hatte, las er vor, wie folgt:

„Gegen diesen meinen Prima-Eselswechsel zahlen Euer Liebden, Fräulein Nichte, an meinen Schildknappen Sancho Panza die Summe von drei jungen Eseln, und zwar von den Fünfen, die ich unter Eurer Aufsicht zu Hause gelassen habe. Die Verabfolgung dieser drei Esel gegen diesen Wechsel und seine Quittung genehmige ich und habe Valuta richtig er-

halten. Gegeben mitten in der Sierra Morena, den 26. August des laufenden Jahres.“

„Gut, gnädiger Herr, nun unterschreibt.“

„Das ist nicht nöthig; es ist genug an meinem Zuge, der eben so viel gilt, als meine Unterschrift, und zwar für drei Esel und auch für dreihundert.“

„Ich verlasse mich auf Euch, gnädiger Herr! Entlaßt mich nun, ich will den Rocinante satteln, und bereitet Euch vor, mir Euern Segen zu geben, denn ich gedenke, sogleich abzureisen, ohne die Narrheiten mit anzusehen, die Ihr begehen werdet, will aber schon sagen: Ich hätte so viele von Euch gesehen, daß ich genug daran gehabt hätte.“

„Zum wenigsten verlange ich, Sancho, und es ist nothwendig, daß Du mich nackend sehest, wie ich ein, oder ein paar Dutzend Narrenstreiche ausübe, welches in weniger, als einer halben Stunde wird geschehen seyn, denn wenn Du Alles mit eigenen Augen gesehen hast, kannst Du mit gutem Gewissen auch auf das schwören, was Du etwa noch hinzufügen willst, und ich versichere Dir, daß Du nicht so viel wirst sagen können, als ich zu thun gesonnen bin.“

„Um Gottes willen, gnädiger Herr, ich kann Euch unmöglich nackt sehen, ich würde das größte Mitleid haben müssen und mich des Weinens nicht enthalten können. Ich habe ohnedies noch Kopfschmerzen von den Thränen, die ich um meinen Esel vergossen habe, und habe nicht Lust, schon wieder zu weinen; wenn Ihr also durchaus wollt, daß ich ei-

nige Thorheiten mit ansehen soll, so begeht sie wenigstens angekleidet, bald, und zwar solche, die Euch zuerst einfallen, vorzüglich, da sie mir zu Gefallen gar nicht nöthig wären, und wie ich schon gesagt habe, durch ihr Unterbleiben die Zeit meiner Reise verkürzt würde, und ich auch eher mit den Nachrichten zurück kommen könnte, welche Euer Gnaden so sehr wünscht und verdient. Wo nicht, so mag Fräulein Dulcinea nur kommen. Wenn sie nicht vernünftig antwortet, so thue ich einen theuern Schwur, daß ich ihr die günstige Antwort mit Schlägen und Rippenstößen aus dem Leibe ziehen will; denn weshalb müßte man es leiden, daß ein so berühmter, fahrender Ritter mir nichts, dir nichts zum Narren werden sollte, um so eine . . . . . das Jüngferchen mag mich nur nicht zum Reden bringen, sonst bekommt sie wahrlich von mir etwas angehängt, was sie nicht an's Fenster stecken soll. Ich bin gerade der Rechte und sie kennt mich schlecht, denn meiner Treu, wenn sie mich kennte, würde sie sich vor mir hüten!“

„Wahrlich, Sancho, wie es mir scheint, bist Du nicht vernünftiger, als ich!“

„Nein, so verrückt, wie Ihr, bin ich nicht, aber hitziger; aber das bei Seite! Was werdet Ihr denn essen, bis ich wieder komme? Wollt Ihr auf den Weg hinaus springen, wie Cardenio, und Eure Nahrung den Hirten rauben?“

„Darüber sey nicht in Sorge, denn wenn ich auch etwas hätte, so würde ich doch nichts anderes essen, als die Kräuter und Früchte, welche diese

Bäume und diese Wiese mir bieten; denn das Erhabene meines Unternehmens besteht im Fasten und strenger Buße.“

„Wißt Ihr aber, gnädiger Herr, was ich fürchte? Ich denke immer, ich werde den Weg nach dieser Stelle, wo ich Euch zurück lasse, nicht wieder finden, weil der Ort so abgelegen ist.“

„Du mußt Dir gute Zeichen machen; ich selbst werde mich nicht aus dieser Gegend entfernen, und werde auch zuweilen auf diese hohen Felsen steigen, um zu sehen, ob ich Dich entdecke, wann Du zurückkommst. Damit Du mich aber gewiß nicht verfehlst, oder Dich verirrst, so wird das Beste seyn, wenn Du Zweige von den vielen Birken abschneidest, die hier herum stehen, und sie von einer Strecke zur andern auf die Erde legst, bis Du in's Freie kommst; diese werden Dir, wenn Du wiederkehrst, wie der Faden dem Theseus im Labyrinthe, als Wegweiser und Zeichen dienen, daß Du mich wieder findest.“

„Das will ich thun,“ sprach Sancho, schnitt einige ab, bat den Ritter um seinen Segen, und nahm, nicht ohne häufige Thränen, Abschied von ihm; hierauf bestieg er den Rocinante (den ihm Don Quixote sehr empfahl und ihn bat, denselben wie seine eigene Person zu halten), machte sich auf den Weg nach der Ebene, warf, wie sein Herr ihm gesagt hatte, von Zeit zu Zeit Birkenzweige hin, und entfernte sich, obgleich Don Quixote ihn noch immer plagte, er sollte ihn wenigstens ein paar Thorheiten machen sehen. Kaum hatte er aber hun-

dert Schritte zurückgelegt, so kehrte er um und sprach:

„Euer Gnaden hatte doch Recht, als Ihr sagtet, damit ich, ohne mein Gewissen zu beladen, schwören könnte, daß Ihr in meiner Gegenwart Thorheiten begangen hättet, müßte ich wenigstens eine mit ansehen, obgleich die, daß Ihr hier allein zurück bleibt, schon groß genug ist.“

„Habe ich Dir es nicht gesagt?“ sprach Don Quixote, „harre, Sancho, im Augenblicke will ich anfangen.“

Dabei zog er die Beinkleider aus, stand fast nackend im Hemde da, machte sogleich aus dem Stegreif zwei Luftsprünge und zwei Purzelbäume, und deckte dabei so viel auf, daß Sancho, um es nicht noch einmal zu sehen, den Rocinante umlenkte, fortritt und zufrieden und vergnügt war, daß er darauf schwören konnte, sein Herr sey ein Narr geworden. Auch wir wollen ihn bis zu seiner Zurückkunft, die bald erfolgen wird, reiten lassen.

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung der erhabenen Dinge, welche der verliebte Don Quixote in der Sierra Morena vornahm.

Die Geschichte sagt, indem sie fortfährt zu erzählen, was der Ritter von der traurigen Gestalt be-

gann, als er sich allein sah, daß Don Quixote, nachdem er seine Burzelbäume oder Umstürzungen, die er, von dem Gürtel bis auf die Füße nackend, und vom Kopfe bis auf den Gürtel bekleidet machte, geendet hatte, und sah, daß Sancho fortgegangen war, ohne weiter etwas von seinen Narrheiten mit ansehen zu wollen, auf den Gipfel eines hohen Felsens stieg und noch einmal das überdachte, woran er schon oft gedacht, sich aber noch nie völlig dazu entschlossen hatte, nämlich: was wohl besser für ihn paßte, dem Roland in seinen unbändigen, oder dem Amadis in seinen tiefsinnigen Thorheiten nachzuahmen? Hierbei sprach er zu sich selbst:

„Wenn Roland ein so mannhafter, tapferer Ritter war, als Jedermann sagt, was ist es dann für ein Wunder, daß er zuletzt bezaubert wurde und Niemand ihn tödten konnte, als dadurch, daß er ihm eine Nadel in den Fuß stach, weßhalb er auch immer Schuhe mit sieben eisernen Sohlen trug; seine List half ihm aber doch nichts gegen Bernardo del Carpio, der die Sache wohl verstand und ihn zu Ronceval mit den Armen erdrückte. Ich will aber seine Tapferkeit bei Seite setzen und auf den Verlust seines Verstandes kommen, den er ganz gewiß wegen der Merkmale verlor, die er am Quell fand, und wegen der Nachrichten, welche der Hirt ihm gab, daß Anglica mehr als zwölf Mal mit dem Medor, einem graulockigen Mohren und Pagen des Agramant, hier Sieste gehalten habe; wenn er nun von der Wahrheit dieses Umstandes überzeugt war, und

wußte, daß seine Dame ihn so beleidigt hatte, so konnte er wohl zum Narren werden. Aber ich, wie kann ich seinen Wahnsinn nachahmen, da bei mir ganz verschiedene Ursachen obwalten? Denn ich könnte darauf schwören, daß meine Dulcinea von Toboso in ihrem Leben nicht einen einzigen Mohren, wie er beschaffen ist und in seiner eigenthümlichen Tracht gesehen hat, und daß sie heutigen Tages noch so rein ist, wie die Mutter, welche sie gebar; ich würde ihr also ein ausgemachtes Unrecht zufügen, wenn ich mir etwas anderes von ihr einbildete, und auf solche Art zum Narren würde, wie der rasende Roland. Auf der andern Seite sehe ich, daß Amadis von Gallien, ohne den Verstand zu verlieren und Thorheiten zu begehen, sich, wie nur irgend einer, den Ruf eines verliebten Ritters erwarb; denn das, was er zufolge der Geschichte that, war nichts anderes, als daß er, weil er sich von seiner Gebieterin Oriana verschmäht sah (sie hatte ihm nämlich geboten, ohne ihre Erlaubniß nicht vor ihr zu erscheinen), sich in Gesellschaft eines Eremiten auf den Armuthfelsen begab und sich dann satt weinte, bis mitten in seiner größten Sorge und Noth der Himmel ihm beistand. Wenn dies nun wahr ist (und das ist es wirklich), warum soll ich mir dann jetzt die Mühe geben, mich ganz nackend auszuziehen, oder diese Bäume zu beschädigen, die mir nichts zu Leide gethan haben, oder das klare Wasser dieser Bäche zu trüben, welche mir werden zu trinken geben, wann mich durstet? Es lebe das Andenken des

Amadis, und diesen ahme Don Quixote von la Mancha nach so viel er kann, und dann wird man von ihm sagen, was man von jenem sagte, nämlich: wenn er auch nichts Großes endigte, so starb er doch über dem Bestreben, es auszuführen. Wenn ich nun auch von meiner Dulcinea nicht verachtet oder verschmäht werde, so ist es, wie ich schon gesagt habe, genug, daß ich von ihr entfernt bin. Rasch also, Hand an das Werk! Stellt Euch meinem Gedächtnisse vor, ihr Thaten des Amadis, und lehret mich, wo ich anfangen muß, euch nachzuahmen! Aber ich weiß es schon, das Vorzüglichste, was er that, war, daß er betete, und das will auch ich thun!“

Als Rosenkranz dienten ihm einige Galläpfel von einem Korkbaume, die er anreihte; was ihn aber am meisten kümmerte, daß hier kein Eremit vorhanden war, dem er beichten, und der ihn trösten konnte; er vertrieb sich also die Zeit damit, daß er auf der kleinen Wiese umherwandelte, und in die Rinden der Bäume und den klaren Sand viele Verse schrieb und einschnitt, welche alle auf seine Trauer paßten und wovon einige Lobpreisungen auf Dulcineen waren; aber nur die folgenden waren vollständig und leserlich, als man ihn an jenem Orte wieder fand:

Ihr Kräuter, Bäum' und Felsen, zart und grün,
Die ihr hier prangt im lieblichem Erblühn,
Wenn euch mein Unglück auch nicht freuet,
So leihet

Doch meinen Klagen ein geduldig Ohr.
Laßt euch von meinem Schmerz nicht stören,
Ohn' Ungeduld mich anzuhören:
Ich sing' euch meine Leiden vor.
Ach, Don Quixote weint, o weh!
Denn fern von ihm ist Dulcinee
Von Toboso!

In diesen ewig rauhen Wüstenei'n,
Wo grüne Bäume dunkle Schatten streu'n,
Verbirgt des Herzens heiße Liebe
Und Triebe
Ein Unglückseliger durch Amors Macht
Er füllt mit seinen heißen Thränen
Den Bach und wird sich elend wähnen
Bis der Geliebten Aug' ihm lacht,
Ach, Don Quixote weint, o weh!
Denn fern von ihm ist Dulcinee
Von Toboso!

Der kühnen Abentheuer such' ich viel
In Wäldern, Wüsten und im Kampfsgewühl,
Verwünsch' in meinem treuen Herzen
Mit Schmerzen
Der vielgeliebten Feindin Sprödigkeit;
Doch Amor hört nicht meine Stimme,
Er züchtigt mich in wildem Grimme,
Und lacht ob meiner Traurigkeit,
Ach, Don Quixote weint, o weh!
Denn fern von ihm ist Dulcinee
Von Toboso.

Alle, welche diese Verse fanden, mußten darüber lachen, daß dem Namen Dulcinea immer noch von Toboso zugefügt war, denn sie meinten: Don Quixote müßte sich eingebildet haben, man könne den Vers nicht verstehen, wenn er bloß Dulcineen, und nicht zugleich auch Toboso nannte, und so war es auch wirklich, wie er später gestanden hat. Er schrieb noch viele andere Dinge, allein man konnte, wie schon gesagt, mit nichts weiter in's Reine kommen, als mit diesen drei Strophen. Solche Verse zu machen, zu seufzen, die Faunen und Sylvanen dieser Wälder, die Nymphen der Bäche, und die traurigen, schwermüthigen Echo's anzurufen, daß sie ihm antworten, ihn trösten und hören sollten, damit unterhielt er sich und suchte Kräuter zu seiner Nahrung, bis Sancho wieder kommen würde, und wenn dieser anstatt drei Tage, drei Wochen ausgeblieben wäre, so würde der Ritter von der traurigen Gestalt so entstellt gewesen seyn, daß ihn seine eigene Mutter nicht würde erkannt haben. Es wird indeß gut seyn, wenn wir ihn jetzt in der Gesellschaft seiner Seufzer und Verse lassen, um zu erzählen, was dem Sancho Panza bei seiner Gesandtschaft widerfuhr.

Wie dieser auf die Landstraße hinaus kam, suchte er den Weg nach Toboso und kam den andern Tag in die Nähe der Schenke, wo ihn das Unglück der Prelle betroffen hatte, und kaum hatte er sie erblickt, so kam es ihm auch vor, als wenn er noch einmal durch die Lüfte fliegen sollte. Aus diesem Grunde mochte er da nicht einkehren, ob er gleich gerade zu

einer Zeit hin kam, daß er es eigentlich wohl hätte thun können und müssen, weil es gerade die Stunde der Mahlzeit war, und er große Lust hatte, etwas Warmes zu essen, da er sich viele Tage lang mit kalten Speisen hatte begnügen müssen. Diese Nothwendigkeit zwang ihn auch, sich der Schenke zu nähern, er war aber immer noch zweifelhaft, ob er einkehren sollte, oder nicht; da kamen zwei Personen aus der Schenke, die ihn sogleich erkannten, und einer von ihnen sprach zum andern:

„Sagt mir doch, Herr Licentiat, ist der Reiter dort nicht Sancho Panza, von welchem die Haushälterin unseres Abentheurers sagte, daß er mit ihrem Herrn als Schildknappe ausgezogen sey?“

„Wohl ist er es,“ entgegnete der Licentiat, „und dies ist auch das Pferd unseres Don Quixote.“

Natürlich mußten sie ihn kennen, denn der eine war der Pfarrer und der andere der Barbier aus seinem Dorfe, dieselben, welche die Untersuchung und das Gericht wegen der Bücher besorgt hatten. So wie sie Sancho Panza'n und Rocinante'n vollkommen erkannt hatten, näherten sie sich dem Erstern, voller Begierde, Nachrichten von Don Quixote zu bekommen; der Pfarrer rief den Knappen bei seinem Namen und sprach:

„Freund Sancho Panza, wo ist Dein Herr?“

Sancho Panza erkannte sie sogleich, und beschloß, ihnen den Aufenthaltsort und das Schicksal seines Herrn zu verschweigen; daher antwortete er ihnen: sein Herr wäre irgend wo, und mit irgend einer sehr

wichtigen Sache beschäftigt, die er, so lieb ihm sein Leben sey, nicht entdecken könne.

„Nein, nein,“ sprach der Barbier, „wenn Du uns nicht sagst, wo er ist, so werden wir glauben (und wir glauben es auch schon), daß Du ihn gemordet und beraubt hast, vorzüglich, da Du auf seinem Pferde geritten kommst. Wahrlich, Du sollst uns den Herrn des Pferdes zur Stelle schaffen, oder Du wirst es mit uns zu thun haben.“

„Drohungen sind bei mir eben nicht nöthig,“ sprach Sancho, „denn ich bin nicht der Mann, der Jemand beraubt oder ermordet; mag doch Jeden sein eigenes Schicksal tödten, oder unser Herrgott, der ihn gemacht. Mein Herr thut nach seinem Belieben Buße mitten in diesem Gebirge.“

Schnell und ohne weitern Aufschub, oder irgend eine Verheimlichung erzählte er ihnen nun die Lage seines Herrn, die Abentheuer, die ihnen begegnet waren, und daß er einen Brief an Fräulein Dulcinea von Toboso, die Tochter des Lorenzo Corchuelo, bei sich habe, in welche sein Herr erschrecklich verliebt wäre.

Beide waren erstaunt über das, was ihnen Sancho Panza erzählte, und ob sie gleich Don Quixote's Wahnsinn und die Art desselben schon kannten, so verwunderten sie sich doch von neuem über das, was sie eben hörten. Sie baten den Knappen, ihnen den Brief zu zeigen, den er an Fräulein Dulcinea von Toboso bei sich hätte, worauf er ihnen sagte, daß derselbe in ein Taschenbuch geschrieben wäre, und

daß sein Herr ihm befohlen hätte, ihn im ersten Orte, wo er hin käme, auf Papier abschreiben zu lassen. Der Pfarrer sprach: er möchte ihn nur hergeben, denn er selbst wollte ihn auf das Schönste in's Reine schreiben. Sancho Panza griff in den Busen und suchte das Buch; er fand es aber nicht und hätte es auch nicht finden können, und wenn er es bis auf diese Stunde gesucht hätte, denn Don Quixote hatte es behalten und ihm nicht gegeben, und er selbst hatte vergessen, es seinem Herrn abzufordern. Wie Sancho sah, daß er das Buch nicht fand, ward er todtenblaß, durchsuchte sich mit größter Eil am ganzen Leibe, sah auf's neue, daß er es nicht fand, fuhr mit beiden Händen in den Bart, riß denselben halb aus, und gab sich ein halbes Duzzend Faustschläge auf Mund und Nase, so daß überall das Blut hervorkam. Als der Pfarrer und der Barbier das sahen, fragten sie ihn: was ihm begegnet wäre, daß er sich selbst so mitspielte?

„Was soll mir begegnet seyn?“ sprach er, „wie man eine Hand umwendet, habe ich drei junge Esel verloren, von denen jeder allein so stark war, wie ein festes Schloß!“

„Ei, wie denn das?“ fragte der Barbier.

„Nun, ich habe das Taschenbuch verloren, worin der Brief an das Fräulein stand und auch eine Anweisung, die mein Herr unterschrieben und darin befohlen hatte, daß mir seine Nichte drei junge Esel ausliefern sollte von den vieren oder fünfen, welche da wären.“

Hierbei erzählte er ihm den Verlust seines Esels.

Der Pfarrer tröstete ihn und sagte: wenn er seinen Herrn fände, so wollte er schon dafür sorgen, daß der Befehl wieder erneuert und der Wechsel, wie es sich gehörte, auf Papier geschrieben würde; denn Anweisungen, die in Taschenbücher geschrieben wären, würden nie acceptirt noch ausgezahlt. Damit tröstete sich Sancho und sagte: wenn es so wäre, so machte ihm der Brief an Dulcineen eben nicht viel Sorge, weil er ihn auswendig wüßte, und man ihn daher niederschreiben könnte, wann und wo man wollte.

„So sag' ihn uns doch, Sancho," sprach der Barbier.

Sancho stand da und kratzte sich im Kopfe, um sich an den Brief zu erinnern, sah einmal auf die Erde, das anderemal gen Himmel, und nachdem er sich eine Fingerspitze halb abgenagt und die Beiden lange genug auf den Brief hatte warten lassen, sprach er:

„Bei Gott, Herr Licentiat, der Teufel mag alles holen, was ich von dem Briefe noch weiß; nur auf den Anfang besinne ich mich, und der hieß: Vortreffliches, hochgehobenes Fräulein!"

„So wird es nicht heißen, sondern hochehrbares, oder hocherhabenes Fräulein."

„Ganz recht; nun heißt es weiter, wenn ich mich recht besinne .... wenn ich mich recht besinne ... „Verwundet und anwesend und mit einem zerbissenen Magen wünsche ich Deiner abscheulichen

Schönheit, was ich habe," und ich weiß nicht, was er noch von Wohl und Wehe sagte, was er ihr schickte; kurz, zu Ende hieß es: „Der Deinige bis in den Tod, der Ritter von der traurigen Gestalt."

Die beiden Zuhörer ergötzten sich nicht wenig an Sancho's gutem Gedächtniß; sie lobten ihn sehr, und er mußte ihnen den Brief noch zweimal vorsagen, um, wie sie meinten, ihn in's Gedächtniß zu bekommen und hernach niederschreiben zu können. Sancho wiederholte ihn noch dreimal, und erzählte noch überdies dreitausend Narrheiten; hierauf theilte er ihnen auch die Angelegenheiten seines Herrn mit, doch sprach er durchaus nicht von der Prelle, die man ihm in dieser Schenke hatte angedeihen lassen, wo er sich weigerte, einzukehren. Nun sagte er ihnen noch, daß sein Herr, wenn er nur günstige Antwort von dem Fräulein Dulcinea von Toboso erhielt, sich sogleich auf den Weg machen würde, Kaiser, oder wenigstens Monarch zu werden, denn so hätten sie Beide es unter sich beschlossen, und es sey auch bei der persönlichen Tapferkeit des Ritters und bei der Stärke seines Armes, gar leicht, dahin zu gelangen. Wäre es nun so weit, so wollte ihn sein Herr (weil er alsdann doch zum wenigsten Wittwer seyn würde) mit einem Fräulein der Kaiserin verheirathen, welches Erbin eines großen, reichen Staates auf dem Festlande wäre, ohne die Inseln und Halbinseln, von denen er gar nichts mehr wissen möchte. Sancho sagte das, indem er sich von Zeit zu Zeit die Nase wischte, so trocken und einfältig heraus, daß die

Beiden sich von neuem wunderten, indem sie bedachten, wie schnell die Verrücktheit des Don Quixote müsse gewachsen seyn, da sie selbst das Bischen Verstand dieses armen Teufels verscheucht habe. Sie mochten sich keine Mühe geben, ihn aus seinem Irrthum zu ziehen; denn es schien ihnen, weil sie sich damit das Gewissen nicht zu beladen glaubten, besser, ihn darin zu lassen und zu ihrem großen Vergnügen seine Narrheiten mit anzuhören. Sie ermahnten ihn daher, für das Wohl seines Herrn zu beten, da es doch sehr möglich und thunlich wäre, daß derselbe mit der Zeit Kaiser (wie er gesagt hätte), oder wenigstens Erzbischof würde, oder auch sonst zu einer großen Würde gelangte. Hierauf sprach Sancho:

„Meine Herren, wenn es nun das Schicksal fügte, daß es meinem Herrn einfiele, nicht Kaiser, sondern Erzbischof werden zu wollen, dann möcht' ich wohl wissen, wie die fahrenden Erzbischöfe ihre Schildknappen belohnten?“

„Sie geben ihnen gewöhnlich,“ entgegnete der Pfarrer, „irgend eine weltliche, oder geistliche Pfründe, oder eine bedeutende Küsterstelle mit fetten Einkünften, außer dem Gewinn des Altars, der eben so viel noch einbringt.“

„Da dürfte der Schildknappe aber auch nicht verheirathet seyn und müßte wenigstens Messe lesen können, und wenn das so ist, dann bin ich ein geschlagener Mann; denn ich bin verheirathet und kenne den ersten Buchstaben vom ABC nicht! Wie würde

es da um mich stehen, wenn es meinen Herrn gelüsten sollte, Erzbischof zu werden, und nicht Kaiser, wie es bei fahrenden Rittern Brauch und Gewohnheit ist?“

„Sey ohne Sorgen, Freund Sancho,“ sprach der Barbier, „wir wollen Deinen Herrn bitten und ihm rathen, ja, es ihm selbst auf sein Gewissen anempfehlen, daß er Kaiser werde, und nicht Erzbischof, welches ihm auch leichter werden muß, da er mehr tapfer als gelehrt ist.“

„So ist es mir auch vorgekommen, ob ich gleich sagen muß, daß er zu Allem ein Geschick hat. Was ich übrigens von meiner Seite zu thun gedenke, ist, daß ich Gott bitte, ihn dahin zu führen, wo es ihm am dienlichsten ist, und wo er mir am meisten Gutes thun kann.“

„Du redest,“ sprach der Pfarrer, „wie ein kluger Mensch und wirst handeln, wie ein guter Christ; jetzt aber liegt es uns ob, darauf zu denken, wie wir Deinen Herrn von der unnützen Buße abbringen, in der er, wie Du sagst, begriffen ist, und die Art und Weise zu überlegen, wie wir es anzufangen haben; um aber unsere Mahlzeit einzunehmen, wozu es allerdings Zeit ist, werden wir wohl thun, in diese Schenke hinein zu gehen.“

Sancho sagte: sie möchten nur hinein gehen, er aber wollte außerhalb warten und ihnen hernach sagen, warum er nicht mit ihnen gehen wollte und könnte; er bäte sie aber, ihm etwas Warmes zu essen heraus zu schicken, und auch Hafer für Roci-

nante. Sie verließen ihn und gingen hinein, und kurz darauf brachte ihm der Barbier zu essen.

Nachdem nun der Pfarrer und der Barbier lange über die Mittel nachgedacht hatten, deren sie sich bedienen müßten, um das zu erreichen, was sie wünschten, kam der Pfarrer auf einen, sowohl Don Quixote's Geschmack, als auch ihren eigenen Wünschen sehr entsprechenden Gedanken; er sagte nämlich zum Barbier: „Ich selbst will mich in ein irrendes Fräulein verkleiden, und Ihr, Meister Nicolas, mögt Euch so gut Ihr könnt, als Stallmeister anziehen; so wollen wir uns zu Don Quixote verfügen und ich will mich für ein bedrängtes, Hülfe suchendes Fräulein ausgeben, mir von ihm eine Gabe erbitten, welche er, als muthiger, fahrender Ritter, sich nicht weigern kann, mir zu gewähren; die Gabe aber, um welche ich ihn zu bitten gedenke, soll darin bestehen, daß der Ritter mitziehen soll, wohin es mir beliebt, um einen Schimpf zu beseitigen, welchen ein übelgesinnter Ritter mir angethan habe, und zugleich will ich ausmachen, daß ich den Schleier vorbehalten und von meinen übrigen Verhältnissen nicht reden darf, bis der böse Ritter wird bestraft seyn. Ohne Zweifel wird Don Quixote mir alles gewähren, um was ich ihn auf diese Art bitte, und so werden wir ihn von dort hinweg und nach seinem Dorfe bringen, wo wir versuchen wollen, ob es irgend ein Mittel giebt für seine seltsame Narrheit.

Siebentes Kapitel.

Ausführung des Vorhabens, welches der Pfarrer und der Barbier beschlossen hatten, und noch andere Dinge, die werth sind, in dieser großen Geschichte erzählt zu werden.

Dem Barbier kam die Erfindung des Pfarrers nicht allein gar nicht übel vor, sondern vielmehr so gut, daß sie Beide beschlossen, sie sogleich auszuführen. Sie baten die Wirthin um einen Weiberrock und eine Haube, und gaben ihr dafür den neuen Priesterrock des Pfarrers als Pfand; der Barbier machte sich von einem grauen oder rothen Ochsenschwanz, an welchen der Wirth seinen Kamm zu stecken pflegte, einen großen Bart. Die Wirthin fragte sie: warum sie diese Sachen haben wollten; der Pfarrer erzählte ihr mit kurzen Worten Don Quixote's Narrheit, und wie er diese Verkleidung für sich schicklich hielt, um ihn aus dem Gebirge hervorzubringen, wo er sich noch immer befände. Der Wirth und die Wirthin fielen sogleich darauf, daß dieser Verrückte ihr Gast mit dem Balsam und der Herr des geprellten Schildknappen seyn müsse, und erzählten dem Pfarrer alles, was mit ihm vorgefallen sey, ohne selbst das zu verschweigen, was Sancho so sehr zu verheimlichen suchte. Kurz, die Wirthin kleidete den Pfarrer so schön, daß man nichts Schöneres hätte sehen können; sie zog ihm einen tuchenen Rock an, der mit handbreitem, ausgezacktem, schwarz geblüm-

tem Sammet besetzt war, ferner ein mit weißem Atlas verziertes Leibchen von grünem Sammet, welches alles wohl noch aus der Zeit des Königs Wamba herstammen mochte. Der Pfarrer gab nicht zu, daß man ihm den Kopf ausputzte, sondern setzte ein mit Baumwolle durchnähtes, leinenes Mützchen auf, welches er zum nächtlichen Gebrauche bei sich hatte, verband sich die Stirne mit einem Stück schwarzen Taffet, und machte sich von einem andern Stück einen Schleier, womit er das Gesicht und den Bart bestens bedecken konnte. Nun setzte er noch einen Hut auf, der so breit war, daß er ihm als Sonnenschirm dienen konnte, nahm seinen weiten Mantel um und bestieg, wie es der Bedarf des Augenblickes mit sich brachte, nach Frauenart sein Maulthier; der Barbier setzte sich auf das Seinige, mit seinem, bis auf den Gürtel herabhängenden Barte, der halb grau und halb roth war, weil er ihn, wie bereits gesagt worden, von dem Schwanz eines bunten Ochsen gemacht hatte. Sie nahmen von Allen Abschied, und auch von der guten Maritornes, welche ihnen versprach, einen Rosenkranz für sie zu beten (ob sie gleich selbst eine Sünderin sey), daß Gott ihnen bei einem so mühevollen und christlichen Unternehmen einen guten Erfolg geben möchte. Kaum hatten sie aber die Schenke verlassen, als der Pfarrer auf den Gedanken kam, daß es ihm übel anstände, sich auf diese Art vermummt zu haben, weil für einen Geistlichen ein solcher Anzug unschicklich sey, obgleich der Zweck dabei sehr gut wäre. Er

sagte dies dem Barbier und bat ihn, die Kleider mit ihm zu tauschen, weil es sich für diesen besser schickte, die Rolle des bedrängten Fräuleins zu spielen; er selbst aber wollte den Stallmeister machen, denn dadurch würde er seiner Würde weniger vergeben. Wollte das der Barbier nicht thun, so beschloß er, nicht weiter zu gehen, wenn auch den Don Quixote darüber der Teufel holen sollte. Indem kam Sancho herbei, und wie er die Beiden in solcher Kleidung sah, konnte er sich des Lachens nicht enthalten. Der Barbier aber ging alles ein, was der Pfarrer verlangte; sie tauschten also mit den Anzügen, der Pfarrer unterrichtete den Barbier von der Art und Weise des nöthigen Benehmens, und von den Reden, die er gegen Don Quixote zu führen habe, um denselben zu bewegen und zu zwingen, daß er mit ihnen gehen und den wüsten Ort verlassen sollte, den er zur Ausübung einer unnützen Buße gewählt hätte. Der Barbier antwortete ihm, daß er auch ohne Unterricht seine Sache schon richtig würde zu machen wissen, er wollte sich indeß nicht eher ankleiden, als bis sie an den Ort kämen, wo sich Don Quixote befände, legte also seine Kleider zusammen, der Pfarrer machte den Bart für sich zurecht, und sie verfolgten ihren Weg unter der Führung des Sancho Panza's, der ihnen erzählte, was ihm und seinem Ritter mit dem Wahnsinnigen begegnet wäre, den sie im Gebirge gefunden hätten; ihnen indeß den Fund des Mantelsacks und seines Inhaltes verschwieg; denn obgleich er sonst einfältig war, so war er dabei doch

ein wenig habsüchtig. Am folgenden Tage kamen sie an den Ort, wo Sancho die Zweige als Zeichen hingeworfen hatte, um die Stelle wieder finden zu können, an welcher sein Herr zurückgeblieben war. Als er nun diese Zweige sah, sagte er zu seinen Begleitern: dieß sey der Eingang zum Gebirge, und sie möchten sich nun immer verkleiden, wenn dies dazu dienen könnte, seinen Herrn zu befreien; denn sie hatten ihm vorher gesagt, daß ihre Reise hierher und ihre Verkleidung von der größten Wichtigkeit wäre, um seinen Herrn von der elenden Lebensart abzubringen, die er sich gewählt hätte; hiernächst prägten sie ihm auf das strengste ein, er sollte seinem Herrn nicht sagen, wer sie wären, noch daß er sie kennte, und wenn er ihn, was auf jeden Fall geschehen würde, fragte: ob er den Brief an Dulcineen abgegeben hätte, sollte er nur mit ja antworten, da sie aber nicht lesen könnte, so habe sie ihm mündlich geantwortet und gesagt: sie beföhle dem Ritter bei Strafe ihrer Ungnade, er solle augenblicklich sich bei ihr einstellen, weil dies für sie von äußerster Wichtigkeit wäre; denn damit, und mit dem, was sie ihm selbst zu sagen gedächten, wären sie überzeugt, ihn zu einer bessern Lebensart zurückzuführen und es dahin zu bringen, daß er sich unverzüglich auf den Weg machte, Kaiser oder Monarch zu werden, denn es sey gar nicht zu fürchten, daß er Erzbischof werden möchte. Das alles hörte Sancho an, und prägte es sich sehr gut in's Gedächtniß ein; er dankte ihnen sehr für die Absicht,

die sie hätten, seinem Herrn zu rathen, daß er Kaiser und nicht Erzbischof werden möchte, denn er meinte bei sich selbst: fahrende Kaiser könnten ihren Knappen mehr Gnade erzeigen, als fahrende Erzbischöfe; indeß sagte er ihnen auch, daß es gut seyn würde, wenn er voraus ginge, ihn suchte und ihm die Antwort seiner Gebieterin überbrächte, welche wahrscheinlich schon hinreichend seyn würde, ihn von hier weg zu bringen, ohne daß sie selbst sich so viele Mühe gäben. Sancho's Rath schien ihnen gut, sie beschlossen also, zu harren, bis er mit der Nachricht, daß er seinen Herrn gefunden hätte, zu ihnen zurückkehren würde. Sancho ritt in die Schluchten des Gebirges hinein, und ließ die beiden Andern in einer Vertiefung zurück, welche ein kleiner, sanfter Bach durchfloß, und einige Felsen und Bäume, die dort umher standen, angenehm beschattete. Die Hitze des Tages (es war im August und Nachmittags drei Uhr) war, wie das in jenen Gegenden der Fall ist, sehr groß; deßhalb war ihnen dieses Plätzchen gar angenehm und ladete sie ein, hier Sancho's Rückkehr abzuwarten, was sie auch thaten. Wie sie nun Beide ruhig im Schatten dalagen, drang eine Stimme in ihre Ohren, welche, ohne daß sie von irgend einem Instrumente begleitet wurde, sanft und angenehm klang, worüber sie sich nicht wenig verwunderten, weil ihnen dieses nicht der Ort zu seyn schien, wo Jemand sich aufhalten könnte, der so schön sänge, denn ob man gleich zu sagen pflegt, daß in Wäldern und Feldern die reizenden Stimmen der Hirten

erschallen, so ist das doch mehr dichterische Erfindung, als Wahrheit. Mehr noch erstaunten sie aber, als sie bemerkten, daß dasjenige, was sie singen hörten, kein bäurisches Hirtenlied war, sondern Verse von höherer Art, und folgendes Lied bestätigte diese Meinung:

Ha! was zerstörte meines Lebens Glück?
Mein Mißgeschick.
Was ist's, das meine Qual zu mehren sucht?
Die Eifersucht.
Was ist die schwerste Prüfung, was mein Leid?
Abwesenheit.
Es zeigt sich meinem tief gekränkten Herzen
Kein Mittel gegen seine Traurigkeit;
Es wird umwogt von namenlosen Schmerzen,
Von Unglück, Eifersucht, Abwesenheit.

Und wer verursacht mir so bittern Schmerz?
Mein eignes Herz.
Was mag der Freude Blumen mir entziehn?
Des Glückes Fliehn.
Was hüllte tief mich in der Trauer Nacht?
Des Schicksals Macht.
So fürcht' ich wohl: Bei trüben Schicksals Walten
Ist bald mein düstrer Erdenlauf vollbracht,
Weil über mir sie nur feindselig walten,
Mein eignes Herz, das Glück, des Himmels Macht.

Wer widerruft des Schicksals Machtgebot?
Der blasse Tod.
Und wer erreicht der Liebe höchstes Gut?
Der Wankelmuth.
Und was vertilgt der Liebe Schmerzensspur?
Der Wahnsinn nur.
Drum wird auch keine Weisheit je mich retten,
Verloren ist mir jedes Erdengut —
Denn ach! mir drohen ja mit eh'rnen Ketten
Nur Wahnsinn, blasser Tod und Wankelmuth.

Die Zeit und Stunde, die Einsamkeit, und die Stimme und Geschicklichkeit dessen, welcher sang, verursachten bei den zwei Zuhörern Verwunderung und Vergnügen. Sie schwiegen aber und harrten, ob sie nicht noch weiter etwas vernehmen würden, da sie aber bemerkten, daß die Stille einige Zeit dauerte, beschlossen sie, ihren Ruheplatz zu verlassen und den Sänger aufzusuchen, dessen Stimme so lieblich tönte; als sie indeß ihren Vorsatz ausführen wollten, hinderte sie dieselbe Stimme daran, welche von Neuem ihre Ohren erreichte und folgendes Sonett sang:

O heil'ge Freundschaft! Mit den leichten Schwingen
Bist du der Erde düsterm Kreis entflohn,
Um aufwärts zu des Lichtes Raum zu dringen,
Auf, zu der Gottheit glanzumstrahltem Thron.

Nur als Erscheinung magst du Frieden bringen
Dem armen, tief gebückten Erdensohn;

Der Falschheit Larve muß es oft gelingen,
Ihn anzunehmen, deiner Stimme Ton.

Verlaß den Himmel, kehr' zur Erde nieder,
Nimm dem Betrug dein strahlendes Gewand
Und lächle, wie vorher, dem Menschen wieder.

Denn, weilst du länger in des Himmels Räumen,
Löscht nicht der Zwietracht Flammen deine Hand,
Dann muß die Saat des Kadmus wieder keimen.

Der Gesang endigte sich mit einem tiefen Seufzer, und die Beiden warteten mit Aufmerksamkeit, ob nicht weiter gesungen würde; als sie aber hörten, daß der Gesang sich in Seufzer und Mitleid erregende Klagen verwandelt hatte, so wünschten sie nun auch zu wissen, wer der Trauernde sey, der eine so vortreffliche Stimme hatte und so schmerzlich seufzte. Noch waren sie nicht weit gegangen, als sie beim Umbiegen um die Ecke eines Felsens einen Menschen erblickten, ganz von der Gestalt und dem Aeußern, wie ihnen Sancho in seiner Erzählung den Cardenio geschildert hatte. Er blieb, als er sie erblickte, ohne zu erschrecken, wie ein tief nachdenkender Mensch, mit auf die Brust geneigtem Haupte sitzen, und sah sie nicht einmal an, als sie ganz unvermuthet in seine Nähe kamen. Der Pfarrer, der ein sehr beredter Mann war und sein Unglück schon kannte, sah jetzt an seinem Aeußern, wer er war, ging auf ihn zu und bat ihn mit kurzen, aber sehr vernünftigen Wor-

ten, er möchte doch dieses elende Leben verlassen, um es nicht hier ganz zu verlieren, welches von allen Uebeln das größte sey. Cardenio war gerade bei vollem Verstande und frei von dem Anfalle von Wuth, der ihn so oft außer sich selbst brachte; wie er also die beiden Reisenden in einer in diesen einsamen Gegenden so ungewöhnlichen Kleidung erblickte, konnte er sich einiger Verwunderung nicht enthalten, vorzüglich, da er sie (wie des Pfarrers Reden ihm zu verstehen gaben) von seiner Geschichte, wie von einer bekannten Sache sprechen hörte. Er sprach also:

„Ich sehe wohl, meine Herren, wer Ihr auch seyn mögt, daß mir der Himmel, der eifrig den Guten hilft und auch oftmals den Bösen, doch in diese öden, einsamen, von allem menschlichen Umgange abgeschnittenen Gegenden (ohne daß ich es verdiene) ein paar Wesen schickt, die mit lebhaften Gründen und vieler Vernunft es mir anschaulich machen, wie sehr ich ohne Vernunft gehandelt habe, mein bisheriges Leben zu führen, und welche sich bemühen, mich in ein besseres zu versetzen; da Ihr aber nicht wißt, was ich weiß, daß ich nämlich, wenn ich auch dieser schrecklichen Lage entgehe, in eine noch schrecklichere fallen muß, so haltet Ihr mich vielleicht für einen einfältigen, oder, was noch schlimmer wäre, ganz vernunftlosen Menschen, und es wäre auch kein Wunder, wenn es wirklich so mit mir stände; denn ich vermuthe, die Gewalt der Vorstellung meines Unglückes ist so stark, und wirkt so heftig zu meinem

Untergange, daß ich oft, ohne dieser Wirkung etwas entgegensetzen zu können, gefühl- und bewußtlos werde, wie ein Stein. Daß dies Wahrheit sey, bestätigt sich mir dadurch, daß man mir oft sagt und durch Zeichen beweist, was ich gethan habe, während dieser schreckliche Anfall mich beherrschte; und dabei kann ich weiter nichts thun, als mich vergebens beklagen, nutzlos mein Unglück verwünschen, und zur Entschuldigung meiner Thorheiten allen, die mich nur anhören wollen, die Ursache derselben erzählen; denn wenn vernünftige Leute die Ursache hören, werden sie sich über die Wirkung nicht verwundern, und wenn sie mir auch nicht helfen können, so werden sie mir doch wenigstens keine Schuld beimessen, da der Zorn über meine Unart sich in Mitleid über mein Unglück verwandeln muß. Und wenn Ihr, meine Herren, in derselben Absicht kommt, in welcher Andere schon gekommen sind, so bitte ich Euch, ehe Ihr Euch weiter mit Euern vernünftigen Ueberredungen bemüht, vorher die Erzählung meiner unglücklichen Schicksale zu hören; denn vielleicht werdet Ihr alsdann von der Bemühung abstehen, mich in meinem Unglück zu trösten, welches für jeden Trost unempfänglich ist."

Der Pfarrer und der Barbier, welche gar nichts mehr wünschten, als aus seinem eigenen Munde die Ursachen seines Unglückes zu erfahren, baten ihn, sie ihnen zu erzählen, und versicherten ihm, daß sie zu seiner Hülfe und seinem Troste nur das thun würden, was er selbst wünschte, worauf der traurige

Ritter seine mitleidswerthe Geschichte fast mit denselben Worten und Ausdrücken begann, wie er sie dem Don Quixote und dem Ziegenhirten wenige Tage vorher erzählt hatte, als bei Erwähnung des Meisters Elisabat durch Don Quixote's Pünktlichkeit in Beobachtung der Rittergesetze, die Geschichte unvollendet blieb; diesesmal aber fügte es das gute Schicksal, daß der Anfall von Wahnsinn wegblieb, und Cardenio Alles bis zu Ende erzählen konnte. Wie er an die Stelle kam, wo des, von Don Fernando im Amadis von Gallien gefundenen Billets erwähnt wird, sagte er, er wisse es auswendig und es lautete folgendermaßen:

„Jeden Tag entdecke ich an Dir neue Tugenden, welche mich bewegen und zwingen, Dich immer höher zu achten; willst Du also, daß ich diese Schuld abtrage, ohne meiner Ehre zu nahe zu treten, so kannst Du das recht gut bewirken. Ich habe einen Vater, der Dich kennt, der mir wohl will; er wird, ohne meinem Willen Fesseln anzulegen, gewiß das erfüllen, was Du wünschen mußt, wenn Du mich so achtest, wie Du sagst und ich glaube.“

„Dieser Brief,“ fuhr Cardenio fort, „bewog mich, Lucinden zur Gemahlin zu verlangen, wie ich Euch schon erzählt habe, und das war gerade damals, wo sie in Don Fernando's Meinung für eines der geistreichsten, klügsten Frauenzimmer ihrer Zeit galt, und eben dieses Billet erweckte in ihm den Wunsch, mich in's Verderben zu stürzen, bevor der meinige erfüllt würde. Ich sagte Don Fernando'n,

daß Lucindens Vater verlangte, der meinige sollte für mich um sie anhalten, daß ich es aber nicht wagte, dem Letztern das zu sagen, indem ich fürchtete, er würde nicht darauf eingehen wollen, und zwar nicht etwa, weil Lucindens Stand, Herzensgüte, Tugend und Schönheit ihm nicht hinlänglich bekannt gewesen wäre (wodurch sie geeignet ist, jedes Geschlecht in Spanien noch zu veredeln), sondern weil er den Wunsch gegen mich geäußert hätte, daß ich mich nicht eher verheirathen möchte, bis wir würden gesehen haben, was der Herzog Ricardo mit mir im Sinne hätte. Kurz, ich sagte ihm, daß ich es nicht darauf wollte ankommen lassen, mich meinem Vater zu entdecken, sowohl wegen dieses Hindernisses, als auch wegen noch vieler andern, die mich muthlos machten, ohne daß ich von ihnen weiter etwas wußte, als die Furcht, meine Wünsche würden niemals in die Wirklichkeit hervortreten. Hierauf machte sich Don Fernando anheischig, meinem Vater die Sache vorzustellen und ihn dazu zu bewegen, daß er mit Lucindens Vater redete. O stolzer Marius! Grausamer Catilina! Boshafter Sylla! Betrügerischer Galalon! Verrätherischer Vellido! Rachgieriger Julian! Habsüchtiger Judas! Verräther, Grausamer, Rachsüchtiger und Betrüger, was that Dir der Unglückliche für Böses, der mit so vieler Offenheit Dir die Geheimnisse und Freuden seines Herzens entdeckte? Welche Beleidigung fügte er Dir zu? Welche Reden hat er je gegen Dich geführt, welche Rathschläge Dir je gegeben, die nicht

alle den Zweck gehabt hätten, das Wachsthum Deiner Ehre und Deines Vortheils zu befördern? Worüber beklage ich mich aber, ich Unglücklicher? Es ist ja nur zu gewiß, daß unser Unglück, wenn es in den Sternen geschrieben steht und von oben herab auf uns einherstürzt, jedesmal so wüthend und heftig eindringt, daß keine Gewalt der Erde es zurück zu halten, keine menschliche Klugheit ihm zuvor zu kommen vermag. Wer hätte sich vorstellen können, daß Don Fernando, ein Cavalier von edler Geburt und hohen Geistesfähigkeiten, den ich durch meine Dienste verpflichtet hatte, der gewiß seyn konnte, daß seine verliebten Wünsche an jedem andern Orte, wo er sie äußerte, würden befriedigt werden, daß eben dieser so darauf bestehen würde, mir das einzige Schäfchen zu rauben, welches ich noch nicht einmal besaß? Doch, wir wollen diese Betrachtungen bei Seite setzen und den abgerissenen Faden meiner unglücklichen Geschichte wieder anknüpfen! Meine Gegenwart mochte wohl dem Don Fernando an der Ausführung seines falschen, treulosen Vorhabens hinderlich zu seyn scheinen, weßwegen er beschloß, mich unter dem Vorwande zu seinem ältern Bruder zu schicken, daß ich diesen um Geld zur Bezahlung von sechs Pferden bitten sollte, welche er bloß, um mich entfernen und seinen verdammenswerthen Vorsatz besser in's Werk setzen zu können, an demselben Tage gekauft und mir aufgetragen hatte, das Geld zu holen, an welchem er sich auch dazu erboten hatte, mit meinem Vater zu reden. Konnte ich dieser Verrätherei zu-

vor kommen? Konnte ich sie auch nur ahnen? Nein, gewiß nicht, sondern ich bot mich im Gegentheile mit dem besten Willen an, sogleich abzureisen und war vergnügt über den abgeschlossenen, guten Kauf. Noch denselben Abend sprach ich mit Lucinden, sagte ihr, was ich mit Don Fernando verabredet hätte, und bat sie, die feste Hoffnung nicht sinken zu lassen, daß unsere guten und gerechten Wünsche in Erfüllung gehen würden. Eben so wenig, als ich, Don Fernando's Verrätherei voraus sehend, bat sie mich nur, so bald, als möglich zurückzukehren, weil sie glaubte, wir würden gewiß unser Ziel erreichen, sobald nur mein Vater mit dem ihrigen spräche. Ich weiß nicht, wie es zuging, daß sich, als sie dies sagte, ihre Augen mit Thränen füllten, und ihr die Sprache verging, ob es mir gleich schien, als hätte sie mir noch viel zu sagen. Ich war verwundert über diesen neuen, an ihr noch nicht bemerkten Zufall; denn vorher hatten wir jedesmal, wenn das Glück und meine Gewandtheit es hatten möglich machen können, mit aller möglichen Freude und Zufriedenheit mit einander geredet, ohne unsern Gesprächen Thränen, Seufzer, Eifersucht, Verdacht, oder Furcht beizumischen. Immer hatte ich nur mein Glück gerühmt, sie vom Himmel zur Geliebten erhalten zu haben; ich hatte ihre Schönheit erhoben und ihre Tugend und ihren Verstand bewundert; sie im Gegentheile hatte an mir das gelobt, was ihr, da sie mich liebte, am lobenswerthesten vorkam. Dabei erzählten wir uns hunderttausend Kleinigkei-

ten unserer Nachbarn und Bekannten, und wenn meine Dreistigkeit sich weit erstreckte, so ergriff ich etwa einmal fast mit Gewalt eine ihrer schönen, weißen Hände, und führte sie, so gut ein enges, eisernes Gitter, das uns trennte, es eben erlaubte, an meinen Mund. Allein an dem Abende, welcher dem traurigen Tage meiner Abreise vorher ging, weinte, klagte und seufzte sie, und wir waren Beide voll Verwirrung und Bestürzung, ich vorzüglich war erschrocken, so viele Zeichen von Traurigkeit, Schmerz und unglücklichem Vorgefühl an Lucinden wahrgenommen zu haben; um indeß meine Hoffnung nicht zu vernichten, schob ich Alles auf die Gewalt ihrer Liebe zu mir, und auf den Schmerz, welchen die Abwesenheit bei denen zu verursachen pflegt, die sich aufrichtig lieben. Kurz, ich reiste traurig und tiefsinnig ab, und meine Seele war voll trüber Vorstellungen und Verdacht, ohne daß ich deutlich wußte, was ich mir vorstellte, was ich argwöhnte. Dies Alles waren indeß nur zu sichere Vorbedeutungen von dem traurigen Erfolg und dem Unglück, welche das Schicksal mir aufbewahrt hatte. Ich kam an den Ort, wohin man mich schickte, überreichte Don Fernando's Bruder den Brief, wurde sehr gut von ihm empfangen, aber nicht schnell abgefertigt; denn er befahl mir, sehr wider meinen Willen, acht Tage lang an einem Orte zu warten, wo der Herzog, sein Vater, mich nicht sähe, weil ihm sein Bruder geschrieben habe, er möchte ihm das Geld ohne Vorwissen desselben schicken. Alles das war aber nur Erfindung

des falschen Fernando, denn seinem Bruder fehlte es nicht an Geld, um mich sogleich abfertigen zu können. Die erhaltenen Befehle waren der Art, daß sie mich fast dahin brachten, ihnen nicht zu gehorchen, denn es schien mir unmöglich, in so langer Abwesenheit von Lucinden das Leben ertragen zu können, vorzüglich, da ich sie so traurig verlassen hatte, wie ich es Euch erzählt habe; bei alle dem aber gehorchte ich doch, als ein treuer Diener, ob ich gleich einsah, daß es auf Kosten meines eigenen Wohls geschähe. Vier Tage nach meiner Ankunft suchte mich indeß ein Mensch auf, und übergab mir einen Brief, den ich sogleich als von Lucinden kommend erkannte, weil die Aufschrift von ihrer Hand war. Voll Furcht und Bestürzung öffnete ich ihn, denn ich glaubte, daß es etwas Wichtiges seyn müßte, was sie bewogen hätte, mir, während ich abwesend war, zu schreiben, da sie es, wenn ich in ihrer Nähe war, doch selten that. Ich fragte, ehe ich den Brief las, den Menschen: wer ihm denselben gegeben, und wie lange er unterweges zugebracht hätte? worauf er mir antwortete: Als er um Mittag zufällig durch eine Straße meiner Geburtsstadt gegangen sey, habe ihn von einem Fenster aus eine wunderschöne Dame, welche die Augen voll Thränen gehabt hätte, gerufen und zu ihm gesagt: „Mein Freund, wenn Ihr, wie ich glaube, ein Christ seyd, so bitte ich Euch um Gottes willen, diesen Brief so eilig, als möglich an den Ort und an die Person zu bringen, wohin er überschrieben ist; Beide sind wohl

bekannt, und Ihr werdet ein Gotteslohn verdienen. Damit es Euch aber nicht an der gehörigen Bequemlichkeit fehle, meinen Wunsch erfüllen zu können, so nehmt, was in diesem Tuche befindlich ist.“ Indem sie dies sagte, warf sie mir, zum Fenster heraus ein Tuch zu, in welches hundert Realen geknüpft waren, dieser Ring und der Brief, den ich Euch gegeben habe. Schnell, ohne meine Antwort abzuwarten, entfernte sie sich vom Fenster, doch sah sie erst, wie ich den Brief und das Tuch nahm, und ihr durch Zeichen erklärte, daß ich ihren Befehl ausführen würde. Da ich mich nun für die Mühe, Euch den Brief zu überbringen, so gut bezahlt, und aus der Aufschrift sah, daß der Brief für Euch bestimmt war (und ich kenne Euch sehr gut), und auch bewegt durch die Thränen der schönen Dame, beschloß ich, die Sache keinem Andern anzuvertrauen, sondern ihn Euch selbst zu überbringen. Vor sechzehn Stunden habe ich ihn erhalten, und in diesen sechzehn Stunden habe ich den Weg von achtzehn Stunden zurückgelegt. — Während der dankbare neue Bothe mir dies erzählte, hing ich an seinen Lippen und zitterte so, daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte. Endlich erbrach ich den Brief und las Folgendes:

„Don Fernando hat das Versprechen, welches er Dir gegeben hat, daß er Deinen Vater dazu bewegen wollte, mit dem meinigen zu sprechen, weit mehr zu seinem eigenen, als zu Deinem Vortheil erfüllt; denn Du mußt wissen, daß er selbst um mich angehalten, und daß mein Vater, bestochen von den

Vortheilen, welche seiner Meinung nach Don Fernando uns gewähren kann, so ungezwungen seine Einwilligung gegeben hat, daß binnen hier und zwei Tagen die Vermählung vor sich gehen soll, und zwar so geheim und verborgen, daß nur der Himmel und einige Leute aus dem Hause dabei Zeugen seyn sollen. Wie viel ich leide, kannst Du dir vorstellen; ist es Dir möglich, so komm und sieh, ob ich Dich liebe, oder nicht — der Ausgang dieser Sache wird es Dir zeigen. Gott führe diesen Brief in Deine Hand, ehe man mich zwingt, die meinige demjenigen zu reichen, der so untreu zu handeln vermag.“

„Dies war kürzlich der Inhalt des Briefes, welcher mich auch bewog, sogleich abzureisen, ohne weder Antwort noch Geld abzuwarten; denn ich sah nun zu deutlich, daß nicht der Kauf der Pferde, sondern der Wunsch, seinen Zweck zu erreichen, Don Fernando'n bewogen habe; mich zu seinem Bruder zu schicken. Mein Zorn gegen Don Fernando, die Furcht, ein Gut zu verlieren, welches ich durch so viele Jahre treuer Dienste und heiliger Wünsche mit Recht erworben zu haben glaubte, liehen mir Flügel, und von ihnen getragen, kam ich am andern Tage gerade zu der Stunde in meiner Vaterstadt an, wo es schicklich war, mit Lucinden zu sprechen. Ich ritt heimlich in die Stadt, ließ das Maulthier, auf welchem ich gekommen war, bei dem guten Manne, der mir den Brief gebracht hatte, und mein Schicksal fügte es, daß ich Lucinden an dem Gitter fand, welches schon früher ein Zeuge unserer Liebe gewesen

war. Sie erkannte mich sogleich, und auch ich erkannte sie, aber nicht so, wie ich sie und sie mich hätte erkennen sollen. Wer in der Welt kann sich aber rühmen, die verworrenen, veränderlichen Gedanken und Gesinnungen der Weiber erforscht und durchdrungen zu haben? Gewiß Niemand! Als mich Lucinda erblickte, sprach sie: „Cardenio, ich bin im Hochzeitkleide; schon harren im Saale Don Fernando, der Verräther, und mein habsüchtiger Vater, nebst einigen Zeugen auf mich, die aber eher Zeugen meines Todes, als meiner Vermählung seyn sollen. Beunruhige Dich nicht, mein Freund, sondern bemühe Dich, bei dem Opfer gegenwärtig zu seyn; wenn ich es durch meine Vorstellungen nicht verhindern kann, so soll an der Spitze eines Dolches, den ich verborgen bei mir trage, auch die größte Gewalt sich brechen; denn dieser Dolch soll mein Daseyn endigen und Dir die Größe der Liebe zeigen, die ich immer für Dich gefühlt habe, und noch fühle." Ich fürchtete, daß es mir an Zeit fehlen würde, ihr zu antworten; daher sprach ich bestürzt und eilig: Mögen, o Geliebte, Deine Handlungen Deine Worte verwirklichen! Führst Du einen Dolch, um Dir Achtung zu verschaffen, so trage ich einen Degen, um Dich damit zu vertheidigen, oder mich zu ermorden, wenn das Schicksal uns nicht günstig wäre. — Ich glaube nicht, daß sie Alles, was ich sagte, verstehen konnte; denn ich hörte, daß man sie eilig abrief, weil der Bräutigam sie erwartete. In diesem Augenblicke brach die Nacht meiner Trauer herein, die

Sonne meiner Freuden ging unter, meine Augen verfinsterten sich, und ohne Sinne und Verstand blieb ich stehen. Ich dachte anfangs nicht daran, in das Haus zu gehen, und konnte mich nicht von der Stelle bewegen; als ich indeß überlegte, wie wichtig meine Gegenwart sey für das, was aus diesem Ereigniß erfolgen könnte, ermannte ich mich, so viel, als mir es möglich war und trat in das Haus. Da ich alle Ein- und Ausgänge desselben schon sehr genau kannte, vorzüglich aber, weil Alles darin in einer geheimen Verwirrung war, bemerkte mich Niemand; ohne daß ich also gesehen wurde, gelang es mir, mich in eine Fenstervertiefung des Trauungssaales zu verbergen, welche mit Tapetenwerk bedeckt war und von wo aus ich ungesehen Alles bemerken konnte, was im Saale vorging. Wie könnte ich es Euch jetzt schildern, in welcher stürmischen Bewegung mein Herz war, als ich dort stand, wie Euch die Gedanken sagen, die meinen Kopf durchflutheten oder die Betrachtungen, die ich machte! Alles war so, daß man es nicht beschreiben kann, noch möchte es gut seyn, wenn ich es beschriebe. Kurz, der Bräutigam trat in den Saal, ganz ohne andern Schmuck, als seine gewöhnlichen Kleider; ein naher Verwandter Lucindens war sein Führer, und im Saale befand sich Niemand, als die Bedienten des Hauses. Kurz darauf kam aus einem Seitenzimmer Lucinda, begleitet von ihrer Mutter und zweien ihrer Jungfrauen, und so gekleidet und geschmückt, wie ihre Geburt und Schönheit es verdienten, und wie es die

vollkommenste Hofpracht verlangte. Meine Verwirrung und Verwunderung erlaubten mir nicht, die einzelnen Theile ihrer Kleidung zu betrachten und zu merken; nur die Farben konnte ich unterscheiden, welche blaßroth und weiß waren, und den Glanz der Steine und Juwelen, woraus ihr Kopfschmuck bestand und welche ihre ganze Kleidung bedeckten. Dies Alles aber wurde noch von der seltenen Schönheit ihres blonden Haares übertroffen, mit dessen Schimmer die köstlichen Edelsteine sowohl, als auch der Glanz der vier großen Wachsfackeln, die sich im Saale befanden, umsonst wetteiferten. O Erinnerung! Tödtliche Feindin meiner Ruhe, was nutzt es, daß du mir jetzt die unvergleichliche Schönheit dieser meiner angebeteten Feindin vorstellst? Wäre es nicht besser, Grausame, wenn du mir nur das zeigtest und vorstelltest, was sie damals that, damit ich, wenn ich mich auch wegen eines so augenscheinlichen Unglimpfes nicht rächte, doch wenigstens das Leben verlieren könnte? Zürnet nicht, Ihr Herren, über die Abschweifungen, die ich mache; mein Schmerz ist aber nicht von solcher Beschaffenheit, daß ich kurz und im Zusammenhange davon reden könnte, und jeder Umstand dabei bedarf nach meiner Meinung einer weitläuftigen Schilderung."

Der Pfarrer antwortete hierauf: Sie erzürnten sich nicht allein nicht, indem sie ihm zuhörten, sondern auch die kleinsten Umstände erregten ihre große Theilnahme, denn sie wären alle so wichtig, daß sie eben so wenig dürften mit Stillschweigen übergangen

werden, als die Hauptsache der Geschichte. Cardenio fuhr hierauf fort:

„Wie Alle im Saale versammelt waren, trat auch der Pfarrer des Kirchspiels ein, nahm die beiden zu Verbindenden bei den Händen, und that, was in dem gegenwärtigen Falle erforderlich war, bis zu den Worten: „Begehrt Ihr, Fräulein Lucinda, gegenwärtigen Don Fernando, zu Eurem rechtmäßigen Gemahl, wie es die Kirche, unsere heilige Mutter, befiehlt?“ — Ich streckte den Kopf und den ganzen Hals hinter den Tapeten hervor, und lauschte mit aufmerksamen Ohren und zitterndem Herzen auf das, was Lucinda sagen würde, indem ich in ihrer Antwort mein Todesurtheil oder die Bestätigung meines Lebens erwartete. O hätte ich es damals doch gewagt, hervor zu springen und laut zu rufen: Lucinda, Lucinda, sieh zu, was Du thust, bedenke, was Du mir schuldig bist, daß Du mein bist und nie das Eigenthum eines Andern seyn kannst! Bedenke, daß der Augenblick, in welchem Du „ja“ sagst, auch der letzte meines Lebens seyn wird. Und Du, verrätherischer Don Fernando, Räuber meines Glückes und meines Lebens, was verlangst Du? Was begehrst Du? Bedenke, daß Du als ein guter Christ das Ziel Deiner Wünsche nicht erreichen kannst, denn Lucinda ist meine Braut und ich bin ihr Gatte! — O ich Thor! Jetzt, da ich abwesend bin, und fern von der Gefahr, rede ich von dem, was ich hätte thun sollen und nicht that; jetzt, da ich mir mein höchstes Gut habe rauben lassen, verwünsche ich den Räuber,

an welchem ich mich hätte rächen können, wenn ich dazu so viel Herz gehabt hätte, als zu meinen Klagen. Kurz, bin ich damals feig und unbesonnen gewesen, so ist es kein Wunder, wenn ich jetzt beschämt, reuevoll und wahnsinnig sterbe. Der Geistliche erwartete die Antwort Lucindens, welche lange Anstand nahm, sie auszusprechen; wie ich aber dachte, sie würde den Dolch zucken, um ihr Versprechen in Erfüllung zu bringen, oder sich ihrer Sprache bedienen, um Wahrheit und Recht zu vertheidigen und zu meinem Vortheile zu reden, hörte ich, daß sie mit ohnmächtiger, schwacher Stimme ja sagte. Dasselbe sagte Don Fernando, überreichte ihr den Ring, und sie waren mit unauflöslichen Banden an einander geknüpft. Der Neuvermählte näherte sich der Braut, um sie zu umarmen, sie legte aber die Hand auf das Herz und fiel ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter. Es bleibt mir nun noch zu sagen übrig, was aus mir wurde, als das Ja aus Lucindens Munde meine Hoffnung vernichtet, die Worte und Versprechungen der Geliebten für falsch erklärt, und es mir unmöglich gemacht hatte, das, in diesem Augenblicke verlorene Gut einst wieder zu erlangen. Ich wußte mir nicht zu rathen, war ohne Schutz und Hülfe; selbst der Himmel schien mich verlassen zu haben, und die Erde, die mich trug, hielt ich für meine Feindin, die Luft verweigerte mir den Hauch zu meinen Seufzern und das Wasser seine Feuchtigkeit zu meinen Thränen; nur das Feuer wuchs so heftig in mir, daß ich vor Wuth und Eifersucht glühte. Alle Ge-

genwärtigen waren unruhig über Lucindens Ohnmacht; als ihr ihre Mutter die Busenbänder löste, damit sie freier Luft schöpfen könnte, wurde ein zusammengelegtes Papier sichtbar, welches Don Fernando sogleich ergriff, und beim Schein einer von den Wachsfackeln zu lesen begann. Als er fertig war, warf er sich in einen Sessel, stützte, wie ein tief nachdenkender Mensch, den Kopf in die Hand, ohne denenjenigen zu helfen, welche Lucinden aus ihrer Ohnmacht zu erwecken suchten. Wie ich alle Leute im Hause in Bewegung sah, wagte ich es, hervorzutreten, ich möchte nun gesehen werden oder nicht, und war entschlossen, wenn man mich bemerkte, eine solche Verwirrung anzurichten, daß Jedermann meinen gerechten Zorn an der Züchtigung des falschen Don Fernando und selbst an der wankelmüthigen, ohnmächtigen, verrätherischen Lucinda, erkennen sollte; allein mein Schicksal, welches mich wahrscheinlich (wenn das anders möglich ist) für noch größeres Unglück aufbewahrt hat, fügte es, daß mir damals der Verstand blieb, der mir seitdem gefehlt hat; ohne daß ich es also nur versucht hätte, an meinen größten Feinden Rache zu nehmen (welches, da Niemand an mich dachte, sehr leicht gewesen wäre), beschloß ich, sie an mir selbst zu nehmen und an mir die Strafe zu vollziehen, die sie verdienten, und vielleicht eine noch grausamere, als die gewesen wäre, wenn ich sie damals gleich umgebracht hätte; denn wer einen schnellen Tod leidet, dessen Kummer endet sich auch schnell, wer aber ein kummervolles Leben führt, der

stirbt beständig, ohne daß das Leben aufhört. Kurz, ich entfloh aus dem Hause und kam in das des Mannes, bei welchem ich mein Maulthier gelassen hatte, ließ mir es satteln, stieg, ohne von ihm Abschied zu nehmen, auf, und verließ die Stadt, wobei ich, wie ein zweiter Loth, nicht wagte, das Gesicht nach ihr umzukehren. Als ich nun auf dem freien Felde allein war, die Dunkelheit der Nacht mich umgab und ihre Stille mich einlud, zu klagen, ohne daß ich befürchten durfte, gehört und erkannt zu werden, erhob ich die Stimme und entfesselte meine Zunge zu so vielen Verwünschungen Lucindens und Don Fernando's, als ob ich darin Genugthuung für das Unrecht hätte finden können, welches sie mir angethan hatten. Lucinden nannte ich grausam, undankbar, falsch, unerkenntlich, und vorzüglich habsüchtig, weil ich glaubte, die Reichthümer meines Feindes hätten sie bewogen, ihr Gemüth von mir ab-, und es demjenigen zuzuwenden, gegen den das Glück sich freigebiger bezeigt hatte. Aber mitten in der Heftigkeit dieser Verwünschungen und Schmähungen entschuldigte ich sie auch wieder. Ist es denn ein Wunder, sagte ich, wenn ein in der Eltern Hause erzogenes Mädchen, welches an Gehorsam gegen dieselben gewöhnt ist, sich bewegen läßt, ihrem Willen nachzukommen, und einem so vornehmen, reichen und schönen Manne ihre Hand zu geben, den sie nicht ausschlagen kann, ohne daß man denken muß, sie hätte entweder keinen Verstand, oder liebte bereits einen Andern, welches beides die gute Meinung von

ihr und ihren Ruf sehr bevortheilen müßte? Sodann erinnerte ich mich wieder, daß ihre Eltern sie gar nicht würden haben tadeln können, wenn sie auch gestanden hätte, daß ihre Wahl auf mich gefallen wäre, da sie selbst, ehe Don Quixote sich darbot, vernünftiger Weise für ihre Tochter keinen schicklichern Gemahl hätten wünschen können, als mich, weßhalb auch Lucinde, statt sich den letzten, äußersten Zwang gefallen zu lassen und meinem Nebenbuhler ihre Hand zu reichen, hätte gestehen sollen, daß sie die Meinige schon angenommen habe; ich würde dann hervorgetreten seyn und Alles bestätigt haben, was sie in diesem Falle für nöthig gefunden hätte, vorzugeben. Endlich entschied ich, daß zu wenig Liebe und Urtheilskraft, zu viel Ehrgeiz und Streben nach äußerer Größe sie bewogen hätten, die schönen Worte zu vergessen, mit welchen sie mich getäuscht, hingehalten und in meinen festen Hoffnungen und ehrbaren Wünschen unterstützt hatte. Unter solchen Ausrufungen und in dieser Unruhe ritt ich den übrigen Theil der Nacht hindurch und kam beim Anbruche des Tages an einen Eingang dieser Gebirge, in welchen ich noch drei Tage lang ohne Weg und Steg fortritt, bis ich endlich an eine Wiese kam, die, ich weiß nicht, auf welcher Seite dieser Einöde liegt, und da fragte ich einige Hirten: Wo die rauheste Stelle des Gebirges wäre? Sie zeigten mir diese hier, wohin ich mich auch begab, mit dem Vorsatze, mein Leben da zu endigen; als ich die Wüste betreten hatte, fiel mein Maulthier todt nieder, entweder

aus Abmattung und Hunger, oder, was ich noch mehr glaube, um sich einer so unnützen Last zu entladen, wie es an mir trug. Ich war nun zu Fuß, ganz erschöpft und vom Hunger verzehrt, ohne daß ich nur daran dachte, Hülfe zu suchen. So blieb ich eine Zeit lang hingestreckt auf dem Boden liegen, worauf ich ohne Hunger wieder aufstand und sah, daß einige Ziegenhirten zu mir gekommen waren, welche vermuthlich meinem Bedürfniß abgeholfen hatten; denn sie sagten mir, auf welche Art sie mich gefunden hätten, und daß ich wahnsinnige, verrückte Dinge gesprochen hätte, von welchen deutlich auf den Verlust meines Verstandes wäre zu schließen gewesen. Seitdem habe ich auch an mir selbst empfunden, daß ich meinen Verstand nicht immer vollkommen beisammen habe, sondern daß derselbe oft so verwirrt und schwach ist, daß ich tausend Thorheiten begehe, mir die Kleider zerreiße, diese Einöden durchschreie, mein Unglück verwünsche, und vergebens den geliebten Namen meiner Feindin wiederhole, und zwar aus keiner andern Meinung und Absicht, als um durch meine Unbändigkeit mein Leben zu endigen; wenn ich dann wieder zu mir selbst komme, finde ich mich so kraftlos und abgespannt, daß ich mich kaum bewegen kann. Meine gewöhnliche Wohnung ist ein hohler Baum, der eben hinreicht, meinen elenden Körper zu bedecken. Die Kuh- und Ziegenhirten dieser Gebirge ernähren mich; denn bewegt von Mitleid legen sie mir Speise auf die Wege und Felsen, wo sie glauben, daß ich mich zufälliger Weise einfinden

kann, und wenn mir auch zuweilen die Vernunft fehlt, so lehrt mich der Naturtrieb die Nahrungsmittel kennen und erregt in mir das Verlangen danach und den Wunsch, sie zu genießen. Zuweilen, wenn ich eben bei Verstande bin und ihnen begegne, erzählen sie mir auch, daß ich oft auf die Wege herausspringe, und den Hirten, welche mit Lebensmitteln nach den Horden gehen, das mit Gewalt nehme, was sie mir gern freiwillig geben würden. Auf diese Art bringe ich hier mein elendes, kummervolles Leben hin, bis es dem Himmel gefallen wird, ihm ein Ende zu machen, oder mir das Gedächtniß zu nehmen, damit ich mich der Schönheit und Verrätherei Lucindens und der Beleidigungen Don Fernando's nicht mehr erinnere. Kann das Letztere ohne meinen Tod geschehen, so kommt mein Geist vielleicht wieder auf bessere Wege; wo nicht, so kann ich weiter nichts thun, als den Himmel bitten, daß er sich meiner Seele erbarme, denn ich fühle in mir weder Muth noch Kraft, diese wilde Lebensart zu verlassen, die ich freiwillig gewählt habe. Dieses, meine Herren, ist die traurige Geschichte meines Unglücks; sagt mir nun, ob es möglich sey, weniger schreckliche Gefühle dabei zu hegen, als Ihr an mir bemerkt habt, bemüht Euch aber nicht mit Ueberredungen und Rathschlägen zu dem, was die Vernunft vielleicht als Mittel gegen mein Uebel billigen möchte; denn es wird mir eben nicht mehr helfen, als die von dem berühmtesten Arzte verordnete Medicin dem Kranken, der sie nicht einnehmen will. Für mich ist keine

Glückseligkeit ohne Lucinden, und weil sie einem Andern gehören will, da sie doch mir gehört, oder wenigstens gehören sollte, so will ich freiwillig unglücklich seyn, anstatt daß ich hätte glücklich seyn können. Ihr Wankelmuth hat mein Verderben fest begründet, und mit der Bemühung, mich noch elender zu machen, will ich ihre Wünsche befriedigen. Ich werde künftigen Liebenden ein Beispiel seyn, denn mir allein fehlt das, was allen Unglücklichen noch bleibt; sie nämlich finden einen Trost in der Unmöglichkeit, sich trösten zu können, mir aber verursacht diese Unmöglichkeit nur noch mehr Qual und Leiden, welche, wie ich glaube, selbst mit meinem Tode nicht enden werden.“

Hier beschloß Cardenio seine lange Rede und die unglückliche Geschichte seiner Liebe, und als der Pfarrer sich eben vorbereitete, ihm einige tröstende Worte zu sagen, unterbrach ihn eine Stimme, die in seine Ohren drang, und in klagendem Tone das sagte, was im folgenden Kapitel soll erzählt werden.

Achtes Kapitel.

Neues und angenehmes Abentheuer, welches dem Pfarrer und dem Barbier in demselben Gebirge begegnete.

Glücklich und hoch gesegnet war die Zeit, als der kühne Ritter Don Quixote von la Mancha das Licht

der Welt erblickte, denn da er den ehrenvollen Entschluß faßte, den schon verlorenen, und fast untergegangenen Orden der fahrenden Ritterschaft wieder neu zu stiften und in der Welt aufzurichten, so erfreuen wir uns dadurch in unserm dürftigen Zeitalter einer angenehmen Unterhaltung, welche wir nicht allein seiner schönen, wahrhaften Geschichte, sondern auch in den darin enthaltenen Erzählungen und Episoden finden, welche letztern zum Theil nicht weniger angenehm, kunstreich und wahrhaft sind, als die Geschichte selbst. Diese knüpft ihren gehechelten, gesponnenen und gehaspelten Faden wieder an, indem sie uns erzählt, daß der Pfarrer, wie er anfing, sich zu Cardenio's Trost vorzubereiten, durch eine Stimme daran gehindert wurde, welche in seine Ohren drang und in traurigem Tone folgendermaßen sprach:

„O Gott! Wäre es möglich, daß ich schon hier die Stelle gefunden hätte, welche der drückenden Last dieses Leibes, die ich nur gegen meinen Willen noch trage, zum verborgenen Grabe dienen soll? Ja, sie ist es, wenn die Einsamkeit, welche diese Gebirge mir versprachen, nicht lügt. Ich Unglückliche! Wie viel angenehmer ist mir nicht die Gesellschaft dieser Felsen und Dornen, die mir gestatten werden, mein Unglück dem Himmel zu klagen, als die Gesellschaft irgend eines menschlichen Wesens; denn es ist Niemand auf der Erde, von dem ich Rath in meinen Zweifeln, Erleichterung bei meinen Klagen und Hülfe in meinem Unglück hoffen könnte.“

Der Pfarrer und diejenigen, welche bei ihm

waren, hörten und verstanden alle diese Reden; da es ihnen nun schien (und es war auch wirklich so), daß der Sprechende in ihrer Nähe seyn müßte, so standen sie auf, um ihn zu suchen, und sie waren noch nicht zwanzig Schritte gegangen, als sie hinter einem Felsenstück, am Fuße einer Eiche, einen Burschen in Bauerkleidern sitzen sahen, dem sie aber nicht in's Gesicht blicken konnten, denn er hatte den Kopf niedergebeugt und wusch sich die Füße in dem vorbeifließenden Bache. Sie näherten sich so leise, daß er sie nicht bemerkte, und er war auf weiter nichts aufmerksam, als auf das Waschen seiner Füße, welche so weiß waren, wie zwei unter den übrigen Steinen des Baches entstandene Crystalle. Sie erstaunten über die Weiße und Schönheit dieser Füße, und es schien ihnen, als ob sie nicht dazu geschaffen wären, um Erdschollen zu zertreten, oder hinter dem mit Ochsen bespannten Pfluge her zu gehen, wie die Kleidung des Burschen zeigte. Da sie nun sahen, daß er sie nicht bemerkt hatte, gab der Pfarrer, welcher vorausging, den andern Beiden ein Zeichen, sie möchten sich bücken, und hinter einigen Felsstükken, welche dort standen, verbergen. Dies thaten sie alle Drei und beobachteten aufmerksam, was der Bursche vornahm. Er trug ein graues Jäckchen, welches mit zwei Streifen weißer Leinwand festgegürtet war; auch seine Beinkleider und Gammaschen waren von grauem Tuche, und sein Haupt war mit einer aufgestülpten Mütze von derselben Farbe bedeckt. Die Gammaschen hatte er bis auf die Mitte

der Beine aufgestreift, welche ohne allen Zweifel dem weißesten Alabaster glichen. Nun war er fertig mit dem Waschen seiner schönen Füße, und wischte sie sogleich mit einem Tuche ab, das er unter der Mütze hervorzog. Indem er diese abnehmen wollte, erhob er das Antlitz, und die drei Zuschauer fanden es so unvergleichlich schön, daß Cardenio leise zum Pfarrer sprach:

„Wenn das nicht Lucinda ist, so ist es kein menschliches, sondern ein göttliches Wesen!“

Der Bursche nahm die Mütze ab, und wie er den Kopf nach beiden Seiten schüttelte, breiteten sich seine Locken aus, deren Gold mit den Strahlen der Sonne wetteifern konnte. Hieran sahen sie, daß die, welche ein Bauer zu seyn schien, ein zartes Mädchen war, und zwar das schönste, welches der Pfarrer und der Barbier bis jetzt erblickt hatten, und selbst Cardenio sagte, daß nur die Schönheit Lucindens mit dieser sich messen könnte. Die langen, blonden Locken bedeckten ihr nicht nur die Schultern, sondern sie umflossen sie ganz und gar mit ihrer reichen Fülle, und nur die Füße blieben unbedeckt. Nun bediente sie sich zweier Hände als Kamm, welche, wie sie das Gold der Haare theilten, aus Schnee geformt zu seyn schienen, so wie vorhin ihre Füße dem weißesten Crystalle glichen. Alles dies setzte die drei Zuschauer in immer größere Verwunderung und erregte immer heftiger in ihnen den Wunsch, zu wissen, wer die Unbekannte sey? Deswegen beschlossen sie, sich zu zeigen; bei dem Geräusch aber, das

sie machten, um aufzustehen, erhob die Schöne das Haupt, strich sich mit beiden Händen die Haare aus den Augen, und sah sich nach denen um, welche das Geräusch verursachten. Kaum hatte sie sie erblickt, so sprang sie auf, ergriff eiligst ein Bündel, welches neben ihr lag und worin Kleider zu seyn schienen, und wollte, voll Verwirrung und Schreck, die Flucht ergreifen, ohne sich erst wieder zu beschuhen, oder ihr Haar zu ordnen; kaum hatte sie aber sechs Schritte gethan, da konnten ihre zarten Füße die Härte der Steine nicht mehr vertragen, und sie sank nieder. Als die drei Männer das sahen, eilten sie hinzu, und der Pfarrer sprach:

„Haltet ein, schönes Mädchen, wer Ihr auch seyd! Die Ihr hier seht, haben bloß die Absicht, Euch zu dienen, und Ihr habt nicht Ursache, eine so beschwerliche Flucht zu ergreifen, die Eure Füße nicht aushalten, und die wir nicht zugeben können.“

Sie war so erschrocken und verwirrt, daß sie auf alles das kein Wort erwiederte; sie kamen nun näher zu ihr, der Pfarrer ergriff ihre Hand und fuhr fort:

„Was Eure Kleidung uns verbergen soll, Fräulein, entdeckt uns Euer Haar, denn dieses ist ein deutlicher Beweis, daß die Ursachen nicht unwichtig seyn können, wegen deren Ihr Eure Schönheit in ein so unwürdiges Gewand gehüllt und sie in eine solche Einöde, wie diese hier, vergraben habt, wo wir es uns zum Glück schätzen müssen, Euch gefunden zu haben, um Euch wenigstens zu rathen, wenn

wir auch Eurem Unglück nicht abhelfen können. Denn kein Unglück kann, so lange wir noch leben, so sehr lasten, oder uns so auf das Aeußerste treiben, daß wir nicht wenigstens einen Rath anhören könnten, den man uns aus guter Meinung giebt. Deßhalb, Fräulein, oder junger Herr (was Ihr nun lieber zu seyn wünscht), gebt die Furcht auf, die unser Anblick Euch verursacht hat, und erzählt uns Eure guten und bösen Schicksale, denn in uns Allen zusammen, oder in Jedem allein werdet Ihr Mitgefühl für Euer Unglück finden."

Während der Pfarrer dies sagte, stand das verkleidete Mädchen ganz erstaunt da, ohne die Lippen zu bewegen, oder ein Wort zu sagen, ganz wie ein einfacher Landmann, dem sich unerwartet seltsame Gegenstände zeigen, die er noch nie gesehen hat; wie ihr aber der Pfarrer von neuem zuredete, sich zu entdecken, stieß sie einen tiefen Seufzer aus, brach das Stillschweigen und sprach:

„Da die Einsamkeit dieser Wüste nicht hinlänglich gewesen ist, mich zu verbergen, und das mein aufgelöstes Haar nicht zugiebt, daß mein Mund eine Unwahrheit sage, so würde es ganz ohne Nutzen seyn, wenn ich von neuem etwas erdenken wollte, was man mir doch nur aus Höflichkeit und aus keiner andern Ursache glauben würde. Dies vorausgesetzt, meine Herren, danke ich Euch für das Anerbieten, welches Ihr mir gethan habt und welches mir die Verbindlichkeit auflegt, Euch alles, was Ihr von mir verlangt habt, zu gewähren, ob ich

gleich fürchte, daß die Erzählung meines Unglückes neben dem Mitleiden auch Mißvergnügen bei Euch erwecken werde, da Ihr wohl kein Mittel finden könnt, um ihm abzuhelfen, noch einen guten Rath, um es wenigstens minder beschwerlich zu machen; damit Ihr indeß bei dem Allen keine zweideutige Meinung von meiner Ehre fassen möget, weil Ihr mich bereits für ein Frauenzimmer erkannt habt und mich, als junges Mädchen, allein in dieser Kleidung seht (denn dies sind alles Sachen, welche sowohl zusammengenommen, als einzeln, den besten Ruf untergraben könnten), so muß ich Euch das wohl erzählen, was ich lieber verschweigen möchte, wenn ich könnte."

Das reizende Mädchen sagte das Alles ohne Anstoß mit so geläufiger Zunge und süßer Stimme, daß ihre Zuhörer sich nicht weniger über ihren Verstand wunderten, als über ihre Schönheit; sie erneuerten ihre Anerbietungen und ihre Bitten um Erfüllung des gegebenen Versprechens, wozu sie sich auch ohne fernere Weigerung bequemte. Mit der größten Sittsamkeit zog sie ihre Schuhe an, wand ihre Haare zusammen, setzte sich auf einen Stein, und die Andern nahmen Platz um sie her; hierauf that sie sich Gewalt an, einige Thränen zu unterdrücken, die ihr in die Augen traten und begann mit gesetzter und deutlicher Stimme die Geschichte ihres Lebens folgendermaßen:

„Hier in Andalusien ist ein Ort, von welchem ein Herzog seinen Titel hat, und dadurch zum Grand

von Spanien wird. Dieser hat zwei Söhne, von denen der Aeltere Erbe seines Staates, und wie es scheint, auch seiner Tugenden ist; was der Jüngere erben mag, weiß ich nicht, wenn es nicht etwa die Verrätherei eines Bellido ist, oder die Arglist eines Galalon. Meine Eltern sind Unterthanen dieses Herzogs; sie sind von niederer Herkunft, aber so reich, daß, wenn ihr Stand ihrem Reichthume gleich wäre, ihnen nichts mehr würde zu wünschen übrig bleiben, und ich nicht würde zu befürchten gehabt haben, so unglücklich zu seyn, wie ich es wirklich bin; denn vermuthlich entspringt mein Unglück daher, daß ich nicht von erlauchter Geburt bin. Zwar sind meine Eltern nicht so gemein, daß sie sich ihres Standes schämen könnten, aber auch nicht so vornehm, daß ich den Gedanken aufgeben könnte, mein Unglück wäre Folge meiner niedern Geburt. Kurz, sie sind schlichte Landleute, deren Stamm sich nie mit einem andern, in üblem Rufe stehenden, vermischt hat; sie sind, wie man zu sagen pflegt, alte, ächte Christen, und zwar so ächt, daß ihr Reichthum und Glanz sie nach und nach dem niedern Adel, ja selbst Rittern gleichgestellt haben. Aber ihr größter Reichthum und der höchste Adel, dessen sie sich rühmten, bestand in dem Bewußtseyn, mich ihre Tochter nennen zu können; da sie nun keinen andern Erben hatten und mit elterlicher Liebe mir zugethan waren, wurde ich so geliebt, wie nur je eine Tochter von ihren Eltern ist geliebt worden. Ich war der Spiegel, in welchem sie sich selbst sahen, die Stütze ihres Alters und die

Ursache ihres ganzen Strebens; denn ich verband ihre Wünsche mit dem Himmel, von denen, da sie so gut waren, auch die meinigen nie im geringsten abwichen. Ich war also Herrin ihres Willens, so wie ihres Eigenthumes; ich nahm Dienstleute an und verabschiedete sie; die Rechnung über das, was man aussäte und erndtete, ging durch meine Hände; ich führte Rechnung über Oelmühlen, Weinkeltern, großes und kleines Vieh, Bienenstöcke, kurz, über alles, was ein so reicher Landmann, wie mein Vater, besitzt und besitzen kann; ich war Haushofmeisterin und Gebieterin, und zwar mit so vieler Sorgfalt von meiner, und zu so großer Zufriedenheit von seiner Seite, daß ich es Euch unmöglich genug beschreiben könnte. Die Stunden des Tages, welche mir übrig blieben, nachdem ich den Oberhirten, Verwaltern und übrigen Taglöhnern ihre Arbeit angewiesen hatte, füllte ich mit Beschäftigungen aus, welche für Mädchen eben so erlaubt, als nothwendig sind, wie z. B. die, welche Nadel, Klöppelkissen und Spinnrad gewähren, und wenn ich, um auch meinen Geist zu erheitern, diese Arbeiten zuweilen liegen ließ, so las ich in irgend einem Andachtsbuche, oder griff zur Harfe, denn die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß Musik zerstreute Gemüther sammelt und die Anstrengungen des Geistes erleichtert. Ein solches Leben führte ich in dem Hause meiner Eltern, und wenn ich mich darüber so sehr verbreitet habe, so ist dies nicht aus Prahlerei geschehen, noch um Euch zu zeigen, daß ich reich bin, sondern damit Ihr sehen

sollt, wie sehr ohne eigene Schuld ich aus dem eben beschriebenen, glücklichen Zustand in den unglücklichen bin versetzt worden, in welchem ich mich jetzt befinde. So verfloß mein Leben unter so vielen Beschäftigungen und in einer Zurückgezogenheit, welche der eines Klosters gleichgestellt werden konnte, ohne daß ich, wie ich meinte, von andern Leuten gesehen wurde, als von den Dienern des Hauses (denn wenn ich die Messe besuchte, so geschah dies so früh, und in Begleitung meiner Mutter und anderer Mädchen, und ich war dabei so verschleiert und verhüllt, daß meine Augen kaum die Stelle erblickten, wo ich meine Füße hinsetzte); bei dem allen aber konnte ich doch den Augen der Liebe nicht entgehen, oder vielmehr denen des Müßiggangs, denen die Augen des Luchses noch nicht gleichen; denn Don Fernando (so heißt der jüngere Sohn des Herzogs, von welchem ich Euch erzählt habe), bemerkte mich."

Kaum hatte die Erzählerin den Namen Don Fernando's genannt, als Cardenio die Gesichtsfarbe wechselte und in so heftiger Bewegung zu schwitzen begann, daß der Pfarrer und der Barbier, die ihn beobachteten, fürchteten, er würde, wie sie gehört hatten, daß es zuweilen geschähe, einen Anfall von Wahnsinn bekommen; aber Cardenio that nichts anderes, als daß er ängstlich schwitzte, ruhig saß, und das Mädchen unverwandt betrachtete, indem er sich einbildete, er wisse, wer sie sey? Sie aber, ohne Cardenio's Bewegung zu bemerken, fuhr in ihrer Geschichte folgendergestalt fort:

„Kaum hatte er mich gesehen, als er auch, wie er mir nachher gesagt hat, von einer Liebe zu mir ergriffen wurde, deren Heftigkeit seine vielen Versicherungen bezeugten. Um aber die Erzählung meines Unglücks schnell zu beendigen, will ich die Bemühungen mit Stillschweigen übergehen, welche Don Fernando anwendete, um mir seine Neigung an den Tag zu legen; er bestach alle Leute in meinem Hause, machte meinen Verwandten Geschenke und bot ihnen Gunstbezeugungen an; am Tage gab es in meiner Straße Feste und Vergnügungen, und bei Nacht ließ die Musik Niemand schlafen; die unzähligen Briefchen, die in meine Hände kamen, ohne daß ich wußte, wie? waren voll verliebter Redensarten und Anerbietungen und bestanden aus weniger Worten, als Versprechungen und Schwüren. Alles das erweichte mich indeß nicht allein gar nicht, sondern verhärtete mich so sehr gegen ihn, als wenn er mein tödtlicher Feind wäre, und als wenn er alles, was er anwendete, um mich seinen Wünschen geneigt zu machen, nur thäte, um das Gegentheil zu erreichen; nicht, als wenn ich an Don Fernando's gutem Aeußern Mißfallen, oder seine Bemühungen lästig gefunden hätte, denn ich empfand ein gewisses, geheimes Vergnügen, mich von einem so vornehmen Cavalier geliebt und geschätzt zu sehen, und es war mir nicht unangenehm, in seinen Briefen mein Lob zu lesen, denn wir Frauen mögen auch noch so häßlich seyn, so hören wir uns doch, wie es mir scheint, mit Vergnügen schön nennen; aber dem Allen widerstrebte

meine Ehrbarkeit und der unausgesetzte Rath meiner Eltern, welche die Absichten Don Fernando's schon ganz genau kannten, indem er sich gar nichts daraus machte, ob auch die ganze Welt sie wüßte. Meine Eltern sagten mir, daß sie allein in meine Tugend und Herzensgüte ihre Ehre und ihren guten Ruf setzten; ich möchte den Unterschied bedenken, der zwischen mir und Don Fernando wäre, und daraus könne ich schließen, daß seine Gesinnungen, wenn er auch anders redete, mehr sein Vergnügen, als mein Wohl bezweckten, und wenn ich wünschte, ihm auf irgend eine Art ein Hinderniß entgegenzustellen, damit er von seinen ungerechten Ansprüchen abstehen müsse, so wollten sie mich schnell mit demjenigen verheirathen, der mir am meisten nach meinem Geschmacke sey, und zwar mit einem der angesehensten Männer unseres Ortes, oder der umliegenden Gegend; denn sie meinten, von ihrem großen Reichthume und meinem guten Rufe ließe sich Alles erwarten. Diese sichere Zusage und die Wahrheit dessen, was sie mir sagten, befestigten mich in meinen Vorsätzen, und es fiel mir niemals ein, Don Fernando'n ein Wort zu antworten, woraus er, wenn auch nur von fern, Hoffnung zur Erfüllung seiner Wünsche hätte schöpfen können. Diese meine Zurückgezogenheit, die er für Verachtung halten mußte, reizte seine unreinen Wünsche nur noch mehr, denn so muß ich seine Neigung zu mir nennen, von welcher Ihr, wenn sie so gewesen wäre, wie sie hätte seyn sollen, jetzt nichts erfahren würdet, weil ich keine Ursache

haben würde, davon zu sprechen. Kurz, Don Fernando erfuhr, daß meine Eltern mich verheirathen wollten, um ihm die Hoffnung auf meinen Besitz zu entziehen, oder doch wenigstens, um mich unter noch bessere Obhut zu bringen, und diese Nachricht, oder Besorgniß brachte ihn dahin, das zu thun, was Ihr jetzt hören sollt. Ich war nämlich eines Abends mit einem Mädchen, welches mir diente, allein in meinem Gemache; ich hatte, aus Furcht, meine Ehre möchte durch meine eigene Nachlässigkeit in Gefahr kommen, die Thüren fest verschlossen; da stand auf einmal, ohne daß ich wußte oder ahnen konnte, wie das in meiner Zurückgezogenheit und ungeachtet meiner Vorsicht und stillen Einsamkeit möglich war, Don Fernando vor mir, dessen Anblick mich so verwirrt machte, daß ich Gesicht und Sprache verlor, und darum war ich auch nicht fähig zu rufen, welches er auch, wie ich glaube, nicht würde geduldet haben; denn er kam rasch auf mich zu, schloß mich in seine Arme (weil ich, wie ich schon gesagt habe, so erschrocken war, daß ich nicht Kraft hatte, mich zu vertheidigen) und sprach mit einer so überzeugenden Beredtsamkeit, daß ich nicht begreife, wie es möglich ist, daß die Lüge so geschickt das Gewand der Wahrheit umnehme. Es gelang dem Verräther, seine Worte durch Thränen und seine Absichten durch Seufzer zu bestätigen, kurz, ich armes, einsam in meiner Familie erzogenes, und in dergleichen Fällen unerfahrenes Mädchen, fing an, ich weiß nicht, auf welche Art, seine falschen Vorspiegelungen für Wahr-

heit zu halten, jedoch nicht so, daß seine Thränen und Seufzer mich zu einem andern, als zu einem tugendhaften Mitleiden bewogen hätten. Wie nun mein erster Schreck vorbei war, kehrte mein verlornes Bewußtseyn wieder zurück, und mit mehr Entschlossenheit, als ich zu haben geglaubt hätte, sprach ich zu ihm:

„Herr, wenn ich mich sowohl in den Klauen eines wüthenden Löwen, als in Deinen Armen befände, und mich dadurch aus denselben befreien könnte, daß ich etwas sagte, oder thäte, was meiner Ehre zum Nachtheile gereichte, so wäre es mir eben so unmöglich, es zu thun oder zu sagen, wie es mir unmöglich ist, das nicht mehr zu seyn, was ich immer gewesen bin; wie Du also meinen Körper mit Deinen Armen umschlungen hältst, eben so ist mein Geist von tugendhaften Grundsätzen eingeschlossen, welche von den Deinigen so verschieden sind, wie Du es sehen wirst, wenn es Dir einfallen sollte, Gewalt auszuüben und auf diese Art noch weiter zu schreiten. Deine Unterthanin bin ich, nicht aber Deine Sklavin; der Adel Deines Blutes hat keine Gewalt (und soll sie auch nicht haben), das meinige zu entehren oder wegen seiner Niedrigkeit gering zu schätzen, und ich schätze mich als geringes Landmädchen für eben so gut, wie Du dich als Gebieter und Cavalier nur schätzen magst. Deine Gewalt wird bei mir ohne Wirkung seyn, so wie Deine Reichthümer in meinen Augen keinen Werth, und Deine Worte keine Kraft haben, mich zu verführen, noch Deine

Seufzer, mich zu erweichen. Sehe ich aber an demjenigen, welchen meine Eltern mir zum Gatten bestimmen, etwas von allem dem, was ich hier genannt habe, so wird sich mein Wille unter den seinigen beugen, ja, nicht einmal von dem seinigen abweichen, so daß ich, wenn meine Ehre dabei unbefleckt bliebe, selbst wenn es gegen meine Neigung geschehen müßte, Dir dasjenige freiwillig gewähren würde, wonach Du jetzt so gewaltsam strebst. Ich sage Dir dies Alles, damit Du nicht denken sollst, daß Jemand nur das Geringste von mir erlangen wird, der nicht mein gesetzlicher Gatte ist." — „Wenn Du," sprach der treulose Ritter, „weiter kein Bedenken hast, schönste Dorothea (dies ist mein Name), so gebe ich Dir hier meine Hand darauf, daß ich Dein Gatte seyn will, und rufe den Himmel, dem nichts verborgen bleibt, und dieses Bild der heiligen Jungfrau zu Zeugen an."

Wie Cardenio hörte, daß sie Dorothea hieß, erschrak er auf's neue und sah nun seine erste Meinung vollkommen bestätigt. Er wollte indeß die Erzählung nicht unterbrechen, um den Ausgang von dem zu erfahren, was er beinahe schon wußte, und sagte bloß:

„Dorothea heißt Ihr? Ich habe eine Andere mit diesem Namen nennen hören, welche beinahe gleiches Unglück mit Euch hat. Doch fahrt fort; es wird die Zeit kommen, wo ich Euch Dinge sage, welche Euch eben so in Schrecken setzen, als Euer Mitleid erregen werden."

Dorothea war betroffen über die Rede des Cardenio und über seine seltsame, ärmliche Kleidung und bat ihn, wenn er etwas von ihren Angelegenheiten wisse, es ihr sogleich zu sagen, denn wenn ihr das Schicksal noch irgend etwas Gutes gelassen hätte, so wäre es der Muth, den sie in ihrem Herzen fühlte, jedes Mißgeschick zu tragen, das sie noch betreffen würde, denn sie wäre überzeugt, daß keines, was noch auf sie einbrechen möchte, dasjenige, welches schon auf ihr lastete, auch nur im geringsten vermehren könnte.

„Ich würde nicht unterlassen, Euch meine Gedanken mitzutheilen," entgegnete Cardenio, „wenn das, was ich mir vorstelle, Wahrheit seyn sollte; bis jetzt aber ist die Gelegenheit noch nicht versäumt, und für Euch ist es nicht wichtig, das zu wissen, was ich meine."

„Es sey, was es wolle," sprach Dorothea, „so will ich in meiner Erzählung fortfahren. Don Fernando nahm also ein Marienbild, welches sich im Zimmer befand, und stellte es als Zeugen unserer Vermählung auf; mit nachdrücklichen Worten und furchtbaren Schwüren gab er mir das Versprechen, mein Gemahl zu werden; ehe er aber endete, bat ich ihn, zu bedenken, was er thäte, und den Zorn zu berücksichtigen, in welchen sein Vater gerathen würde, wenn derselbe ihn mit einem Landmädchen, seiner Unterthanin, verheirathet sähe; ich bat ihn, sich nicht von meiner Schönheit verblenden zu lassen, denn diese sey nicht hinreichend, seinen Irrthum zu

entschuldigen, und wenn er mir aus Liebe irgend eine Wohlthat erzeigen wollte, so möchte er mein Schicksal so still dahin fließen lassen, wie es mein Stand erforderte, denn solche ungleiche Verbindungen würden nie glücklich, und dauerten auch nicht so freudig fort, wie sie anfingen. Alle diese Gründe, die ich hier genannt habe, legte ich ihm vor, und noch viele andere, deren ich mich nicht entsinne, doch waren sie nicht stark genug, ihn in seinem Vorsatze wanken zu machen, so wie auch den, der nicht zu bezahlen gedenkt, beim Abschlusse seines betrüglichen Handels, keine Schwierigkeit zurückhält. Ich überlegte nun auch die Sache ein wenig bei mir selbst und dachte: ich bin ja nicht die Erste, welche auf dem Wege der Heirath aus niedrigem Stande zu einem hohen emporgekommen ist, auch ist Don Fernando nicht der Erste, den Schönheit, oder (was noch gewisser ist) blinde Leidenschaft, bewogen hat, eine seinem Range ungleiche Gattin zu nehmen; da ich nun nichts Ungewöhnliches, oder Neues thue, so begehe ich auch kein Unrecht, indem ich die Ehre, die sich mir darbietet, annehme, und wenn auch wirklich die Zuneigung, die er mir zeigt, nicht länger dauert, als bis seine Wünsche befriedigt sind, so bin ich doch alsdann vor Gott seine Gemahlin. Will ich ihn aber mit Verachtung abweisen, so sehe ich ihn jetzt in einer Gemüthsbewegung, worin er vielleicht nicht thut, was er thun sollte, sondern Gewalt anwendet, und dann bleibe ich entehrt und kann mich nicht gegen diejenigen entschuldigen, welche nicht wissen, auf

welche unschuldige Art ich so weit gekommen bin. Denn welche Gründe werden wohl hinreichend seyn, meine Eltern sowohl, als auch andere Leute zu überreden, daß Don Fernando ohne meine Bewilligung in mein Gemach gekommen sey. — Alle diese Fragen und Antworten gingen mir in einem Augenblicke durch den Sinn; aber Don Fernando's Schwüre, die Zeugen, die er anrief, die Thränen, die er vergoß, und endlich seine körperliche Schönheit und Anmuth, welche letztere, vereint mit so vielen Zeichen einer wahrhaften Liebe, ein eben so freies und zurückhaltendes Herz, wie das meinige hätte überwinden können, alle diese Dinge waren es vorzüglich, welche anfingen, ihre Gewalt über mich auszuüben und mich geneigt zu machen, das zu thun, was, ohne daß ich es dachte, mein Verderben wurde. Ich rief mein Mädchen, damit die himmlischen Zeugen auch von einem irdischen begleitet würden; Don Fernando wiederholte und bestätigte seine Schwüre auf's neue, nahm noch andere Heilige zu Zeugen, belegte sich selbst für die Zukunft mit tausend Verwünschungen, wenn er das nicht halten würde, was er verspräche; seine Augen wurden wieder naß und seine Seufzer heftiger; er drückte mich fester in seine Arme, aus denen er mich auch noch gar nicht losgelassen hatte, und dadurch und durch die Entfernung meines Mädchens aus dem Gemache, hörte ich auf, ein Mädchen zu seyn, und er wurde zum vollkommenen Verräther und Betrüger. Der Tag, welcher auf diese Nacht meines Unglückes folgte, erschien, aber, wie ich

glaube, nicht so eilig, als Don Fernando es wünschte, denn wenn bloße Begier einmal gestillt ist, dann ist der heftigste Wunsch, der entstehen kann, der: den Gegenstand zu verlassen, der sie erregt hat; denn auch Don Fernando suchte sich schnell von mir zu entfernen und gelangte mit Hülfe meines Mädchens (die ihn auch vorher eingelassen hatte), noch ehe es zu tagen begann, wieder auf die Straße. Wie er Abschied von mir nahm (wobei er aber nicht so viel Eifer und Heftigkeit zeigte, als bei seinem Kommen), bat er mich, daß ich seiner Treue gewiß seyn möchte, versicherte mir, seine Schwüre wären fest und wahrhaft, zog zu größerer Bekräftigung seines gegebenen Wortes einen werthvollen Ring vom Finger und steckte ihn an den meinigen. Nun entfernte er sich wirklich, und ich blieb zurück, ich weiß nicht, ob traurig oder heiter; so viel weiß ich aber, daß ich verwirrt und tiefsinnig und durch die fremdartige Begebenheit fast außer mir selbst gesetzt war. Dabei hatte ich nicht den Muth, oder vielmehr, ich dachte gar nicht daran, mit meinem Mädchen zu schelten, daß sie die Verrätherei begangen hatte, Don Fernando'n in mein Zimmer einzuschließen; denn ich war mit mir selbst noch nicht einig, ob das, was mir begegnet war, gut oder schlimm sey. Als Don Fernando ging, sagte ich ihm, daß er, da ich nun einmal die Seinige wäre, auf demselben Wege mehrere Nächte hindurch zu mir kommen könnte, bis es ihm gefallen würde, unsere Verbindung bekannt zu machen; allein er kam nur noch die folgende Nacht,

und ich konnte ihn auch in länger, als einem Monate weder auf der Straße, noch in der Kirche zu sehen bekommen, denn vergebens verschwendete ich meine Bitten, ob ich gleich wußte, daß er in der Stadt war und fast alle Tage auf die Jagd ging, ein Vergnügen, welches er leidenschaftlich liebte. Bitter und unglücklich waren diese Tage für mich, das weiß ich wohl, und weiß auch, daß ich damals zu zweifeln und der Treue Don Fernando's zu mißtrauen begann. Mein Mädchen bekam nun auch die Scheltworte über ihre Dreistigkeit zu hören, die ich vorher verschwiegen hatte, und doch war ich gezwungen, meine Thränen zu verbergen und meine Gesichtszüge zu beobachten, damit meine Eltern nicht Gelegenheit hätten, mich über die Ursache meines Mißvergnügens zu fragen, und ich dadurch veranlaßt würde, ihnen Unwahrheiten zu sagen; das alles hörte aber auf einmal auf, denn es traf mich ein Schlag, der alle Rücksichten niederdrückte, jedes ruhige Nachdenken endigte, den Faden meiner Geduld zerriß und meine geheimen Gedanken an's Licht brachte. Man sprach nämlich nach einigen Tagen im Dorfe davon, daß Don Fernando sich in einer benachbarten Stadt mit einer wunderschönen, edeln Jungfrau, der Tochter sehr vornehmer Eltern, verheirathet habe, obgleich dieselbe nicht so reich sey, daß sie, ihrer Morgengabe nach, auf eine so hohe Vermählung hätte können Ansprüche machen. Sie wurde Lucinda genannt, und man erzählte noch an-

dere, bei ihrer Hochzeit vorgefallene Dinge, welche allerdings Verwunderung erregten.“

Cardenio hörte den Namen Lucinda, that aber weiter nichts, als daß er die Achseln zuckte, sich in die Lippen biß, und kurz darauf seinen Augen zwei Thränenbäche entfließen ließ; Dorothea unterließ deßhalb nicht, in ihrer Erzählung folgendermaßen fortzufahren:

„Ich vernahm diese traurige Nachricht, und anstatt, daß mir das Herz dabei hätte erstarren sollen, entzündeten sich vielmehr Zorn und Wuth so heftig darin, daß ich beinahe auf die Straße gesprungen wäre und mit lauter Stimme die Treulosigkeit und Verrätherei verkündet hätte, welche an mir war ausgeübt worden; doch legte sich diese Wuth für den Augenblick, denn ich gedachte in der künftigen Nacht das in's Werk zu setzen, was ich auch that, nämlich, diese Kleidung anzulegen, die mir einer von den Schäferburschen aus dem Hause meines Vaters gab, welchem ich mein ganzes Unglück entdeckt und ihn gebeten hatte, mich bis in die Stadt zu begleiten, wo, wie ich vernommen hatte, mein Gegner sich befand. Der Bursche verwies mir erst meine Verwegenheit, und tadelte mein Vorhaben; wie er mich aber entschlossen sah, bot er sich an, mich, wie er sagte, bis an's Ende der Welt zu begleiten. Sogleich that ich in einen leinenen Sack eine weibliche Kleidung, und für den nöthigen Fall einige Juwelen und etwas Geld, verließ, begleitet von meinem Burschen, in der Stille der Nacht und ohne meinem

verrätherischen Mädchen etwas zu sagen, das väterliche Haus und begab mich zu Fuß auf den Weg nach der Stadt, beflügelt von dem Wunsche, dort anzukommen, um, wenn auch nicht das Geschehene ungeschehen zu machen, aber doch wenigstens Don Fernando'n zu fragen, mit welchem Herzen er es gethan habe? In zwei Tagen und einem halben kam ich an den Ort meiner Wünsche, fragte bei meinem Eintritt in die Stadt nach dem Hause von Lucindens Eltern, und der Erste, an den ich diese Frage richtete, antwortete mir mehr, als ich zu hören wünschte. Er bezeichnete mir das Haus und erzählte mir alles, was sich bei der Hochzeit der Tochter zugetragen hätte und was in der Stadt so bekannt wäre, daß man ganz öffentlich davon redete. Er erzählte mir ferner, daß Lucinda, an dem Abend, wo sie mit Don Fernando vermählt wurde, nachdem sie das Ja ausgesprochen hatte, in eine starke Ohnmacht fiel, und daß ihr Gemahl, der ihr die Schnürbrust lüftete, damit sie freier sollte athmen können, ein mit Lucinda's eigenen Schriftzügen beschriebenes Papier fand, worin sie sagte und erklärte, daß sie nicht Don Fernando's Gemahlin werden könnte, weil sie schon Cardenio's Eigenthum sey (der, wie der Mensch mir sagte, einer der vornehmsten Cavaliere aus derselben Stadt ist), und wenn sie dem Don Fernando ihr Jawort gegeben hätte, so wäre dies nur aus Gehorsam gegen ihre Eltern geschehen. — Kurz, er erzählte mir so viel von dem Inhalte des Blattes, daß ich daraus entnehmen konnte, sie habe die Absicht ge-

habt, sich, wenn die Trauung vollendet würde, zu ermorden, und auch zugleich die Ursachen davon angegeben, welches alles auch ein Dolch soll bestätigt haben, den man, ich weiß nicht wo, in ihrer Kleidung versteckt, gefunden hat. Wie nun, fuhr mein Erzähler fort, Don Fernando das alles sah, glaubte er sich von ihr betrogen, verspottet und gering geschätzt, näherte sich ihr, noch ehe sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, und wollte sie mit demselben Dolche ermorden, den man bei ihr gefunden hatte, was er auch würde gethan haben, wenn Lucindens Eltern, und Andere, welche sich gegenwärtig befanden, ihn nicht daran verhindert hätten. Man sagt auch, Don Fernando habe sich schnell entfernt, Lucinda hingegen sey erst am folgenden Tage von ihrer Betäubung wieder zu sich gekommen, und habe dann ihren Eltern erzählt, daß sie die wirkliche Braut jenes schon genannten Cardenio sey. Man wußte auch, daß Cardenio bei der Vermählung gegenwärtig war und daß er, als er Lucinden (was er gar nicht gedacht hatte) verheirathet sah, die Stadt voll Verzweiflung verließ, vorher aber Lucinden einen Brief schrieb, worin er ihr die Größe des ihm zugefügten Schimpfes vorwarf, und ihr sagte, daß er dahin gehen wollte, wo niemals ein Mensch ihn wieder sehen würde. Alles dieses war in der ganzen Stadt allgemein bekannt; Jedermann sprach davon, und noch mehr wurde von der Sache geredet, als man erfuhr, daß Lucinde das Haus ihrer Eltern und die Stadt verlassen hatte, denn man fand sie nirgends, worüber

ihre Eltern fast wahnsinnig wurden und nicht wußten, welches Mittel sie ergreifen sollten, um sie wieder zu finden. — Als ich dies erfuhr, wurden meine Hoffnungen wieder erregt; ich hielt es nun für besser, daß ich Don Fernando'n nicht gefunden hatte, denn da er noch nicht wirklich verheirathet war, so schien mir noch nicht jedes Hülfsmittel abgeschnitten, indem ich meinte, daß vielleicht der Himmel seiner zweiten Verbindung dieses Hinderniß in den Weg gelegt hätte, um ihn erkennen zu machen, was er der ersten schuldig, und ihm in's Gedächtniß zurückzurufen, daß er ein Christ sey und alle irdischen Rücksichten denen für seine Seele vorziehen müsse. Alles das führte ich meiner Phantasie vor, tröstete mich damit, ohne einen Trostgrund zu haben und täuschte mich mit entfernten, schwachen Hoffnungen, um das Leben zu fristen, welches ich jetzt verabscheue. Wie ich nun in der Stadt war, ohne zu wissen, was ich anfangen sollte, weil ich Don Fernando'n nicht fand, hörte ich eine öffentliche Bekanntmachung, welche demjenigen, der mich finden würde, eine große Belohnung versprach und worin mein Alter, und selbst die Kleidung, welche ich trug, genau angegeben waren; zugleich hieß es: der Bursche, der mich begleitete, habe mich aus dem Hause meiner Eltern entführt, und das ging mir durch die Seele, weil ich daraus sah, wie sehr mein Ruf schon gesunken war, da es nicht war für hinlänglich gefunden worden, meine Flucht bekannt zu machen, sondern man auch noch hinzugefügt hatte, mit wem ich geflohen

war, und dies mußte nun gerade ein so gemeiner, meiner Zuneigung ganz unwürdiger Gegenstand seyn! So wie ich die Bekanntmachung hörte, verließ ich die Stadt mit meinem Diener (der aber schon anfing, zu zeigen, daß er in der mir versprochenen Treue wankte), und wir gingen noch in derselben Nacht, aus Furcht, gefunden zu werden, bis in die Schlupfwinkel dieser Gebirge. So wie man indeß zu sagen pflegt, daß ein Unglück gewöhnlich ein anderes herbeirufe, und das Ende des einen Unglückes der Anfang eines andern, größern sey, so geschah es auch mir, denn als mein guter Diener, der bis dahin treu und zuverlässig gewesen war, mich in dieser Einsamkeit sah, wurde er (wahrscheinlich mehr durch seine eigene Schelmerei, als durch meine Schönheit) angereizt, die Gelegenheit zu benutzen, welche, wie es ihm scheinen mochte, diese Wüste ihm darbot; denn er setzte Schaam, Gottesfurcht und Achtung gegen mich aus den Augen und trug mir seine Liebe an, und wie er sah, daß ich seine unverschämten Anträge mit Ernst und Verachtung zurückwies, setzte er die Bitten bei Seite, wodurch er anfänglich zum Zwecke zu gelangen geglaubt hatte, und fing an, mit Gewalt zu verfahren. Allein der gütige Himmel, der selten oder nie unterläßt, gute Absichten zu berücksichtigen und zu begünstigen, begünstigte auch die meinigen, so daß ich mit meinen wenigen Kräften und mit leichter Mühe den Unverschämten von einem Felsenabhang hinabstürzte, wo er, ich weiß nicht, ob todt oder lebendig, liegen blieb. Hierauf drang ich

mit mehr Eile, als mein Schrecken und meine Abspannung mir eigentlich gestatter hätten, weiter in diese Gebirge vor, ohne daß ich einen andern Gedanken und eine andere Absicht gehabt hätte, als mich da zu verbergen, und meinen Vater und diejenigen zu fliehen, die in seinem Auftrage mich verfolgen möchten. Ich weiß nicht, wie viel Monate ich in dieser Absicht mich schon hier herum aufgehalten hatte, als ein Hirt mich als Knecht mit in ein Dorf nahm, welches tief in diesem Gebirge liegt, und diesem Hirten habe ich auch die ganze Zeit hindurch als Schäferbursche gedient und immer gesucht, im Freien zu bleiben, um diese Haare zu verbergen, die mich jetzt, so sehr, ohne daß ich daran dachte, verrathen haben. Allein alle meine Sorge und Mühe war ohne Nutzen, weil mein Herr merkte, daß ich nicht männlichen Geschlechts sey, und in ihm dieselben Begierden rege wurden, wie in meinem Diener. Wie uns nun aber das Geschick nicht immer mit seinen Mühseligkeiten auch zugleich die Mittel darbietet, ihnen zu begegnen, so fand ich auch da weder Felsenabhang, noch Höhle, wo ich den Herrn hinabstürzen konnte, wie ich es dem Diener gethan hatte; deßhalb fand ich es schicklicher, ihn zu verlassen und mich von neuem in diesen Wüsten zu verbergen, als meine Kräfte oder meine Ausflüchte gegen ihn zu versuchen. Auf's neue verbarg ich mich also und suchte ein Plätzchen, wo ich ungehindert mit Seufzern und Thränen den Himmel bitten könnte, sich meines Unglückes zu erbarmen und mit Gunst und

Hülfe mir beizustehen, daß ich demselben entgehen, oder in dieser Einsamkeit mein Leben endigen möchte, ohne daß auf Erden ein Andenken an die Unglückliche zurückbliebe, die so sehr ohne eigene Schuld Veranlassung gegeben hat, daß man sowohl in ihrem Vaterlande, als auch anderwärts Böses von ihr sagen kann."

Neuntes Kapitel.

Kunstgriff und List, wodurch man unsern verliebten Ritter der strengen Buße entzog, die er sich aufgelegt hatte.

„Dies, meine Herren," fuhr Dorothea fort, „ist die wahrhafte Geschichte meines Unglücks. Bedenket und urtheilet jetzt selbst, ob die Seufzer, die in Eure Ohren gedrungen sind, die Dinge, die Ihr gehört habt, und die Thränen, die meinen Augen entflossen sind, nicht hinreichende Ursachen haben, sich in noch größerem Ueberflusse zu zeigen? Und wenn Ihr die Art meines Mißgeschickes betrachtet, so werdet Ihr sehen, wie vergeblich der Trost bei mir seyn muß, da Hülfe hier unmöglich ist. Ich bitte Euch nur (und das müßt und könnt Ihr ohne Schwierigkeit thun), mir zu rathen: wie ich mein Leben hinbringen kann, ohne daß ich in Furcht und Bangigkeit seyn muß, daß mich die finden, die mich suchen;

denn ob ich gleich weiß, daß die unbegrenzte Liebe, die meine Eltern zu mir haben, mir einen günstigen Empfang zusichern würde, so schäme ich mich doch so sehr, anders vor ihnen zu erscheinen, als sie es glauben, daß ich es für besser halte, mich ihrem Anblick auf immer zu entziehen, als mich ihnen unter andern Umständen zu zeigen, als die sind, welche sie eigentlich von meiner Sittsamkeit zu erwarten berechtigt wären."

Sie schwieg und ihr Antlitz wurde von einer Röthe bedeckt, welche augenscheinlich von dem Gefühl und der Scham ihres Innern zeugte. Die Herzen ihrer Zuhörer wurden eben so sehr von Mitleid, als von Bewunderung über ihr Unglück ergriffen; obschon der Pfarrer sie sogleich zu trösten und ihr zu rathen wünschte, so kam ihm doch Cardenio zuvor und sprach:

„So ist es also wahr, daß Ihr die schöne Dorothea seyd, die Tochter des reichen Clenardo?"

Dorothea war verwundert, wie sie den Namen ihres Vaters nennen hörte, und das von einem Menschen von so schlechtem Aeußern (denn Cardenio's schlechte Kleidung ist schon erwähnt worden); daher sprach sie:

„Und wer seyd Ihr, mein Lieber, daß der Name meines Vaters Euch so bekannt ist? Ich habe denselben bis jetzt, wenn ich mich recht besinne, in der Erzählung meines Unglückes noch nicht genannt."

„Ich bin," antwortete Cardenio, „jener Unglückliche, von welchem, Eurer Erzählung nach, Lu-

cinda gesagt hat: er sey ihr Gatte; ich bin der beklagenswerthe Cardenio, dem die Arglist desjenigen, der auch Euch in diesen Zustand versetzte, so weit gebracht hat, wie Ihr mich seht, mit zerrissenen Kleidern, entblößt, jedes menschlichen Trostes, und, was noch schlimmer ist, meiner Vernunft beraubt; denn ich bin ihrer nur dann mächtig, wenn es dem Himmel eben einfällt, sie mir auf eine kurze Zeit zu geben. Ich, Dorothea, bin der, welcher bei Don Fernando's Ungerechtigkeit gegenwärtig war, und das Ja mit anhörte, welches Lucinda aussprach, um des Verräthers Gattin zu werden; ich bin der, welcher nicht Muth genug hatte, zu sehen, was aus Lucindens Ohnmacht folgen würde, noch welche Wirkung das Papier hervorbringen würde, welches man in ihrem Busen fand; denn mein Geist war nicht stark genug, so viel verschiedenes Unglück mit einander vereinigt zu sehen; ich verließ also in meiner Ungeduld das Haus, übergab einem Freunde einen Brief, mit der Bitte, ihn in Lucindens eigene Hände zu befördern und begab mich in diese Einsamkeit, mit dem Vorsatze, hier ein Leben zu beschließen, das ich von jenem Augenblick an wie meinen tödtlichen Feind verabscheute. Es hat aber dem Schicksal nicht gefallen, mir es zu nehmen, sondern es hat sich begnügt, mich des Verstandes zu berauben, vielleicht, damit ich das Glück haben sollte, Euch zu finden; denn wenn das, was Ihr eben erzählt habt, Wahrheit ist (und das glaube ich allerdings), so wäre es doch möglich, daß der Himmel bei allem unserm Un-

glück noch mehr Güte für uns aufbewahrt hätte, als wir denken. Vorausgesetzt, daß Lucinda sich nicht mit Don Fernando verbinden kann, weil sie mir bereits angehört, und Don Fernando eben so wenig mit ihr, weil er schon der Eurige ist; ferner vorausgesetzt, daß sie dies so bündig erklärt hat, so können wir allerdings hoffen, daß uns der Himmel unser Eigenthum zurückgeben werde, denn es besteht ja noch immer in der Wirklichkeit und ist weder verloren, noch vernichtet. Da wir nun diesen Trost haben, der aus keiner unbedeutenden Hoffnung entspringt, noch sich auf thörichte Einbildung gründet, so beschwöre ich Euch, schöne Dorothea, Eure sittsamen Gedanken zu einem andern Entschlusse umzuwandeln (so wie ich es auch thun will), und dann wollen wir ein besseres Schicksal zu hoffen beginnen. Ich schwöre Euch übrigens auf Ritter- und Christentreue, Euch nicht zu verlassen, bis ich Euch im Besitze Don Fernando's sehe, und daß ich, wenn ich ihn nicht durch Vernunftgründe zur Erkenntniß dessen bringen kann, was er Euch schuldig ist, mich sogleich meines ritterlichen Rechtes bedienen will, welches mir gestattet, ihn wegen der Euch angethanen Ungebühr zum Zweikampfe zu fordern; ob ich gleich die Beleidigungen, die er mir zugefügt hat, dabei vergessen, und meine Rache dafür dem Himmel überlassen werde, um auf Erden mich bloß mit der Eurigen zu beschäftigen."

Während Cardenio redete, hörte Dorotheens Verwunderung auf, und da sie nicht wußte, auf wel-

che Art sie ihm für seine edeln Anerbietungen danken sollte, wollte sie vor ihm niederfallen und ihm die Füße küssen; Cardenio gab es aber nicht zu, und der Licentiat antwortete für Beide. Er billigte Cardenio's vernünftige Reden, und vorzüglich rieth er ihnen, und bat und überredete sie, mit ihm nach seinem Dorfe zu kommen, wo sie alles, was ihnen etwa fehlen möchte, ersetzen könnten; von dort aus würde man auch Sorge tragen, Don Fernando'n zu suchen, Dorotheen zu ihren Eltern zu bringen, oder das zu thun, was am zweckmäßigsten seyn würde. Cardenio und Dorothea dankten ihm, und nahmen sein gütiges Anerbieten an; der Barbier, der bei der ganzen Verhandlung schweigend und aufmerksam zugehört hatte, gab nun auch sein vernünftiges Wort dazu und erbot sich mit eben so vieler Bereitwilligkeit, als der Pfarrer, zu allem, was ihnen dienen könnte, gab auch kürzlich die Ursache an, warum sie sich hier befänden, erwähnte der seltsamen Thorheit Don Quixote's und sagte, daß sie den Schildknappen desselben erwarteten, welcher fortgegangen sey, um den Ritter aufzusuchen. Cardenio entsann sich hierbei, wie im Traume, des Streites, den er mit Don Quixote gehabt hatte und erzählte den Andern davon, wußte aber die Ursache nicht anzugeben, wodurch er entstanden sey. Indem hörten sie rufen und erkannten Sancho Panza's Stimme, welcher so laut nach ihnen schrie, weil er sie nicht an der Stelle wieder gefunden hatte, wo sie zurückgeblieben waren. Sie gingen ihm entgegen, und als sie ihn nach sei=

nem Herrn fragten, sagte er ihnen: Er habe denselben halb nackend, im Hembe gefunden, mager, blaß, fast verhungert, und seufzend nach seiner Gebieterin Dulcinea; wie er ihm nun gesagt habe, sie befôhle ihm, sich von hier weg zu begeben und nach Toboso zu kommen, wo sie ihn erwartete, hätte der Ritter geantwortet: er sey entschlossen, vor ihrer Schônheit nicht eher zu erscheinen, bis er Thaten gethan hätte, die ihrer Gnade ihn würdig machten. Wenn das Ding so fortginge, meinte Sancho, so laufe sein Herr Gefahr, nicht Kaiser zu werden, wie er es doch eigentlich sollte, ja, am Ende nicht einmal Erzbischof, was doch das Wenigste sey, und daher môchten sie überlegen, wie man ihn am besten von hier wegbringen kônnte. Der Licentiat antwortete: Sancho môchte nur keine Sorge tragen, denn sie würden den Ritter, selbst gegen seinen Willen, von hier wegbringen. Hierauf erzählte er Cardenio'n und Dorotheen, was sie ausgesonnen hätten, um Don Quixoten zu helfen, oder ihn wenigstens in seine Heimath zurück zu führen, worauf Dorothea meinte, sie würde besser, als der Barbier, die Rolle des bedrängten Fräuleins spielen kônnen, vorzüglich, da sie Kleider bei sich hätte, mit denen sie es ganz natürlich machen kônnte, und sie môchten ihr nur die Sorge überlassen, sich so zu benehmen, wie es nôthig sey, um den vorgesetzten Zweck zu erreichen; denn sie hätte viele Ritterbücher gelesen und wisse recht gut, welche Sprache bedrängte Fräuleins führten, wenn sie irrende Ritter um eine Gabe ansprächen.

„Dann ist nichts weiter nöthig," sprach der Pfarrer, „als daß wir das Werk sogleich beginnen, und ohne Zweifel wird mir das Schicksal günstig seyn, da es bereits angefangen hat, Euch Andern die Pforten des Heils zu eröffnen und auch uns das erleichtert, was wir thun müssen."

Dorothea nahm sogleich aus ihrem Bündel einen vollständigen Anzug von reichem Stoff und einen schönen, grünen Mantel, so wie aus einem Kästchen ein Halsband und andere Kleinodien, welches alles sie in einem Augenblicke dergestalt anlegte, daß sie eine große, reiche Dame zu seyn schien. Alles dieses und noch mehr, hatte sie, wie sie sagte, von zu Haus mitgenommen, um es im nöthigen Falle zu benutzen, bis jetzt habe sich aber dazu noch keine Gelegenheit dargeboten. Alle waren entzückt über ihren herrlichen Anstand, ihre Zierlichkeit und Schönheit, und meinten: Don Fernando müßte wenig Einsicht haben, da er so viele Reize gering schätzte; wer sich aber am meisten verwunderte, war Sancho Panza, denn ihm schi n es (und das war auch der Fall), als wenn er in seinem ganzen Leben ein so reizendes Geschöpf nicht gesehen hätte. Er fragte daher den Pfarrer sehr eifrig: wer denn diese wunderschöne Dame sey, und was sie in dieser unbewohnten Gegend suchte?

„Diese schöne Dame, lieber Sancho," antwortete der Pfarrer, „ist (und dagegen kann Niemand etwas einwenden) in gerader Linie Erbin des großen Reiches Micomicon und sucht Deinen Herrn auf, um

eine Gabe von ihm zu begehren; er soll sie nämlich wegen eines von einem bösen Riesen ihr angethanen, großen Unrechts oder Unglimpfs rächen, und der Ruf eines tapfern Ritters, den Dein Herr in der ganzen bekannten Welt hat, führt diese Prinzessin von Guinea hierher, um ihn aufzusuchen."

„Das ist ja ein glückliches Suchen und auch ein glückliches Finden," entgegnete Sancho Panza hierauf, „vorzüglich, wenn mein Herr so glücklich ist, das Unrecht wieder recht zu machen und die Beleidigung zu rächen, indem er den verdammten Riesen umbringt, und das wird sicher geschehen, wenn er nur mit ihm zusammentrifft, und der Riese nicht etwa ein Gespenst ist; denn gegen Gespenster hat mein Herr nicht die geringste Gewalt. Aber um etwas möchte ich Euch, Herr Licentiat, doch bitten; damit nämlich mein Herr nicht etwa Lust bekommt, Erzbischof zu werden, so gebt ihm doch den Rath, daß er sich sogleich mit dieser Prinzessin verheirathe, denn alsdann wird es ihm doch unmöglich gemacht, die erzbischöfliche Weihe zu empfangen, er gelangt leicht zur Regierung, und ich zur Erfüllung meiner Wünsche. Ich habe mir die Sache gut überlegt und sehe ein, daß ich meine Rechnung nicht dabei finden könnte, wenn mein Herr Erzbischof würde, denn ich bin für die Kirche untauglich, da ich verheirathet bin; und wenn ich da erst um Dispensation nachsuchen sollte, um Kircheneinkünfte beziehen zu können, weil ich Frau und Kinder habe, so würde dadurch die Sache nur weitläuftig werden. Daher ist es die

Hauptsache, Herr Licentiat, daß mein Herr sich sogleich mit dieser Dame verheirathet, deren eigentlichen Titel ich noch nicht weiß, und sie auch nicht bei ihrem Namen nennen kann.“

„Sie heißt,“ antwortete der Pfarrer, „Prinzessin Micomicona, denn weil ihr Reich Micomicon heißt, so ist es natürlich, daß sie sich nach demselben nennt.“

„Daran ist kein Zweifel,“ sprach Sancho, „und ich weiß Viele, welche Geschlechtsbenennung und Titel von dem Orte annahmen, wo sie geboren wurden, wie z. B. Pedro von Alcala, Juan von Ubeda, und Diego von Valladolid; eben so mag es wohl auch in Guinea seyn, daß die Königinnen die Namen ihrer Länder führen.“

„So ist es,“ sagte der Pfarrer, „und was die Verheirathung Deines Herrn betrifft, so will ich dabei mein Möglichstes thun.“

Sancho begnügte sich damit eben so sehr, als der Pfarrer sowohl seine Einfalt bewunderte, als auch den Umstand, daß er seine Einbildung mit denselben Thorheiten überladen sah, wie die seines Herrn waren; denn bei ihm war es keinem Zweifel mehr unterworfen, das Don Quixote Kaiser werden würde. Dorothea hatte sich bereits auf das Maulthier des Pfarrers gesetzt, und der Barbier hatte den Ochsenschwanz in seinem Gesicht befestigt; sie sagten zu Sancho, er sollte sie dahin führen, wo Don Quixote wäre, und prägten ihm noch ein, er möchte ja nicht sagen, daß er den Pfarrer oder den Barbier kennte,

denn wenn sein Herr Kaiser werden sollte, so käme Alles darauf an, daß sie ihm unbekannt zu seyn schienen. Der Pfarrer und Cardenio wollten übrigens auch gar nicht mitgehen; der Letztere, damit sich Don Quixote des mit ihm gehabten Streites nicht erinnern möchte, und der Pfarrer, weil seine Gegenwart für jetzt nicht nöthig war. Sie ließen also jene vorwärts reiten und folgten ihnen langsam zu Fuße nach. Der Pfarrer unterließ nicht, Dorothea von dem, was sie zu thun hätte, zu benachrichtigen, worauf sie aber sagte: Sie möchten nur unbekümmert seyn, denn sie würde gewiß alles so machen, wie es die Ritterbücher verlangten und schilderten. — Sie mochten ungefähr drei Viertelstunden zurückgelegt haben, als sie zwischen einigen Felsenstücken Don Quixote'n entdeckten, der schon angekleidet, aber noch nicht gewaffnet war. Wie ihn Dorothea sah und von Sancho hörte, daß es Don Quixote sey, gab sie ihrem Zelter die Peitsche und der großbärtige Barbier folgte ihr nach. Wie sie den Ritter erreicht hatten, sprang der Stallmeister von seinem Thiere, nahm in seinen Armen Dorotheen auf, welche mit großer Gewandtheit abstieg, vor dem Ritter die Knie beugte, und ihn, ob er sich gleich bemühte, sie aufzuheben, in ihrer demüthigen Stellung verharrend, folgendermaßen anredete:

„Von dieser Stelle, o tapferer, starker Ritter, werde ich mich nicht erheben, bis Eure Güte und Huld mir eine Gabe gewähret, welche Euch selbst zu Ruhm und Preis, der trostlosesten, bedrängtesten

Jungfrau aber, welche je die Sonne beschienen hat; zum Vortheil gereichen wird; und wenn die Tapferkeit Eures starken Armes der Stimme Eures unsterblichen Rufes entspricht, so seyd Ihr verbunden, die Unglückliche zu unterstützen; welche, angezogen durch Euren berühmten Namen, aus so fernen Landen kommt, um Euch aufzusuchen und in Euch einen Schutz in ihrem Unglücke zu finden."

„Ich werde Euch kein Wort erwiedern, reizende Dame," antwortete Don Quixote, „noch weiter etwas von Euern Angelegenheiten anhören, bis Ihr Euch von der Erde emporhebt."

„Ich werde nicht aufstehen, Herr Ritter," sprach die betrübte Jungfrau, „bevor Eure zierliche Rittersitte mir die Gabe gewährt hat, um welche ich flehe."

„Ich gewähre und bewillige sie Euch, in so fern diese Bewilligung nicht meinem Könige, meinem Vaterlande, oder derjenigen zum Nachtheile gereicht, in deren Händen sich die Schlüssel meines Herzens und meiner Freiheit befinden."

„Es wird denenjenigen," sprach das betrübte Fräulein, „von welchen Ihr redet, weder zum Schaden, noch zum Schimpf seyn."

Zu gleicher Zeit näherte sich Sancho Panza dem Ohre seines Herrn und sprach ganz leise zu ihm:

„Euer Gnaden kann der Dame recht gut die Gabe gewähren, um welche sie bittet, denn es ist von weiter nichts die Rede, als daß Ihr einem ungeheuern Riesen das Lebenslicht ausblasen sollt, und

die, welche Euch darum bittet, ist die durchlauchtige Prinzessin Micomicona, Beherrscherin des großen Reiches Micomicon in Aethiopien.“

„Sie sey, wer sie wolle,“ antwortete Don Quixote, „so werde ich das thun, was ich zu thun schuldig bin, und was mir mein Gewissen, meinem Amte gemäß, befiehlt.“ Hierauf wendete er sich zu der Dame und sprach; „Erhebt nun Eure unvergleichliche Schönheit von der Erde, denn ich gewähre Euch die Gabe, um die Ihr bitten werdet.“

„Was ich bitte,“ sprach das Fräulein, „ist, daß Ihr, großmüthiger Ritter, sogleich mit mir, wohin ich Euch führe, ziehen und mir versprechen möget, Euch in kein anderes Abentheuer, in keine Unternehmung einzulassen, ehe Ihr mich gerächt habt an einem Verräther, der gegen alles göttliche und menschliche Recht mein Reich mir gewaltsam entrissen hat.“

„Ich sage Euch, daß Eure Bitte gewährt ist, und deßhalb, hohe Dame, könnet Ihr von diesem Augenblick an die Niedergeschlagenheit verbannen, welche Euch befängt, und Euch bemühen, Eurer geschwächten Hoffnung wieder Muth und Kraft zu geben; denn mit Gottes und meines Armes Hülfe, sollt Ihr Euch schnell in den Besitz Eures Reiches und auf den Thron Eures alten, mächtigen Staates gesetzt sehen, zum Spott und Hohn der Feigen, welche dem widerstreben sollten. Also Hand an das Werk, denn im Zögern, sagt man, liegt Gefahr.“

Die bedrängte Jungfrau suchte angelegentlichst

dem Ritter die Hand zu küssen, allein Don Quixote, der in allen Stücken ein verbindlicher, fein gesitteter Ritter war, gab das durchaus nicht zu; im Gegentheile hob er sie auf, umarmte sie mit Anstand und Zierlichkeit und befahl seinem Knappen, den Sattelgurt des Rocinante zu untersuchen, ihn aber sogleich vollständig zu waffnen. Sancho holte die Waffen, die wie eine Trophäe an einem Baume aufgehängt waren, untersuchte den Sattelgurt und waffnete schnell seinen Herrn, welcher Letztere, nachdem dies geschehen war, sprach:

„So wollen wir denn unter Gottes Geleite diesen Ort verlassen, um diese große Dame zu beschützen.“

Der Barbier lag noch auf den Knien und gab sich große Mühe, das Lachen zu verbergen und den Bart nicht fallen zu lassen; denn wenn das geschehen wäre, so wäre auch vielleicht die gute Absicht, welche sie Alle hatten, unerreicht geblieben. Wie er nun sah, daß die Gabe schon gewährt war, und Don Quixote sich in Eile fertig machte, die Bitte zu erfüllen, stand er auf, ergriff die andere Hand seiner Gebieterin, und Beide hoben sie auf ihr Maulthier. Alsbald bestieg Don Quixote seinen Rocinante, und der Barbier nahm Platz auf seinem Thiere; Sancho blieb zu Fuß, wodurch ihm der Verlust und Mangel seines Esels auf's neue in's Gedächtniß kam. Er trug indeß Alles mit Vergnügen, denn er glaubte, sein Herr sey auf dem Wege und nahe daran, Kaiser zu werden, weil er ohne

Zweifel sich mit dieser Prinzessin verheirathen und alsdann zum wenigsten König von Micomicon seyn würde. Nur das machte ihm Sorge, daß jenes Reich im Lande der Schwarzen läge, und also auch alle die Menschen, die man ihm als Unterthanen geben würde, Schwarze seyn müßten; indeß fand er auch dafür in seiner Einbildung bald ein gutes Mittel, und sagte zu sich selbst:

„Was brauche ich mich denn darum zu kümmern, ob meine Unterthanen Schwarze sind? Ich darf sie ja nur aufladen und nach Spanien bringen, wo ich sie verkaufen kann und wo man sie mir baar bezahlen wird; mit dem daraus gelösten Gelde kann ich mir irgend einen Titel kaufen, oder ein Amt, worin ich meine ganze Lebenszeit ruhig vollbringen kann. Freilich darf ich aber die Zeit nicht verträumen, sondern ich muß Geist und Geschicklichkeit haben, die Sache ordentlich anzugreifen, und dann werde ich auch dreißigtausend, oder zehntausend Unterthanen leichtlich verkaufen können; und wahrlich, verkauft sollen sie werden, Große und Kleine, wie es gehen will, und wenn sie auch noch so schwarz wären, so will ich sie doch in Weiße und Gelbe verwandeln. Wenn ich sie nur schon hätte, denn mich lüstet gewaltig nach ihnen!“

Unter solchen Selbstgesprächen wanderte er so eifrig und vergnügt dahin, daß er das Beschwerliche des Fußgehens ganz vergaß. Cardenio und der Pfarrer beobachteten hinter einigen Klippen alles, was vorging, und wußten nicht, wie sie es anfangen

sollten, mit den Andern zusammenzutreffen; der Pfarrer aber, der ein erfinderischer Kopf war, machte bald ein Mittel ausfindig, ihren Wunsch zu erreichen. Er schnitt nämlich mit einer Scheere, die er in einem Futteral bei sich hatte, dem Cardenio schnell den Bart ab, zog ihm einen kurzen grauen Rock an, den er trug und gab ihm einen schwarzen Mantel um; er selbst behielt nur die Beinkleider und das Wamms; Cardenio aber war so sehr verändert, daß er sich selbst nicht würde erkannt haben, wenn er sich in einem Spiegel gesehen hätte. Als dies geschehen war, kamen sie doch noch eher, als die Andern (obgleich diese während der Umkleidung ihren Weg fortgesetzt hatten) auf die Landstraße, weil die Schlüfte und unwegsamen Stellen dieser Gegenden den Reitenden nicht so viel Eile gestatteten, als denen, welche zu Fuß gingen. Sie kamen auch wirklich in die Ebene am Eingange des Gebirges, und wie Don Quixote mit seinen Begleitern herausritt, fing der Pfarrer an, ihn lange zu betrachten, und seine Gebehrden zeigten, daß er ihn zu erkennen glaube; wie er ihn nun eine gute Weile so angesehen hatte, eilte er mit offenen Armen auf ihn zu und sprach mit lauter Stimme:

„Gegrüßt sey mir der Spiegel der Ritterschaft, mein würdiger Landsmann, Don Quixote von la Mancha, die Blume, das Haupt der Zierlichkeit, der Schutz und die Hülfe der Bedrängten, die Quintessenz der fahrenden Ritter!“

Indem er dies sagte, hielt er das linke Knie

des Ritters umfaßt, welcher, erstaunt über das, was er von diesem Manne hörte und sah, denselben mit Aufmerksamkeit betrachtete, ihn endlich erkannte und nun noch mehr erstaunte, ihn zu sehen. Er wollte durchaus vom Pferde steigen, allein der Pfarrer gab es nicht zu, worauf Don Quixote sagte;

„Laßt mich, ehrwürdiger Herr Licentiat; es schickt sich nicht, daß ich zu Pferde sitze, während ein so würdiger Mann, wie Ihr, zu Fuße geht.“

„Darein werde ich auf keine Art willigen,“ sprach der Pfarrer; „bleibe Eure Hoheit zu Pferde, denn zu Pferde führt Ihr die größten Thaten und Abentheuer aus, die man in unserm Zeitalter nur gesehen hat; für mich unwürdigen Diener der Kirche wird es genug seyn, wenn ich mich bei einem von diesen Herren, die mit Euch reisen, hinten auf das Maulthier setze, wenn es denselben nicht zuwider ist, und dabei werde ich immer noch auf dem Pegasus zu sitzen glauben, oder auf dem Zebra oder Schlachtrosse, welches der berühmte Mohr Muzaraque ritt, der noch heutiges Tages bezaubert liegt auf dem hohen Bergrücken Zulema, nicht weit von Groß-Complutо.“

„Hieran hatte ich nicht gedacht, Herr Licentiat! Ich bin überzeugt, daß die Prinzessin hier, meine Gebieterin, mir zu Gefallen geneigt seyn wird, ihrem Stallmeister zu befehlen, daß er Euch den Sattel seines Maulthieres einräume, er selbst aber hinten aufsitze, wenn das Thier es duldet.“

„Ich glaube schon, daß es gehen wird,“ sprach

die Prinzessin, „und weiß auch recht gut, daß ich es meinem Herrn Stallmeister nicht werde zu befehlen brauchen, denn er ist viel zu höflich und fein gesittet, um zuzugeben, daß ein geistlicher Herr zu Fuß ginge, während er ritte."

„Allerdings," sprach der Barbier, stieg augenblicklich ab, und bot dem Pfarrer den Sattel an, der ihn auch einnahm, ohne sich lange bitten zu lassen; das Böse bei der Sache aber war, daß der Maulesel (der ein gemiethetes Thier und also, was genug gesagt ist, so schlecht als möglich war), wie der Barbier nun hinten aufsteigen wollte, das Hintertheil ein wenig erhob und zweimal ausschlug, daß Meister Nicolas, wenn er ihn eben sowohl an den Kopf, als auf die Brust getroffen hätte, das Aufsuchen Don Quixote's gewiß würde zum Teufel gewünscht haben. Bei dem Allem begrüßten ihn die Hufe des Maulthieres dermaßen, daß er zur Erde fiel und so wenig auf seinen Bart achtete, daß er denselben verloren und unter solchen Umständen kein anderes Mittel wußte, als sich das Gesicht mit beiden Händen zu bedecken und vorzugeben, die Zähne wären ihm ausgeschlagen. Wie Don Quixote den ganzen Bart, ohne Kinnladen und Blut fern vom Gesicht des gefallenen Stallmeisters sah, rief er:

„Das ist, bei Gott! ein großes Wunder! Der Bart ist so glatt und spurlos von seinem Gesicht gerissen, als wenn er ihm sorgfältig wäre abgenommen worden."

Der Pfarrer, welcher sah, in welcher Gefahr

sein Plan stand, entdeckt zu werden, lief schnell nach dem Barte, dann zu Meister Nicolas, der noch immer dalag und unaufhörlich schrie. Der Pfarrer legte den Kopf des Preßhaften an seine Brust, befestigte den Bart wieder und murmelte dabei einige Worte, welche er für eine, zum Anheilen abgefallener Bärte geeignete Beschwörung ausgab, deren Wirkung man sogleich sehen würde. — Als er den Bart befestigt hatte, entfernte er sich, und der Stallmeister war wieder so bärtig und gesund, wie vorher, was Don Quixote über die Maßen bewunderte und den Pfarrer bat, er möchte ihn gelegentlich diese Beschwörung lehren, indem er glaubte, daß die Kraft derselben sich noch weiter erstrecken müsse, als Bärte anzuheilen; denn es spränge ja in's Auge, daß, wenn ein Bart weggeschlagen würde, auch Haut und Fleisch übel müßten zugerichtet seyn, und, da alles dies durch solche Beschwörung geheilt würde, dieselbe auch für andere Dinge, als für Bärte, brauchbar seyn müsse. Der Pfarrer bejahte das und versprach, ihn die Sache bei nächster Gelegenheit zu lehren.

Man kam nun überein, daß der Pfarrer für jetzt aufsteigen und mit den beiden Andern Streckenweise abwechseln sollte, bis sie das Wirthshaus erreichen würden, welches noch etwa zwei Stunden entfernt war.

Wie nun die ganze Gesellschaft im Gange war, drei Personen reitend, nämlich Don Quixote, die Prinzessin und der Pfarrer, und drei Personen zu

Füße, nämlich Cardenio, der Barbier und Sancho Panza, sprach Don Quixote zu dem Fräulein:

„Eure Hoheit, gebietende Dame, führe mich nun, wohin es derselben belieben wird;“ ehe aber die Prinzessin antwortete, sprach der Licentiat:

„Nach welchem Reiche wünscht Eure Herrlichkeit zu gehen? Vielleicht nach dem Micomiconischen? Das ist wohl der Fall, oder ich müßte wenig von den Reichen verstehen.“

Dorothea, welche Alles schnell verstand, begriff auch, daß sie dies bejahen mußte und sprach daher:

„Ja, ehrwürdiger Herr, nach diesem Reiche geht mein Weg.“

„Wenn das der Fall ist,“ sprach der Pfarrer, „so müßt Ihr durch mein Dorf; von dort aus könnt Ihr den Weg nach Carthagena nehmen, wo Ihr Euch zu rechter Zeit einschiffen mögt, und wenn Ihr günstigen Wind und ruhiges, sturmloses Meer habt, so könnt Ihr in etwas weniger, als neun Jahren am Pissersee seyn, der auch der Pisser heißt, und nicht viel über hundert Tagereisen diesseits von Eurer Hoheit Reiche liegt.“

„Euer Ehrwürden irrt,“ sprach die Dame, „denn es sind noch nicht zwei Jahre, daß ich abgereist bin, habe niemals günstige Witterung gehabt, und bin doch dahin gekommen, wohin ich so sehr verlangte, nämlich in die Nähe des Herrn Don Quixote von la Mancha, dessen Ruf mir entgegen kam, so wie ich Spanien betrat. Hierdurch wurde ich veranlaßt, ihn aufzusuchen, um seiner Güte mich

zu empfehlen und meine Gerechtsame der Tapferkeit seines unbesiegbaren Armes anzuvertrauen."

„Nicht weiter," sprach hier Don Quixote zur gelegenen Zeit; „setzet das Lob meiner Verdienste bei Seite, denn ich bin ein Feind jeder Art von Schmeichelei, und wenn auch dieses keine Schmeichelei ist, so beleidigen doch solche Reden meine empfindlichen Ohren. Das weiß ich aber, meine hohe Herrin (ich mag nun Tapferkeit haben, oder nicht), daß ich diejenige, die ich habe, zu Eurem Dienste anwenden will, und sollte ich dabei mein Leben verlieren. Ich will also dies bei Seite setzen und den Herrn Licentiaten bitten, daß er mir sage, aus welcher Ursache er so allein, ohne Diener und so leicht gekleidet, daß ich mich darüber verwundern muß, in diese Gegend gekommen ist."

„Darauf," sprach der Pfarrer, „will ich sehr kurz antworten; denn Ihr müßt wissen, Herr Don Quixote, daß ich und Meister Nicolas, unser Freund und Barbier, in Sevilla gewesen sind, um dort Geld zu heben, welches einer meiner Verwandten, der vor mehrern Jahren nach Indien gegangen ist, mir geschickt hatte, und zwar nicht wenig, denn es war mehr, als sechzigtausend vollwichtige Pesos, und das ist keine Kleinigkeit. Als wir nun gestern diese Gegend hier durchreisten, überfielen uns vier Straßenräuber, und plünderten uns rein aus, und zwar so, daß der Barbier selbst einen falschen Bart tragen muß; auch diesem jungen Menschen da (er zeigte auf Cardenio) haben sie Alles abgenommen, und das Schöne

bei der Sache ist, daß, wie man allgemein in der ganzen Gegend hier herum sagt, diejenigen, die uns angefallen haben, Galeerensklaven sind, welche ein Mann befreit hat, der so tapfer gewesen ist, daß er sie, trotz des Commissairs und der übrigen Wächter, Alle losgemacht hat. Der muß ohne allen Zweifel entweder wahnsinnig seyn, oder ein eben so großer Spitzbube, wie sie, oder ein Mensch ohne Herz und Gewissen, weil er den Wolf unter die Schafe, den Fuchs unter die Hühner, und die Fliegen zum Honige gelassen hat. Er hat die Gerechtigkeit hintergangen, und sich gegen den König, seinen natürlichen Herrn, aufgelehnt, indem er dessen gerechte Befehle vernichtete. Er hat die Galeeren ihrer bewegenden Kraft beraubt, und die heilige Hermandad, die so viele Jahre hindurch geruht hat, in Unruhe gesetzt; kurz, er hat eine That ausgeübt, wobei seine Seele verloren geht, und sein Körper nichts gewinnt."

Sancho hatte nämlich dem Pfarrer und dem Barbier das Abentheuer mit den Ruderknechten erzählt, welches sein Herr so rühmlich bestanden hatte, und der Pfarrer redete in strafendem Tone davon, um zu sehen, was Don Quixote darauf thun, oder sagen würde, der bei jedem Worte die Farbe wechselte und es nicht zu gestehen wagte, daß er der Befreier dieser guten Leute gewesen sey.

„Diese nun," fuhr der Pfarrer fort, „haben uns beraubt, und Gott möge nach seiner Gerechtig-

keit demjenigen verzeihen, der sie der verdienten Strafe entzogen hat.

Zehntes Kapitel.

Klugheit der schönen Dorothea, nebst andern angenehmen und Zeit verkürzenden Dingen.

Der Pfarrer hatte noch nicht recht aufgehört zu reden, als Sancho sprach:

„Meiner Treu, Herr Licentiat, der diese That vollbrachte, war mein Herr, und nicht etwa, weil ich es ihm nicht voraus gesagt und ihn gebeten hätte, zuzusehn, was er thäte, und daß es eine Sünde wäre, Ihnen die Freiheit zu geben, weil sie Alle wegen verübter, großer Spitzbübereien diesen Weg gehen müßten.“

„Bengel,“ unterbrach ihn hier Don Quixote, „irrenden Rittern ziemt es nicht und ist nicht ihre Sache, ob die Bedrängten, Gefesselten und Unterdrückten, die ihnen auf der Straße begegnen, für ihre Verbrechen, oder für ihre Verdienste solche Straße wandern, oder sich in solchem betrübten Zustande befinden; es kommt ihnen bloß zu, denselben, als Bedrängten, zu helfen, und dabei ihre Leiden, und nicht ihre Schuld zu berücksichtigen. Ich fand eine Anzahl betrübter, unglücklicher Leute und that

mit ihnen, wie meine Religion mir gebietet; das Uebrige hängt nicht von mir ab. Und wem das nicht Recht scheint — die heilige Würde des Herrn Licentiaten ausgenommen und seine ehrwürdige Person — der versteht, behaupte ich, wenig vom Ritterwesen und lügt, wie ein schlechter, gemeiner Mensch, das will ich ihm mit meinem Schwerte beweisen, wo es ihm beliebt!“

Bei diesen Worten stellte er sich fest in den Bügeln, und drückte sich die Sturmhaube auf den Kopf (denn das Barbierbecken, welches nach seiner Meinung Mambrins Helm war, hatte er an den Sattelknopf gehängt, bis er es würde von der übeln Behandlung der Ruderknechte wieder hergestellt haben). Dorothea, die geistreich und heitern Gemüthes war, Don Quixote's Verrücktheit schon kannte und auch wußte, daß Alle, Sancho Panza ausgenommen, ihren Scherz mit ihm trieben, wollte dabei nicht zurück bleiben, und als sie ihn so zornig sah, sprach sie:

„Herr Ritter, erinnert Euch der Gabe, die Ihr mir gewährt habt, und bedenkt, daß Ihr zufolge derselben kein anderes Abentheuer unternehmen dürft, es möge so dringend seyn, als es wolle. Beruhigt Euch übrigens; denn wenn der Herr Licentiat gewußt hätte, daß die Ruderknechte durch diesen, noch unbesiegten Arm wären befreit worden, so hätte er sich gewiß lieber den Mund zugehalten, und selbst sich in die Zunge gebissen, als ein einziges Wort gesagt, was Euer Gnaden Zorn reizen könnte.“

„Das schwöre ich," sprach der Pfarrer; „ja, ich würde mir eher den Knebelbart ausgerissen haben."

„Ich werde schweigen, meine Gebieterin," sprach Don Quixote, „ich werde den gerechten Zorn unterdrücken, der in meiner Brust schon erwacht war, und so lange ruhig und friedlich seyn, bis ich das Euch gegebene Versprechen gelöset habe; indeß bitte ich Euch, daß Ihr zum Lohn für meinen guten Willen, uns, so es Euch nicht beschwerlich fällt, sagt: welches Euer Kummer sey, und wie viel, und welcher Art die Personen sind, an denen ich für Euch schuldige Genugthuung und vollkommene Rache zu nehmen habe?"

„Das will ich sehr gern thun," entgegnete Dorothea, „wenn es Euch nicht zur Last fällt, Klagen und unglückliche Ereignisse zu hören."

„Es wird uns keinesweges zur Last fallen," sprach Don Quixote.

„Nun, wenn es so ist," entgegnete Dorothea, so hört mir aufmerksam zu."

Kaum hatte sie dies gesagt, so drängten sich Cardenio und der Barbier an ihre Seite, um zu hören, auf welche Art die geistreiche Dorothea ihre Geschichte erdenken würde; dasselbe that Sancho, der von ihr eben so getäuscht wurde, wie sein Herr. Sie setzte sich nun im Sattel zurecht, bereitete sich durch Husten und andere Bewegungen vor, und begann mit sehr vieler Zierlichkeit auf folgende Art:

„Zuerst, meine Herren, vernehmt meinen Namen; ich heiße . . . .“

Sie hielt ein wenig inne, denn sie hatte den Namen vergessen, den der Pfarrer ihr beigelegt hatte; dieser, welcher merkte, wo es ihr fehlte, half indeß nach und sprach:

„Es ist kein Wunder, gnädigstes Fräulein, wenn Ihr bei der Erzählung Eurer unglücklichen Schicksale Euch verwirrt, und in Verlegenheit gerathet, denn das Unglück pflegt öfters der Art zu seyn, daß es dem, den es heimsucht, das Gedächtniß raubt, so daß dergleichen Bedrängte sich zuweilen selbst ihrer Namen nicht erinnern; denn auf diese Art hat Eure Herrlichkeit auch vergessen, daß Ihr die Prinzessin Micomicona seyd, die rechtmäßige Erbin des großen Reiches Micomicon, und mit dieser kleinen Nachweisung wird Eure Hoheit leichtlich alles, was Ihr zu erzählen wünscht, in Euer betrübtes Gedächtniß zurückrufen können.“

„Ganz recht,“ antwortete das Fräulein, „und von jetzt an wird es nicht im geringsten mehr nöthig seyn, mir nachzuhelfen, indem ich mit meiner wahrhaften Geschichte glücklich zu Ende zu kommen hoffe. Der König also, mein Vater, welcher Tinacrio der Weise hieß, war sehr erfahren in der Kunst, welche man die Magie nennt, und erfuhr durch dieselbe, daß meine Mutter, die Königin Xaramilla, eher als er sterben, er selbst aber kurz darauf dieses Leben ebenfalls verlassen, und ich als vater- und mutterlose Waise zurückbleiben würde; doch meinte er: dies

machte ihm nicht so vielen Kummer, als die Gewißheit, die er hätte, daß ein ungeschlachter Riese, Beherrscher einer großen Insel, die fast an unser Reich gränzt (er heißt Pandafilando mit dem düstern Gesicht, weil er, ob seine Augen gleich gesund sind und am rechten Orte stehen, doch immer von der Seite blickt, als ob er schielte, und das bloß aus Bosheit und um denen, die ihn sehen, Furcht und Schrecken einzujagen), daß dieser Riese, sage ich, wann er erfahren würde, daß ich verwaist sey, mit großer Macht in mein Reich einfallen und mir es entreißen würde, ohne mir auch nur ein kleines Dörfchen zu meiner Ruhestätte zu lassen; doch könnte ich diesem unglücklichen Sturze ausweichen, wenn ich mich entschlösse, den Riesen zu heirathen. Indeß glaubte mein Vater auch voraussetzen zu können, daß ich niemals in eine so ungleiche Verbindung willigen würde, woran er auch sehr Recht hatte; denn es ist mir nie in den Sinn gekommen, weder diesen Riesen zu heirathen, noch irgend einen Andern, er möchte auch noch so groß und unbändig seyn. Mein Vater sagte mir ferner: Wenn er todt seyn würde, und ich sähe, daß Pandafilando anfinge, in mein Reich einzufallen, so sollte ich nicht warten und mich vertheidigen, denn das würde mein Untergang seyn, sondern ich sollte ihm frei und ohne Widerstand mein Reich überlassen, wenn ich den Tod und das vollkommene Verderben meiner guten und getreuen Unterthanen vermeiden wollte, denn es würde nicht möglich seyn, mich gegen die teuflischen Kräfte des Riesen zu vertheidigen; ich

sollte mich aber sogleich mit einigen Leuten meines Gefolges auf den Weg nach Spanien machen, wo ich Hülfe gegen mein Unglück in der Person eines fahrenden Ritters finden sollte, dessen Ruhm sich alsdann schon durch dieses ganze Reich verbreiten, und der, wenn ich mich recht entsinne, Don Azote oder Don Gigote heißen würde."

„Don Quixote," sprach Sancho Panza, „Don Quixote wird er gesagt haben, gnädigste Prinzessin, oder mit einem andern Namen, der Ritter von der traurigen Gestalt."

„Ganz recht," sprach Dorothea; „auch sagte mein Vater: dieser Ritter sey groß von Gestalt, hager von Gesicht, und müsse, auf der rechten Seite, unter der linken Schulter, oder in der Gegend, ein braunes Muttermal mit borstigen Haaren haben."

Wie Don Quixote dies hörte, sprach er zu seinem Schildknappen:

„Komm, Freund Sancho, und hilf mich auskleiden, denn ich will sehen, ob ich der Ritter bin, von dem der weise König prophezeiht hat?"

„Warum will sich Euer Gnaden entkleiden?" fragte Dorothea.

„Um zu sehen," antwortete Don Quixote, „ob ich das Muttermal habe, dessen Euer Vater erwähnt hat."

„Es ist gar nicht nöthig," sprach Sancho, „daß Ihr Euch auszieht, denn ich weiß, daß Euer Gnaden ein Muttermal dieser Art mitten auf dem Rükken hat."

„Das ist schon genug," sprach Dorothea, „denn bei Freunden muß nicht jede Kleinigkeit berücksichtigt werden, und es kommt wenig darauf an, ob das Mal auf der Schulter ist, oder auf dem Rücken; genug, daß es da ist, mag es sich nun befinden wo es wolle, denn es ist ja überall dasselbe Fleisch; mein guter Vater hat ohne Zweifel Alles richtig getroffen, und auch ich habe nicht gefehlt, indem ich mich dem Herrn Don Quixote empfohlen habe, denn er ist derselbe, den mein Vater meinte, weil die Kennzeichen des Gesichts mit denen des guten Rufes übereinstimmen, den der Ritter nicht allein in Spanien hat, sondern auch in ganz Mancha. Hatte ich mich doch kaum zu Ossuna ausgeschifft, als ich auch so viel von seinen Thaten hörte, daß ich sogleich in meinem Herzen überzeugt war, er sey derselbe, den ich suchte."

„Wie mögt Ihr aber," fragte Don Quixote, „zu Ossuna an's Land gegangen seyn, da es doch kein Hafen ist?"

Ehe aber Dorothea antworten konnte, fiel der Pfarrer ein:

„Die gnädigste Prinzessin hat wahrscheinlich sagen wollen, daß, nachdem sie zu Malaga gelandet sey, Ossuna der erste Ort gewesen wäre, wo sie von Euer Gnaden habe reden hören."

„Das habe ich allerdings sagen wollen," sprach Dorothea.

„Das war ja auch ganz natürlich," sprach der Pfarrer; „Eure Hoheit fahre doch nun aber fort."

„Ich habe nichts weiter zu erzählen, als daß ich endlich durch mein günstiges Schicksal so glücklich geworden bin, den Herrn Don Quixote zu finden, und daß ich mich bereits wieder als Königin und Beherrscherin meines ganzen Reiches betrachte; denn seine Höflichkeit und Großmuth hat mir die Gabe gewährt, mit mir zu kommen, wohin ich ihn führen werde, und das soll nirgends anders hin seyn, als zum Pandasilando mit dem düstern Gesicht, damit er denselben umbringe und mir das wieder verschaffe, was der Verräther mir so unrechtmäßiger Weise entrissen hat. Und dies alles wird sich ganz wörtlich so zutragen, denn so hat es der weise Tinacrio, mein guter Vater, geweissagt, welcher mir auch gesagt, und es in chaldäischer oder griechischer Schrift (ich kann sie nicht lesen) niedergeschrieben hat, daß, wenn dieser vorher verkündete Ritter, nachdem er den Riesen würde enthauptet haben, mich zu heirathen wünschte, ich mich ihm sogleich als rechtmäßige Gemahlin verloben, und ihm die Herrschaft über mein Reich und über mich selbst einräumen sollte.“

„Was meinst Du, Freund Sancho?“ sprach hier der Ritter; „hörst Du wohl, was vorgeht? Habe ich es Dir nicht gesagt? Sieh, da giebt es ja schon ein Reich zu beherrschen und eine Königin zu heirathen.“

„Und wahrlich,“ rief Sancho, „ein Schandbube, der sich nicht trauen läßt, sobald er dem Herrn Pandahilado den Garaus gemacht hat; denn wenn die Königin nicht wunderschön ist, so mögen alle Flöhe

in meinem Bette sich in eine solche Häßlichkeit verwandeln."

Während er das sagte, machte er Luftsprünge zum Zeichen seiner höchsten Zufriedenheit; sodann fiel er Dorotheens Maulthier in die Zügel, hielt es an, fiel vor der Prinzessin auf die Knie und bat sie, ihm die Hände zum Küssen zu geben, zum Zeichen, daß er sie für seine Königin und Gebieterin ansehe.

Wer von den Umstehenden hätte nicht lachen müssen beim Anblicke der Verrücktheit des Herrn und der Einfalt des Dieners? Dorothea reichte ihm indeß wirklich die Hand, und versprach ihm, ihn zu einem großen Herrn in ihrem Reiche zu machen, sobald es der Himmel so glücklich fügen würde, daß sie sich des ruhigen Besitzes desselben wieder freuen könnte. Sancho dankte ihr in solchen Worten, daß das Gelächter aller Uebrigen sich erneuete.

„Dies, meine Herren," fuhr Dorothea fort, „ist meine Geschichte; es bleibt mir nur noch übrig, Euch zu sagen, daß mir von dem ganzen Gefolge, welches ich aus meinem Königreiche mit mir genommen habe, nur dieser treue, bärtige Stallmeister geblieben ist, weil die Uebrigen alle bei einem furchtbaren Sturme ertranken, der uns im Angesichte des Hafens überfiel; wir Beiden kamen, wie durch ein Wunderwerk, auf zwei Brettern an's Land, und so ist mein ganzer Lebenslauf voller Wunder und Geheimnisse, wie Ihr werdet bemerkt haben, und sollte ich in einigen Dingen übertrieben, oder nicht so wahr erzählt haben, wie ich gesollt hätte, so suchet die

Ursache davon in dem Grunde, den der Herr Licentiat im Anfange meiner Erzählung angegeben hat, daß nämlich ununterbrochene und außerordentliche Mühseligkeiten demjenigen, der sie ertragen muß, das Gedächtniß rauben."

Das meinige," sprach Don Quixote, „soll mir nicht geraubt werden, hohe, preiswürdige Dame, so viele Mühseligkeiten mir in Eurem Dienste auch bevorstehen, und so groß und unerhört sie auch seyn mögen; daher bestätige ich auf's neue die Gabe, die ich Euch versprochen habe, und schwöre: mit Euch bis an's Ende der Welt zu ziehen, bis ich Eurem übermüthigen Feinde gegenüber stehe, dem ich, mit Gottes und meines Armes Hülfe, sein stolzes Haupt abhauen werde, und zwar mit der Schärfe dieses Schwertes, welches ich kein gutes zu nennen wage, weil der Gines von Passamonte mir das meinige genommen hat."

Das Letzte murmelte er zwischen den Zähnen und fuhr dann fort:

„Und wenn jenes Haupt gefallen ist und ich Euch zum friedlichen Besitz Eurer Staaten gebracht habe, so soll es Eurem Ermessen überlassen bleiben, über Eure hohe Person zu verfügen, wie es Euch am besten dünken wird; denn da mein Gedächtniß eingenommen, mein Wille gefesselt und mein Verstand verloren ist um jene . . . . . ich sage nichts weiter, aber es ist nicht möglich, daß auch nur ein einziger meiner Gedanken darauf abzwecken könnte, mich zu verheirathen, und wäre es mit dem Vogel Phönix."

Dem Sancho waren die letzten Worte seines Herrn, daß derselbe sich nicht verheirathen wollte, so zuwider, daß er heftig erzürnt ausrief:

„Nun, so soll mich doch der Henker holen, Herr Don Quixote, wenn Euer Gnaden auch nur so viel Verstand hat, wie ein Pferd! Wie, sagt mir um Gotteswillen! wie ist es möglich, daß Ihr noch Anstand nehmen könnt, eine so vornehme Prinzessin zu heirathen, wie diese hier? Glaubt Ihr denn, das Schicksal wird Euch in jedem Winkel ein solches Glück finden lassen, wie es sich Euch hier anbietet? Ist denn Fräulein Dulcinea etwa schöner? Nein, gewiß nicht! Nicht einmal halb so schön, ja, ich möchte behaupten, daß sie nicht verdient, dieser hier die Schuhriemen zu lösen. Da werd' ich wohl die Grafschaft, auf die ich warte, niemals erlangen, wenn Ihr Trüffeln im Meere fischen wollt. Heirathet, heirathet geschwind, in's Teufels Namen, nehmt das Königreich, das Euch so von ungefähr in die Hände kommt, und wenn Ihr König seyd, so macht mich zum Marquis oder zum Statthalter; alles Andere kann mir zu Gefallen hernach der Teufel holen."

Don Quixote, der gegen seine Dame Dulcinea solche Lästerungen ausstoßen hörte, konnte das nicht dulden; er erhob daher seinen Spieß, und ohne dem Sancho ein Wort zu sagen, oder auch nur Vorgesehen! zu rufen, versetzte er ihm zwei so furchtbare Hiebe, daß er ihn zu Boden stürzte, und er würde ihn auf der Stelle ermordet haben, wenn

Dorothea ihm nicht zugerufen hätte, er möchte einhalten.

„Denkst Du denn, Du gemeiner Bengel,“ rief er endlich nach einiger Zeit, „daß ich beständig die Hände in den Schooß legen und immer verzeihen soll, wenn Du Flegeleien gegen mich ausübst? Glaube das ja nicht, verdammter Schurke; denn das bist Du, weil Deine Zunge die unvergleichliche Dulcinea beschimpft hat. Und weißt Du nicht, schändlicher Lumpenhund, daß ich, wenn sie meinem Arme nicht Kraft einflößte, denselben nicht würde ausstrecken können, um einen Floh zu tödten? Sage mir, Du natternzüngiger Schelm, wer hat wohl nach Deiner Meinung dies Reich erobert, dem Riesen den Kopf abgehauen und Dich zum Marquis gemacht (denn ich sehe das Alles schon als eine gemachte Sache an), wenn es nicht Dulcineens Kraft war, die meinen Arm zum Werkzeuge ihrer Thaten machte? Sie kämpft und siegt in mir, und ich lebe und athme in ihr und erhalte durch sie Leben und Daseyn. O Du schlechter Mensch, wie undankbar bist Du, da Du, erhoben vom Staube der Erde zum gebietenden Herrn, demjenigen, der diese Wohlthat Dir erzeigt hat, durch bösen Leumund lohnst!“

Sancho war nicht so besinnungslos, daß er nicht alles gehört hätte, was sein Herr sagte; er stand also ziemlich behend auf, stellte sich hinter Dorotheens Stallmeister und sprach von da aus zu seinem Herrn:

„Nun, Herr, wenn Ihr entschlossen seyd, Euch

nicht mit dieser großen Prinzessin zu verheirathen, so ist es ja klar, daß Ihr auch das Reich nicht bekommt, und wenn dies der Fall nicht ist, welche Belohnungen könnt Ihr mir dann geben? Und das ist es, worüber ich mich beklage. Verheirathet Euch doch nur frisch weg mit dieser Königin, und zwar jetzt, da wir sie hier zur Stelle haben, als wenn sie vom Himmel heruntergefallen wäre, dann könnt Ihr ja immer wieder Euer Wesen mit dem Fräulein Dulcinea treiben; denn es hat ja mehr Könige in der Welt gegeben, welche Beischläferinnen gehabt haben. Was die Schönheit betrifft, so will ich darüber nicht reden, denn sie gefallen mir wahrlich Beide, ob ich gleich das Fräulein Dulcinea niemals gesehen habe."

„Wie?" rief Don Quixote, „Du hast sie niemals gesehen, abscheulicher Verräther? Hast Du mir doch kaum eine Bothschaft von ihr überbracht!"

„Ich sage nur," sprach Sancho, „daß ich sie nicht so in der Nähe gesehen habe, daß ich alle ihre Schönheiten einzeln hätte merken können; aber so im Allgemeinen kommt sie mir nicht übel vor."

„Nun verzeihe ich Dir," sprach Don Quixote; „vergieb auch Du mir die Mißhandlung, die ich Dir angethan habe, denn die ersten Bewegungen sind nicht immer in der Gewalt des Menschen."

„Das sehe ich wohl," entgegnete Sancho, „und so ist bei mir die Lust zu reden immer die erste Bewegung, und ich kann mich nicht enthalten, das zu sagen, was mir einmal auf die Zunge kommt."

„Bei dem allen aber," sprach Don Quixote,"

„bedenke, Sancho, was Du sagst, denn oft geht der Krug so lange zu Wasser ..... ich sage weiter nichts.“

„Schon gut,“ erwiederte Sancho; „unser Herrgott im Himmel schaut überall hin, und wird urtheilen: wer mehr Böses thut; ich, daß ich nicht gut rede, oder Euer Gnaden, daß Ihr nicht gut handelt.“

„Nicht weiter,“ fiel Dorothea ein; „geh, Sancho, küsse Deinem Herrn die Hand, bitte ihn um Verzeihung und sey künftig vorsichtiger mit Lob und Tadel; auch rede nicht übel von diesem Fräulein von Toboso (die ich nicht kenne, ihr aber gefällig zu seyn wünsche) und vertraue auf Gott, denn es soll Dir gewiß nicht an einem Amte fehlen, wovon Du wie ein Fürst leben kannst.“

Mit gebeugtem Haupte ging Sancho zu seinem Herrn und bat ihn um seine Hand; Don Quixote reichte sie ihm mit feierlichem Anstande, und nachdem sie der Knappe geküßt hatte, ertheilte er diesem den Segen und sagte: Sie wollten ein wenig vorausgehen, denn er wollte ihn etwas fragen und hätte Sachen von großer Wichtigkeit mit ihm zu reden. Sancho that es, und Beide gingen etwas weiter seitwärts, worauf Don Quixote sprach:

„Seit Du angekommen bist, habe ich noch nicht Zeit und Gelegenheit gehabt, um Dich wegen vieler besondern Dinge zu fragen, welche Deine Sendung betreffen, und die Antwort, welche Du mir überbracht hast; jetzt, da uns das Glück Zeit und Ort

gestattet, versage mir den Genuß nicht, den Du mir durch so gute Nachrichten verursachen kannst."

„Fragt mich nur, gnädiger Herr, was Euch beliebt, und so gut die Fragen sind, sollen auch die die Antworten seyn; aber ich bitte Euch, gnädiger Herr, künftig nicht mehr so rachsüchtig zu seyn."

„Warum das, Sancho?"

„Weil die Schläge von heut mehr von dem Streite herrührten, den der Teufel jenen Abend zwischen uns entspann, als von dem, was ich gegen mein gnädiges Fräulein Dulcinea sagte, die ich liebe und verehre, wie eine Reliquie, wenn auch gerade nicht ihretwegen, sondern bloß, weil sie Euer Gnaden angeht."

„Komm ja nicht wieder auf solche Reden, Sancho, denn sie machen mir Verdruß, und wenn ich Dir auch diesmal verziehen habe, so weißt Du wohl, daß man zu sagen pflegt: Neue Sünde, neue Buße."

Während dies vorging, sahen sie die Straße daher einen Menschen auf einem Esel geritten kommen, der ihnen, als er näher kam, ein Zigeuner zu seyn schien. Allein Sancho, dem allenthalben, wo er nur Esel sah, das Herz im Leibe lachte, hatte den Menschen kaum erblickt, als er ihn auch sogleich für den Gines von Passamonte erkannte; von dem Zigeuner schloß er nun weiter, vermuthete die Gegenwart seines Esels und schloß auch hier nicht falsch; denn es war allerdings der Graue, worauf Passamonte ritt, der, um nicht erkannt zu werden, und den Esel ver-

kaufen zu können, die Tracht der Zigeuner angelegt hatte, deren Sprache er, so wie viele andere, sprechen konnte, als wenn jede seine Muttersprache gewesen wäre. Sancho sah und erkannte ihn, und kaum war dies erfolgt, so rief er auch schon mit lauter Stimme:

„Ha, Du Spitzbube Ginesillo, laß meinen Liebling los, gieb mir mein Leben wieder! Nimm den Frieden meiner Seele nicht von mir! Gieb meinen Esel heraus, meine Freude, Du Schandbube, und laß los, was nicht Dein ist!“

Es hätte so vieler Worte und Schmähreden gar nicht bedurft; denn gleich anfangs sprang Gines herab, begann einen Trab zu laufen, der füglich für das stärkste Rennen gelten konnte, und war in einem Augenblicke aus ihrem Gesicht entschwunden. Sancho näherte sich seinem Grauschimmel, umarmte ihn und sprach:

„Wie ist es Dir ergangen, mein Engel, mein allerliebstes Grauchen, mein treuer Gefährte?“

Dabei umarmte und herzte er ihn, als wenn er wirklich ein Mensch wäre, der Esel aber schwieg und ließ sich von Sancho herzen und küssen und antwortete nicht eine Sylbe. Die Uebrigen kamen alle hinzu und statteten ihm über den Fund seines Grauen ihren Glückwunsch ab, und insbesondere Don Quixote, welcher ihm sagte, daß er deßhalb den Wechsel auf die drei jungen Esel nicht für ungültig erklärte. Sancho dankte ihm dafür.

Während Don Quixote und Sancho ihr Gespräch

geführt hatten, hatte auch der Pfarrer Dorotheen versichert, daß sie, sowohl in ihrer Erzählung und in der Kürze derselben, als auch in der Aehnlichkeit, die sie ihr mit den Ritterbüchern gegeben habe, sehr klug zu Werke gegangen sey. Sie sagte darauf: sie habe sich sehr oft mit dem Lesen solcher Bücher unterhalten, wisse aber die Lage der Provinzen und Hafen nicht und habe deshalb nur auf's Ungewisse hin erzählt, sie sey zu Ossuna gelandet.

„Ich merkte es wohl," sprach der Pfarrer, „und kam Euch deshalb mit dem, was ich sagte, zu Hülfe, wodurch alles ausgeglichen wurde. Ist es aber nicht eine seltsame Sache, zu sehen, mit welcher Leichtigkeit der unglückliche Junker alle diese Erdichtungen und Lügen glaubt, bloß, weil sie Styl und Weise von den Albernheiten seiner Bücher haben?"

„Allerdings," sagte Cardenio, „ist es seltsam und unerhört, und ich glaube nicht, daß es einen so gewandten Geist giebt, der solche Dinge willkührlich erfinden und lügenhaft hererzählen könnte."

„Eine andere Sonderbarkeit ist, daß der gute Junker, außer den einfältigen Dingen, die er hinsichtlich seiner Verrücktheit sagt, wenn von andern Dingen gehandelt wird, mit der größten Vernunft redet und in Allem einen klaren, ruhigen Verstand zeigt, so daß, wenn seine Ritterschaft nicht erwähnt wird, ihn Niemand für anders, als für vollkommen vernünftig ansehen könnte."

Während dieses Gespräch geführt wurde, setzte Don Quixote das seinige fort und sagte zu Sancho:

„Laß uns, Freund Panza, die Feindschaft wegen unseres alten Streites vergessen und sage mir jetzt, ohne zurückgehaltenen Zorn und Groll: wo, wie und wann hast Du Dulcineen gefunden? Was machte sie? Was hast Du ihr gesagt? Was hat sie Dir geantwortet? Wie sah sie aus, als sie meinen Brief las? Wer hat ihn Dir abgeschrieben? Kurz, sage mir alles, was Du in dieser Sache für wissenswerth hältst, ohne daß Du etwas hinzufügst und erdichtest, um mir Vergnügen zu machen, noch weniger aber etwas weglässest, um mich des Vergnügens nicht zu berauben.“

„Gnädiger Herr,“ sprach Sancho, „wenn ich die Wahrheit reden soll, so hat mir Niemand den Brief abgeschrieben, weil ich keinen Brief bei mir hatte.“

„Das ist wahr, denn ich habe das Taschenbuch, in welches ich ihn geschrieben hatte, zwei Tage nach Deiner Abreise bei mir gefunden, was mir große Sorge verursachte, weil ich nicht wußte, was Du thun würdest, wenn Du dich ohne Brief sähest. Ich glaubte immer, Du würdest, sobald Du merktest, daß er Dir fehlte, umkehren.“

„Das würde auch geschehen seyn, wenn ich ihn nicht, als Euer Gnaden mir ihn vorlas, so gut gemerkt hätte, daß ich ihn einem Küster vorsagte, der mir ihn auf diese Art Wort für Wort nachschrieb, und mir dabei sagte, es wäre ihm in seinem ganzen

Leben, ob er gleich viele Excommunicationsbriefe gelesen hätte, ein so zierliches Schreiben nicht vorgekommen."

„Und weißt Du ihn noch immer auswendig?"

„Nein, gnädiger Herr; denn sobald ich ihn abgegeben hatte und sah, daß es nicht mehr nöthig war, ihn zu merken, vergaß ich ihn auch. Was ich noch weiß, ist das: Hochtrabendes ..... nein, Hocherhabenes Fräulein, und: Der Deinige bis in den Tod, der Ritter von der traurigen Gestalt, und mitten zwischen diesen beiden Stellen waren mehr als dreihundert Seelen, Leben und Herzen befindlich."

Elftes Kapitel.

Anmuthiges Gespräch zwischen Don Quixote und seinem Schildknappen Sancho Panza, nebst andern Ereignissen.

„Alles das," sprach Don Quixote, „ist mir nicht unangenehm, und so fahre denn fort. Du kamst also an. Was machte diese Königin der Schönheit? Sicher fandest Du sie beschäftigt, Perlen anzuschnüren, oder mit Goldlahn irgend einen Denkspruch für ihren gefangenen Ritter zu sticken?"

„Ganz und gar nicht," antwortete Sancho,

„sondern sie siebte eben im Hofe ihres Hauses zwei Scheffel Getraide.“

„Dann wurden gewiß die Körner dieses Getraides, als ihre Hände sie berührten, zu Perlen! Und hast Du nicht gesehen, daß es der beste estremadurische Waizen war?“

„Nein, es war nur Dinkel.“

„Nun, so versichere ich Dir, daß ohne Zweifel aus dem, von ihren Händen gesiebten Dinkel das feinste Waizenbrot wird. Doch fahre fort. Küßte sie nicht meinen Brief, als Du ihr denselben gabst? Nahm sie ihn mit Achtung auf? That sie irgend etwas, eines solchen Briefes Würdiges? Oder was machte sie?“

„Als ich ihr den Brief übergeben wollte, war sie eben sehr eifrig beschäftigt, ein tüchtiges Sieb voll Getraide zu schütteln und sagte zu mir: Legt nur den Brief auf den Sack da, mein Freund, denn ich kann ihn nicht eher lesen, als bis ich alles das Getraide hier gesiebt habe.“

„O die geistreiche Gebieterin! Das war bloß, weil sie ihn mit Muße lesen, und sich daran ergözzen wollte. Weiter, Sancho! Was sprach sie nun während ihrer Beschäftigung mit Dir? Was fragte sie Dich von mir, und was antwortetest Du? Eile, erzähle mir Alles, vergiß auch nicht das Geringste.“

„Sie fragte mich gar nichts, allein ich sagte ihr, wie Euer Gnaden zu ihrem Dienste Buße thäte, wie Ihr, nackend bis auf den Gürtel, Euch wie ein wildes Thier in diesem Gebirge herumtriebet, auf

der Erde schliefet, von keinem Tischtuche äßet, den Bart nicht kämmtet, weintet und Euer Schicksal verwünschtet.“

„Du hast nicht gut gesprochen, wenn Du gesagt hast, ich verwünschte mein Schicksal; denn im Gegentheile segne ich es und werde es mein ganzes Leben hindurch segnen, weil es mich des Verdienstes würdig gemacht hat, eine so hohe Herrin zu lieben, wie Dulcinea von Toboso ist.“

„Ja, ja, sie ist so hoch, daß sie noch über eine Faust größer ist, als ich.“

„Ei Sacho, wie hast Du dich denn mit ihr gemessen?“

„Nun, das geschah so: Indem ich ihr half, einen Sack voll Getraide auf einen Esel laden, kamen wir so nahe an einander, daß ich deutlich sah, wie sie wohl eine gute Spanne größer ist, als ich.“

„Ist es aber nicht wahr, daß sie diese Größe mit tausend Millionen Reizen der Seele begleitet und schmückt? Aber etwas wirst Du mir doch nicht läugnen! Bemerktest Du nicht, als Du dicht bei ihr standest, einen süßen Duft, einen würzigen Wohlgeruch, etwas Köstliches, das ich nicht zu nennen weiß, einen Dunstkreis, als wenn Du in einem Gewölbe voll wohlriechender Handschuhe wärst?“

„Was ich sagen kann, ist, daß ich eine ziemlich menschliche Ausdünstung roch, und das mochte wohl daher kommen, daß sie bei ihrer Arbeit schwitzte und sich zuweilen bückte.“

„Das ist nicht möglich, sondern Du hast entwe-

der den Schnupfen gehabt, oder hast Dich selbst gerochen; denn ich weiß recht gut, wie sie riecht, diese Rose unter den Dornen, diese Lilie des Feldes, dieser aufgelöste Ambra."

„Das kann wohl seyn, denn es kommt von mir oft ein solcher Geruch, und ich habe damals wohl gemeint, er käme von dem Fräulein Dulcinea; darüber braucht Ihr Euch aber nicht zu wundern, denn ein Teufel gleicht immer dem andern."

„Nun gut! Als sie nun mit dem Sieben ihres Getraides fertig war, und es zur Mühle geschickt hatte, was that sie dann, wie sie den Brief las?"

„Den Brief las sie gar nicht (denn sie sagte, sie könnte weder lesen noch schreiben), sondern sie zerriß ihn in kleine Stückchen, weil sie ihn, wie sie sagte, auch von niemand anders wollte lesen lassen, damit man im Dorfe ihre Geheimnisse nicht erfahren sollte; es wäre, meinte sie, an dem genug, was ich ihr mündlich gesagt hätte von der Liebe, die Euer Gnaden zu ihr trüge und von der ungeheuern Buße, die Ihr ihretwegen unternommen hättet. Endlich sagte sie mir noch: Sie küßte Euer Gnaden die Hände, wünschte lieber, Euch zu sehen, als Euch zu schreiben, weßhalb sie Euch bäte und beföhle, diese Wüsten sogleich nach erhaltener Botschaft zu verlassen, keine Thorheiten mehr zu treiben und Euch sogleich auf den Weg nach Toboso zu begeben, wenn Euch nicht etwas anderes, Wichtigeres begegnete; denn sie wünschte sehnlich, Euch zu sehen. Sie lachte gar sehr, wie ich ihr sagte, daß Euer Gnaden sich den

Ritter von der traurigen Gestalt nennte; ich fragte sie: ob der Biscayer von neulich bei ihr gewesen wäre, was sie bejahte und hinzu fügte, er wäre ein sehr artiger Mensch. Ich fragte sie auch nach den Ruderknechten, sie sagte aber, daß sie noch keinen davon gesehen hätte."

„Alles geht bis hierher gut; sage mir aber, welches Kleinod gab sie Dir, als sie Dich entließ, für die Nachrichten, welche Du ihr von mir brachtest? Denn es ist Gebrauch und alte Gewohnheit unter den fahrenden Rittern und Damen, den Schildknappen, Kammerfräulein und Zwergen, welche den erstern Nachricht von den letztern bringen, oder den letztern von den erstern, zum Lohn für den geleisteten Dienst, irgend ein kostbares Jouwel zu geben, oder sonst ein Geschenk zu machen."

„Das kann immer seyn, und ich halte es für einen löblichen Gebrauch; es muß aber wohl bloß in vorigen Zeiten so gewesen seyn, und jetzt ist es wohl gewöhnlich, ein Stück Käse und Brot zu geben; denn das war alles, was Fräulein Dulcinea mir über die Hofmauer reichte, als sie mich verabschiedete, und zum deutlichern Zeichen sage ich Euch noch, daß es Schafkäse war."

„Sie ist außerordentlich freigebig, und wenn sie Dir nicht ein goldenes Kleinod gegeben hat, so ist es ohne Zweifel nur deshalb geschehen, weil sie keines bei der Hand gehabt hat, das sie Dir hätte geben können. Das Gute kommt indeß nie zu spät; ich werde zu ihr kommen, und alles wird ausgegli-

chen werden. Weißt Du aber auch, Sancho, daß ich sehr verwundert bin? Es ist ja wirklich, als wenn Du durch die Luft geflogen wärest, denn Du hast zur Hin- und Herreise nicht viel über drei Tage gebraucht, ob es gleich von hier bis dorthin über 30 Meilen ist. Hieraus ersehe ich aber, daß der weise Zauberer, der meine Angelegenheiten leitet, und mein Freund ist (denn nothwendig habe ich einen solchen und muß ihn haben, sonst wäre ich kein guter fahrender Ritter), daß dieser, sage ich, Dir ganz ohne Dein Wissen so schnell muß fortgeholfen haben, denn ein solcher Weiser nimmt ja wohl einen fahrenden Ritter, der in seinem Bette schläft, und führt ihn fort, daß derselbe, ohne zu wissen, wie, oder auf welche Art, mehr, als tausend Stunden weit von dem Orte erwacht, wo er sich niedergelegt hatte, und wenn es nicht so geschähe, so könnten sich die irrenden Ritter in ihren Gefahren einander nicht beistehen, was doch sehr oft vorkommt, denn es trägt sich zu, wenn der eine in den Gebirgen von Armenien mit einem Drachen, mit irgend einem schrecklichen Ungeheuer, oder mit einem andern Ritter kämpft, wenn der Kampf am schlimmsten und er schon auf dem Punkte steht, das Leben zu verlieren, und wenn er es am wenigsten denkt, daß alsdann auf einer Wolke, oder auf einem feurigen Wagen ein anderer Ritter ankommt, der sein Freund ist, und kurze Zeit vorher noch in England war, jetzt aber ihm beisteht, ihn vom Tode errettet, und Abends in seiner Wohnung auf das köstlichste speist, obgleich

die Entfernung von dem einen zum andern Orte wohl zwei- bis dreitausend Stunden beträgt. Und das alles geschieht durch die Geschicklichkeit und Klugheit jener weisen Zauberer, welche für die tapfern Ritter sorgen, und deshalb, Freund Sancho, wird es mir nicht schwer, zu glauben, daß Du in so kurzer Zeit von hier nach Toboso, und von dort wieder zurückgekommen bist, denn irgend ein weiser Freund von mir wird Dich im Fluge davon geführt haben, ohne daß Du es gefühlt hast."

„So wird es wohl seyn, denn meiner Treu, Rocinante lief, wie ein Zigeuneresel, der Quecksilber in den Ohren hat."

„Nun, freilich hat er Quecksilber und noch eine ganze Legion Geister im Leibe gehabt, denn diese laufen, und machen, daß alle Anderen nach ihrem Belieben laufen müssen, ohne zu ermüden. Doch das bei Seite! Was glaubst Du, daß ich jetzt zu thun habe, da meine Gebieterin mir befiehlt, zu ihr zu kommen? Denn ob ich gleich einsehe, daß ich verbunden bin, ihren Befehl zu vollziehen, so sehe ich doch auch eben so gut ein, daß es mir durch die Gabe, die ich der, mit uns ziehenden Prinzessin gewährt habe, unmöglich gemacht wird, und das Gesetz der Ritterschaft zwingt mich, eher mein Wort zu erfüllen, als meinem Vergnügen nachzugehen. Auf der einen Seite verfolgt und ängstigt mich die Sehnsucht, meine Dame zu sehen, auf der andern Seite reizt und ruft mich mein gegebenes Wort, und der Ruhm, den ich in dieser Unternehmung erlangen werde.

Was ich aber zu thun gedenke, ist, eilig zu reisen, um schnell zu dem Riesen zu gelangen, und ihm, so wie ich ankomme, den Kopf vor die Füße zu legen; hierauf werde ich die Prinzessin in den ruhigen Besitz ihrer Staaten einsetzen und dann sogleich umkehren zu dem Lichte, welches meine Sinne erhellt. Dort will ich mich hernach schon so entschuldigen, daß das Fräulein selbst meine Zögerung für gut halten soll, da sie sehen wird, daß Alles, was ich thue, nur auf die Vermehrung ihres Ruhmes und die Vergrößerung ihres Namens abzweckt. Denn Alles, was ich durch meine Waffen vollbringe, vollbracht habe, oder noch in meinem Leben vollbringen werde, kommt nur von ihrer Gunst her, und von dem Glücke, daß ich der Ihrige bin."

„Ach, gnädiger Herr, wie habt Ihr doch den Unsinn noch im Kopfe! Sagt mir doch, ob Ihr den Weg umsonst machen und eine so reiche und vornehme Heirath verschmähen und verlieren wollt, wie diese, bei welcher die Mitgift ein Königreich ist, das wahrlich, wie ich gehört habe, mehr, als zwanzigtausend Meilen im Umfange hat, einen Ueberfluß besitzt an allen den Dingen, welche zur Unterhaltung des menschlichen Lebens nothwendig sind, und welches größer ist, als Portugal und Castilien zusammen genommen? Schweigt um Gottes willen, schämt Euch dessen, was Ihr gesagt habt, folgt meinem Rathe, verzeiht mir und laßt Euch trauen im ersten Orte, wo ein Pfarrer ist, und wollt Ihr das nicht, so haben wir ja hier unsern Herrn Licentiaten, der die Trauung auf

das Allerbeste verrichten wird. Bedenkt nur, daß ich gerade alt genug bin, um einen guten Rath geben zu können, und daß der, den ich Euch jetzt gebe, gewiß gut ist, denn ein Spatz in der Hand ist besser, als ein Rebhuhn in der Luft, und wer das Gute hat und wählt das Schlechte, bringt am Ende nichts wieder ins Geleis."

„Sieh, Sancho, wenn der Rath, den Du mir giebst, mich zu verheirathen, aus Deinem Wunsche entspringt, daß ich, wenn ich den Riesen ermorde, bald König werden soll, damit ich Dich desto bequemer belohnen und Dir das Versprochene geben könne, so sage ich Dir, daß ich, auch ohne mich zu verheirathen, Deine Wünsche sehr leicht erfüllen kann, denn ich werde, ehe ich noch den Kampf beginne, die Bedingung machen, daß man mir, wenn ich als Sieger aus demselben hervor gehe, einen Theil des Königreiches abtrete, und zwar so, daß ich ihn geben kann, wem ich will; und wenn ich ihn nun erhalte, wem anders meinst Du, daß ich ihn geben würde, als Dir?"

„Das ist natürlich; wählt aber nur einen Theil an der Seeküste, damit ich, wenn mir die Lebensart im Lande nicht zusagen sollte, meine schwarzen Unterthanen einschiffen, und das mit ihnen machen kann, was ich gesagt habe. Uebrigens denkt nur jetzt nicht weiter daran, das Fräulein Dulcinea zu besuchen, sondern geht, schlagt den Riesen todt, und endigt diesen Handel, der Euch, bei Gott! viel Ehre und Nutzen bringen wird."

„Ich sage Dir, Sancho, daß Du darauf rech-

nen kannst, daß ich Deinen Rath befolgen werde, mit der Prinzessin weiter zu ziehen, ehe ich zu Dulcineen gehe. Ich empfehle Dir ferner, niemanden (auch denen nicht, die mit uns reisen), etwas von dem zu sagen, was wir hier gesprochen und abgehandelt haben, denn weil Dulcinea so zurückhaltend ist, daß sie nicht will, daß ihre Gedanken bekannt werden, so würde es nicht seyn, wenn sie durch mich oder einen Andern entdeckt würden."

„Wenn das aber der Fall ist, wie kommt es dann, daß Ihr Allen, die Euer Arm besiegt, befehlt, daß sie gehen und sich dem Fräulein Dulcinea vorstellen sollen, wodurch Ihr doch ganz offen zu erkennen gebt, daß Ihr sie liebt, daß Ihr ihr Verehrer seyd? Und da Ihr jene auch zwingt, vor ihr nieder zu knien, und ihr zu sagen, daß Ihr sie schickt, um ihr Euern Gehorsam zu beweisen, wie können da Eure beiderseitigen Gesinnungen verborgen bleiben?"

„O, wie unwissend, wie einfältig bist Du! Siehst Du denn nicht, Sancho, daß Alles dies zu ihrem großen Ruhme gereicht? Denn Du mußt wissen, daß es nach unserer Rittersitte eine große Ehre ist, wenn eine Dame viele fahrende Ritter hat, die ihr bloß um ihrer selbst willen dienen, ohne für ihre vielen und großen Bemühungen einen andern Lohn zu erwarten, als daß sie sie mit Vergnügen für ihre Ritter anerkennt."

„Mit dieser Art von Liebe (das habe ich oft in der Kirche predigen hören), soll man unsern Herr-

gott lieben, nämlich bloß um seiner selbst willen, ohne daß uns weder Hoffnung des Ruhmes, noch Furcht vor Strafe dazu bewegte, ob ich ihn gleich zu lieben und ihm zu dienen wünsche, wie ich es eben kann.“

„Zum Teufel, Mensch! Redest Du Bauer doch manchmal so kluge Dinge, daß man denken muß, Du hättest studirt!“

„Und doch kann ich Euch bei meiner Treu versichern, daß ich nicht lesen kann.“

Indem rief ihnen Meister Nicolas zu: Sie möchten ein wenig warten, denn man wolle aus einem kleinen Quell trinken, der dort entsprang. Don Quixote hielt an, zu Sancho's nicht geringem Vergnügen, der schon von dem vielen Lügen ermüdet war und fürchtete, sein Herr möchte seine Schelmerei entdecken, denn ob er gleich wußte, daß Dulcinea eine Bäuerin aus Toboso sey, so hatte er sie doch in seinem ganzen Leben nicht gesehen. Cardenio hatte unterdessen die Kleider angezogen, welche Dorothea trug, als sie sie fanden, und welche, ob sie gleich eben nicht sehr gut waren, doch einen großen Vorzug vor denen hatten, die er ablegte. Wie sie an die Quelle kamen, stiegen sie ab und stillten mit dem, was der Pfarrer aus der Schenke mitgenommen hatte (ob es gleich wenig war), den starken Hunger, den sie Alle fühlten. Während dem ging ein Bursche dort vorbei, betrachtete die, die um die Quelle herum lagen, mit Aufmerksamkeit, kam dann auf Don Quixote zu, umfaßte seine Knie, und sprach, indem er laut zu weinen anfing:

„Ach, gnädiger Herr, kennt Ihr mich nicht? Seht mich nur an, ich bin der kleine Andreas, den Euer Gnaden von der Eiche losgemacht hat, wo er angebunden war.“

Don Quixote erkannte ihn, nahm ihn bei der Hand, und sprach, sich zu den Umstehenden wendend:

„Damit Ihr Alle, meine Verehrten, sehen möget, von welcher großen Wichtigkeit es sey, daß es fahrende Ritter in der Welt gebe, welche das Unrecht und die Beschimpfungen vertilgen, die von schlechten, übelgesinnten Menschen verübt werden, so wisset, daß, als ich in früherer Zeit einst durch einen Wald zog, ich ein Geschrei und eine klagende Stimme hörte, wie von einem betrübten und bedrängten Menschen. Sogleich eilte ich, angespornt von meiner Pflicht, nach der Seite zu, von welcher das Klagegeschrei herzukommen schien und fand diesen Burschen an eine Eiche gebunden, der hier vor uns steht, welches letztere mich sehr freut, weil er mir nun bezeugen wird, daß ich in gar nichts Unwahrheit rede. Er war also, bis auf den Gürtel nackend, an eine Eiche gebunden und wurde mit einem Pferdezaume schrecklich von einem Bauer gepeitscht, der, wie ich hernach erfuhr, sein Herr war. So wie ich ihn sah, fragte ich ihn um die Ursache dieser grausamen Züchtigung; der Tölpel antwortete, er schlüge ihn, weil er sein Knecht sey, und weil verschiedene Nachlässigkeiten, die er sich hätte zu Schulden kommen lassen, mehr Spitzbüberei, als Einfalt verrie-

then. Dieses Kind aber sprach: Gnädiger Herr, er schlägt mich bloß, weil ich meinen Lohn von ihm verlange, worauf der Bauer, ich weiß nicht, welche Ausreden und Entschuldigungen vorbrachte, welche ich, ob ich sie gleich anhörte, doch nicht gelten ließ. Kurz, ich ließ den Burschen losbinden, und sein Herr mußte mir schwören, daß er ihn mit nach Haus nehmen und ihm Real auf Real (und zwar lauter vollwichtige), auszahlen wollte. Ist das nicht alles Wahrheit, mein Sohn Andreas? Bemerktest Du nicht, mit welchem Uebergewichte ich es befahl, und mit welcher Demuth er versprach: Alles zu thun, was ich ihm auflegte, angab und von ihm verlangte? Antworte, schäme Dich nicht und fürchte nichts, sage diesen Herrn, was vorgegangen ist, damit man sehe und begreife, daß fahrende Ritter auf den Straßen so nützlich sind, wie ich behaupte."

„Alles," antwortete der Bursche, „was Euer Gnaden gesagt hat, ist die größte Wahrheit, allein das Ende vom Liede klang ganz anders, als Ihr wohl denken mögt."

„Wie denn anders? Hat Dich der Bauer etwa nicht bezahlt?"

„Er hat mich nicht allein nicht bezahlt, sondern er band mich auch, als Euer Gnaden den Wald verlassen hatten, und wir allein waren, wieder an dieselbe Eiche, und gab mir noch so viele Hiebe, daß ein geschundener Sanct Bartholomäus aus mir wurde, und bei jedem Hiebe, den er mir gab, sagte er eine Spötterei über die andere, womit er sich so über

Euer Gnaden lustig machte, daß ich darüber würde gelacht haben, wenn ich nicht so viel Schmerzen gelitten hätte; kurz, er spielte mir so mit, daß ich bis jetzt in einem Hospitale gewesen bin, um das Böse heilen zu lassen, was mir der böse Bauer damals zugefügt hat. An dem Allen aber seyd Ihr Schuld, gestrenger Herr, denn wenn Ihr Eures Weges gezogen und nicht hingekommen wäret, wohin man Euch nicht rief, noch Euch in fremde Händel gemischt hättet, so würde sich mein Herr begnügt haben, mir ein, oder ein paar Dutzend Hiebe aufzuwerfen, und würde mich alsdann los gebunden und mir bezahlt haben, was er mir schuldig war; da Ihr ihn aber so zur Unzeit beschimpftet und ihm so viele Grobheiten sagtet, wuchs sein Zorn, und weil er sich nicht an Euch selbst rächen konnte, so brach das Wetter, als er sich mit mir allein sah, auf mich herein, und zwar so, daß ich glaube, ich werde in meinem Leben nicht wieder gesund werden.“

„Der Fehler ist, daß ich fort ging; ich hätte mich nicht entfernen sollen, ehe Du bezahlt warst, denn aus langer Erfahrung hätte ich wissen können, daß ein Bauer nie sein gegebenes Wort hält, wenn er nicht sieht, daß es ihm Nutzen bringt. Aber Du besinnst Dich nicht, Andreas, daß ich schwur, wenn er Dich nicht bezahlte, ihn aufzusuchen, und daß ich ihn finden würde, wenn er sich auch in dem Eingeweide der Erde verbürge.“

„Das ist wohl wahr, aber es hilft nichts.“

„Du sollst sehen, ob es hilft,“ sprach Don Qui-

xote, stand eilig auf und befahl dem Sancho, den Rocinante zu zäumen, welcher weidete, während die Andern Tafel hielten. Dorothea fragte ihn: Was er machen wollte? Er antwortete, daß er den Bauer aufsuchen, für sein schlechtes Verfahren strafen und ihn zwingen wollte, den Andreas bis auf den letzten Maravedi zu bezahlen, zu Troß und Spott aller Bauern in der Welt, worauf aber Dorothea erinnerte, daß er sich, vermöge der ihr gewährten Gabe, in keine Unternehmung einlassen dürfte, bis er ihre Sache beendigt hätte, und da er dies besser wüßte, als irgend ein Anderer, so möchte er sich beruhigen, bis zur Wiederkehr aus ihrem Reiche.

„Ihr habt Recht," erwiederte Don Quixote, „und Andreas muß, wie Ihr, gnädigste Frau, sagt, Geduld haben, bis ich wieder komme; aber ich schwöre ihm noch einmal und verspreche ihm von Neuem, nicht zu ruhen, bis er gerächt und bezahlt ist."

„Ich glaube Euren Schwüren nicht," antwortete Andreas, „aber eine Wenigkeit, womit ich nach Sevilla kommen könnte, wäre mir jetzt willkommener, als alle Rache der Welt. Gebt mir, wenn es Euch beliebt, etwas zu essen und eine kleine Gabe, geht dann, sowohl Ihr, als alle fahrende Ritter, mit Gott, und möge Euch Euer Fahren eben so wohl bekommen, wie ich dabei gefahren bin."

Sancho nahm ein Stück Brot und ein Stück Käse aus seinem Schnappsacke, gab es dem Buben und sprach:

„Nimm, Bruder Andreas; uns Alle betrifft ein Theil Deines Unglücks.“

„Was für ein Theil beträfe denn Euch?“

„Der Theil von dem Käse und Brot, das ich Dir gebe; Gott weiß, ob es mir noch einmal mangeln wird oder nicht, denn ich sage Dir, Freund, die Schildknappen der fahrenden Ritter sind oft großem Hunger und Unglück unterworfen, und noch andern Dingen, die man besser fühlt als erzählt.“

Andreas nahm Käse und Brot, und da er sah, daß ihm niemand etwas Anderes gab, hing er den Kopf und nahm, wie man zu sagen pflegt, den Weg in die Hände; doch sagte er wirklich noch beim Fortgehen zu Don Quixote:

„Um Gottes willen, Herr fahrender Ritter, wenn Ihr mich noch einmal antrefft, und wenn Ihr auch sehen solltet, daß man mich in Stücken risse, so steht mir nicht bei und kommt mir nicht zu Hülfe, sondern überlaßt mich meinem Schicksale, welches nie so schlimm seyn wird, daß es nicht durch Eure Hülfe noch schlimmer würde, und Euch mag Gott verdammen, so wie alle fahrenden Ritter in der Welt.“

Don Quixote wollte aufstehen, um ihn zu züchtigen, allein er lief so schnell hinweg, daß niemand sich traute, ihm folgen zu können. Don Quixote war äußerst aufgebracht über die Erzählung des Burschen, und die Uebrigen mußten sehr an sich halten, um nicht zu lachen, damit sie ihn nicht ganz wüthend machten.

Zwölftes Kapitel.

Don Quixote und sein Gefolge in der Schenke.

Die gute Mahlzeit war beendet; die Gesellschaft setzte ihre Reise fort und kam, ohne daß ihr irgend etwas, des Erzählens Würdiges begegnete, am folgenden Tage in die Schenke, welche die Furcht und das Schrecken Sancho Panza's war, und ob dieser gleich nicht hineingehen wollte, so konnte er sich doch nicht ausschließen. Die Wirthin, der Wirth, die Tochter und Maritornes, welche Don Quixote'n und Sancho'n kommen sahen, kamen ihnen entgegen und empfingen sie mit großen Freudenbezeugungen, welche der Ritter ernst, aber gütig aufnahm; er sagte ihnen, sie möchten ihm ein anderes, besseres Lager zubereiten, als das vorigemal, worauf die Wirthin antwortete: wenn er besser bezahlte, als damals, sollte er ein fürstliches Lager bekommen. Don Quixote sagte, er würde es thun, und sie machten ihm nun ein leidliches Bett in derselben Rumpelkammer zurecht, wo er schon neulich übernachtet hatte, worauf er sich sogleich zu Bette legte; denn er war sehr ermüdet und geistesschwach. Kaum hatte er sich in sein Schlafgemach zurückgezogen, als die Wirthin über den Barbier herfiel, ihn beim Barte faßte, und rief:

„Bei meiner Seligkeit, Ihr sollt mir meinen Schwanz nicht länger als Bart benutzen; Ihr sollt mir ihn wieder geben, denn er gehört meinem Man-

ne, und es ist eine Schande, daß er so herumgeschleppt wird, denn gewöhnlich steckt der Kamm daran."

Der Barbier wollte ihr ihn nicht wieder geben, ob sie gleich immer mehr daran zog, bis der Licentiat sagte: er möchte ihn nur hergeben, weil die List nicht mehr nöthig wäre; er möchte sich vielmehr entdecken, sich in seiner wahren Gestalt zeigen, und zu Don Quixote sagen, daß er nach dieser Schenke geflohen sey, nachdem ihn die Ruderknechte ausgeplündert hätten; sollte Don Quixote aber nach dem Stallmeister der Prinzessin fragen, so würde man ihm berichten: sie habe denselben vorausgeschickt, um ihre Unterthanen zu benachrichtigen, daß sie bald kommen und den Befreier Aller mitbringen würde. Darauf gab der Barbier gutwillig der Wirthin ihr Eigenthum zurück, so wie auch alles Uebrige wieder abgegeben wurde, was man zu Don Quixote's Befreiung geliehen hatte. Jedermann in der Schenke bewunderte Dorotheens Schönheit, so wie die schöne Gestalt des Hirten Cardenio. Der Pfarrer besorgte, daß man ihnen zum Mahle auftrug, was in der Schenke zu haben war, und der Wirth besetzte, in der Hoffnung auf eine bessere Bezahlung, den Tisch ganz leiblich; Don Quixote schlief indeß immer fort, und sie hielten für gut, ihn nicht zu wecken, weil sie meinten, der Schlaf würde ihm jetzt mehr Nutzen bringen, als das Essen. Während der Mahlzeit sprachen sie, in Gegenwart des Wirthes, seiner Frau, seiner Tochter, der Maritornes und aller an-

wesenden Fremden, von der sonderbaren Verrücktheit Don Quixote's, und von dem Zustande, in welchem sie ihn gefunden hätten; die Wirthin erzählte ihnen, was sich mit ihm und dem Maulthiertreiber zugetragen habe; sie sah sich dabei um, ob nicht etwa Sancho zugegen sey, und wie sie ihn nicht bemerkte, erzählte sie ihnen die ganze Geschichte seiner Prelle, worüber sie sich nicht wenig belustigten. Wie nun der Pfarrer sagte, daß die Ritterbücher welche Don Quixote gelesen, ihm den Verstand verrückt hätten, sprach der Wirth:

„Ich weiß nicht, wie das möglich ist; denn in der That, so viel ich davon verstehe, kann man in der Welt nichts Schöneres lesen; ich habe zwei oder drei solche Bücher nebst noch andern Papieren, die mir wirklich schon außerordentliches Vergnügen verursacht haben, und nicht allein mir, sondern auch vielen Andern; denn zur Zeit der Ernte kommen an Festtagen viele Schnitter hierher, worunter immer Einer ist, der lesen kann; dieser nimmt eines von meinen Büchern zur Hand, wir setzen uns, mehr als dreißig, um ihn her, und hören ihm mit so vielem Vergnügen zu, daß wir vieles Unangenehme dabei vergessen. Ich wenigstens kann wohl sagen, daß ich, wenn ich von den wüthenden und erschrecklichen Streichen höre, welche die Ritter austheilen, Lust bekomme, es nachzumachen, und dabei wünsche, Tag und Nacht solche Dinge mit anhören zu können.

„Ich bin ganz derselben Meinung,“ sprach die Wirthin, „denn ich habe nicht eher Ruhe im Hause,

als wenn Du dem Lesen zuhörst, weil Du alsdann so vertieft bist, daß Du nicht an's Zanken denken kannst."

„Das ist wahr," sagte Maritornes, „und meiner Treu, ich höre diesen Dingen auch mit vielem Vergnügen zu; denn sie sind gar anmuthig, vorzüglich, wenn erzählt wird, wie eine Dame von ihrem Ritter unter Orangenbäumen umarmt wird, während die Zofe auf der Lauer steht und bald stirbt vor Neid und Furcht — Alles das ist süß, wie Honig."

„Und wie gefallen sie Euch, liebes Mädchen?" fragte der Pfarrer die Tochter des Wirthes.

„Ich weiß es wirklich nicht," antwortete sie; „ich höre indeß zu, und das macht mir Vergnügen, ob ich gleich in der That nicht Alles verstehe; die Streiche indeß, die meinem Vater so zusagen, gefallen mir nicht, wohl aber die Klagen der Ritter, wenn sie entfernt von ihren Damen sind; denn die machen wirklich manchmal, daß ich aus Mitleid weinen muß."

„Ihr würdet ihnen also wohl," fragte Dorothea, „bald Gehör geben, wenn sie um Euch weinten?"

„Ich weiß nicht," entgegnete das Mädchen, „was ich thun würde, sondern ich weiß nur, daß einige von diesen Damen so grausam sind, daß ihre Ritter sie Löwinnen und Tigerinnen nennen und ihnen noch tausend andere unzarte Beinamen geben. Und du lieber Heiland! Ich weiß gar nicht, was das für

herz- und gewissenlose Geschöpfe sind, die einen ehrlichen Menschen, um ihn nur nicht zu sehen, sterben oder zum Narren werden lassen, und ich weiß auch nicht, wozu die viele Ziererei dienen soll? Denn wenn sie es ehrlich meinen, so mögen sie sie heirathen, da sie doch weiter nichts wollen."

„Schweig, Mädchen," sprach die Wirthin, „es scheint, als wenn Du von solchen Dingen viel wüßtest, und den Mädchen steht es nicht wohl an, so viel zu wissen und zu reden."

„Da mich der Herr fragte," entgegnete sie, „so konnte ich es doch nicht unterlassen, zu antworten."

„Jetzt, Herr Wirth," sprach der Pfarrer, „bringt mir doch die Bücher; ich möchte sie sehen."

„Recht gern," antwortete der Wirth; er ging in seine Kammer, brachte einen alten Mantelsack heraus, der mit einem Kettchen verschlossen war, und worin sich, als er ihn öffnete, drei große Bücher befanden und einige Papiere mit sehr schöner Handschrift. Das erste Buch, welches der Pfarrer öffnete, war Cirongilio von Thracien; das zweite, Felix Marte von Hircanien, und das dritte, die Geschichte des großen Feldherrn Gonzalo Hernandez von Cordova, nebst dem Leben des Diego Garcia von Paredes. Als der Pfarrer die beiden ersten Titel las, wandte er sich zu dem Barbier und sprach:

„Hier fehlen uns die Haushälterin unseres Freundes und seine Nichte."

„Die brauchen wir nicht," entgegnete der Bar-

bier, „ich kann sie eben so gut in den Hof werfen, oder in den Camin, wo in der That ein gutes Feuer brennt.“

„Wollt Ihr denn am Ende gar meine Bücher verbrennen?“ fragte der Wirth.

„Nur diese zwei,“ antwortete der Pfarrer, „den Don Cirongilio und den Felix Marte.“

„Nun,“ sprach der Wirth, „sind denn meine Bücher etwa Kezer oder Phlegmatiker, daß Ihr sie verbrennen wollt?“

„Schismatiker, wollt Ihr sagen, mein Freund,“ sprach der Barbier, „und nicht Phlegmatiker.“

„Ja, ja,“ antwortete der Wirth, „wenn Ihr aber eins verbrennen wollt, so sey es der große Feldherr, und dieser Diego Garcia; denn lieber ließe ich mir ein Kind verbrennen, als eines von diesen andern.“

„Aber, mein Lieber,“ sprach der Pfarrer, „diese zwei Bücher sind erlogen und voller Narrheiten und Unsinn, und das von dem großen Feldherrn ist eine wahre Geschichte und enthält das Leben des Gonzalo Hernandez von Cordova, der wegen seiner vielen und ausgezeichneten Thaten das Verdienst erlangte, der große Feldherr genannt zu werden, ein rühmlicher, glänzender Beiname, den er allein verdient. Und dieser Diego Garcia von Paredes war ein vorzüglicher Ritter, gebürtig aus der Stadt Truxillo in Estremadura, ein sehr tapferer Krieger, und von solcher Leibesstärke, daß er mit einem Finger ein Mühlrad mitten im heftigsten Umtriebe aufhalten

konnte; wenn er sich mit einem Schlachtschwerte an den Eingang einer Brücke stellte, so verwehrte er einem ganzen, unzählbaren Heere den Uebergang über dieselbe, und verrichtete noch andere Dinge, die, wenn nicht er selbst mit der Bescheidenheit eines Ritter und Selbstbiographen, sondern ein anderer freimüthiger und leidenschaftsloser Mann sie erzählt und beschrieben hätte, gewiß die Thaten Hectors, Achills und Rolands in Vergessenheit bringen würden."

„Ei du lieber Gott im Himmel," rief der Wirth, „was soll man sich denn gros wundern, wenn einer ein Mühlrad aufhält! Da müßt Ihr nur erst lesen, was ich vom Felix Marte von Hircanien gelesen habe, der mit einem einzigen Hiebe fünf Riesen mitten durchgehauen hat, als wenn sie von Bohnen wären, wie die kleinen Männchen, welche die Kinder zu machen pflegen. Ein andermal begann er den Kampf mit einem außerordentlich großen und mächtigen Heere von mehr als einer Million und sechsmal hundert tausend Kriegern, die alle vom Kopfe bis zu den Füßen gewappnet waren, und er schlug sie Alle in die Flucht, wie eine Heerde Schafe. Was soll man aber von dem herrlichen Don Cirongilio von Thracien sagen? Der war, wie man im Buche ersehen kann, erst recht tapfer und muthig! Als er einst auf einem Flusse fuhr, sprang mitten aus dem Wasser eine feurige Schlange; wie er sie erblickte, sprang er auf ihren schuppigen Rücken, wie auf ein Pferd, und drückte ihr mit beiden Händen die Gurgel so gewaltig zusammen, daß sie, als sie

sah, er würde sie erwürgen, kein anderes Mittel fand, als sich auf den Grund des Flusses zu versenken, wohin sie den Ritter mitnahm, der nicht von ihr weichen wollte. Wie sie hinab kamen, befand sich der Ritter in so herrlichen Schlössern und Gärten, daß es ein Wunder war. Die Schlange verwandelte sich schnell in einen alten Greis, und sagte ihm so viele herrliche Dinge, daß man gar nichts Schöneres hören kann. Schweigt ja, Herr, denn wenn Ihr das hörtet, so würdet Ihr für Vergnügen überschnappen. Hole der Henker den großen Feldherrn und den Don Garcia, von welchem Ihr redet!“

Als Dorothea dies hörte, sprach sie zu Cardenio:

„Es fehlt unserm Wirthe sehr wenig, um ein Gegenstück zum Don Quixote ausmachen zu können.“

„So kommt es mir auch vor,“ antwortete Cardenio; „denn nach seinen Reden glaubt er ganz gewiß, daß alles, was diese Bücher erzählen, sich gerade so zugetragen habe, wie sie es beschreiben, und selbst die Brüder Barfüßer würden ihn nicht eines Andern überzeugen.“

„Bedenkt, lieber Freund,“ begann der Pfarrer auf's neue, „daß es in der Welt niemals einen Felix Marte von Hircanien, oder einen Don Cirongilio von Thracien, noch andere ähnliche Ritter gegeben hat, von welchen die Ritterbücher erzählen; Alles ist ja nur Erfindung und Erdichtung müßiger Köpfe, welche sie bloß zum Zeitvertreibe schrieben, wie Ihr

ja auch sagt, daß Eure Schnitter sich mit dem Lesen derselben unterhalten; denn ich schwöre Euch, daß nie solche Ritter in der Welt gelebt haben, noch solche Thaten und Ungereimtheiten darin vorgegangen sind.“

„Das macht Ihr nur immer einem Andern glauben!“ antwortete der Wirth; „ich weiß auch noch, daß zwei mal zwei vier ist, und wo mich der Schuh drückt. Glaubt nicht, ehrwürdiger Herr, mich zu hintergehen, denn wahrlich, ich bin eben nicht so dumm. Es ist ganz allerliebst, daß ihr mich überreden wollt, alles, was diese guten Bücher erzählen, wäre Unsinn und Lüge, da es doch mit der Erlaubniß der Herren des königlichen Rathes gedruckt ist, als wenn das nun Leute wären, die so viele Lügen würden zusammen drucken lassen, wie die vielen Schlachten und Bezauberungen sind, worüber man den Verstand verlieren könnte!“

„Ich habe Euch schon gesagt, Freund,“ erwiederte der Pfarrer, „daß dies geschieht, um unsere müßigen Gedanken zu unterhalten, und so wie man in wohl eingerichteten Staaten das Schach-, Ball- und Billardspiel denenjenigen zu ihrer Unterhaltung erlaubt, welche nicht arbeiten wollen, müssen, oder können, eben so erlaubt man auch den Druck dieser Bücher, weil man in Wahrheit glaubt, daß Niemand so unwissend seyn könne, eines derselben für wahre Geschichte zu halten, und wenn es mir jetzt vergönnt wäre und meine Zuhörer es wünschten, so würde ich manches darüber sagen, wie die Ritterbücher müßten

beschaffen seyn, um gut zu seyn, was vielleicht Manchen zum Nutzen und Vergnügen gereichen würde; indeß hoffe ich, daß eine Zeit kommen wird, wo ich meine Meinung darüber Jemanden mittheilen kann, der im Stande ist, zu helfen, und indessen, Herr Wirth, glaubt mir nur, was ich Euch gesagt habe, nehmt Eure Bücher mit ihren Lügen und Wahrheiten, die Euch wohl bekommen mögen, und gebe Gott, daß Ihr nicht in die Fußstapfen Eures Gastes Don Quixote tretet."

„Das geschieht ganz gewiß nicht," sprach der Wirth, „denn ich werde nicht ein solcher Narr seyn, einen fahrenden Ritter aus mir zu machen, da ich wohl weiß, daß jetzt das nicht mehr Brauch ist, was sonst Brauch war, als noch, wie man sagt, diese berühmten Ritter die Welt durchzogen."

Mitten in diesem Gespräch kam Sancho hinzu und wurde sehr betrübt und tiefsinnig, als er hörte, daß jetzt die fahrenden Ritter nicht mehr üblich, und daß alle Ritterbücher Narrheiten und Lügen wären. Er beschloß in seinem Herzen, abzuwarten, wie diese Reise seines Herrn ablaufen würde, und schlüge sie nicht so zu seinem Glücke aus, wie er dächte, so wollte er seinen Herrn verlassen und zu seiner Frau, seinen Kindern und seiner gewohnten Arbeit zurückkehren.

Der Wirth wollte den Mantelsack mit den Büchern forttragen, der Pfarrer sprach aber zu ihm:

„Wartet noch, ich wünschte die Papiere zu sehen, die so schön beschrieben sind."

Der Wirth nahm sie heraus und gab sie ihm zum Lesen; man sah, daß es ungefähr acht Bogen Handschrift war, mit einem groß geschriebenen Titel, welcher hieß: „Der vorwitzige Neugierige, Novelle.“ Der Pfarrer las drei oder vier Zeilen für sich und sprach:

„Der Titel dieser Novelle kommt mir ganz und gar nicht übel vor, und ich habe Lust, sie ganz durchzulesen.“

„Das kann Euer Ehrwürden recht gut; denn ich kann Euch sagen, daß mehrere meiner Gäste sie gelesen, viel Vergnügen daran gefunden und mich dringend darum gebeten haben, aber ich habe sie ihnen nicht geben wollen, indem ich sie immer demjenigen wieder zuzustellen dachte, der diesen Mantelsack mit den Büchern und Papieren hier vergessen hat und doch wohl einmal wieder hierher kommen kann. Ich werde zwar diese Bücher sehr vermissen, wenn ich sie wieder hergeben soll, aber ob ich gleich ein Schenkwirth bin, so bin ich doch auch ein Christ.“

„Ihr habt sehr recht, mein Freund,“ sagte der Pfarrer, „bei dem Allen aber werdet Ihr mir doch erlauben, die Novelle abzuschreiben, wenn sie mir gefällt?“

„Herzlich gern,“ antwortete der Wirth.

Während die Beiden zusammen sprachen, hatte Cardenio die Novelle genommen und darin zu lesen angefangen; da sie ihm nun eben so wohl gefiel, wie dem Pfarrer, so bat er diesen, er möchte sie vorlesen, damit Alle sie hören könnten.

„Ich will sie wohl lesen,“ sprach der Pfarrer; „die Zeit zum Schlafen aber zum Lesen zu verwenden?“

„Es wird hinreichende Erholung für mich seyn,“ sprach Dorothea, „die Zeit mit dem Anhören einer Erzählung zu verkürzen, denn mein noch nicht völlig beruhigter Geist gestattet mir nicht, zu schlafen, wenn es auch wirklich Zeit dazu wäre!“

„Da es so ist,“ sprach der Pfarrer, „so will ich denn lesen; vielleicht gewährt es uns einiges Vergnügen.“

Auch Meister Nicolas bat darum, und Sancho ebenfalls; wie dies der Pfarrer hörte, und sah, daß Alle, so wie er selbst, Vergnügen dabei haben würden, sptach er:

„Wenn dem so ist, so höre man mir aufmerksam zu; die Novelle beginnt folgendermaßen.

Dreizehntes Kapitel.

Der vorwitzige Neugierige.

In Florenz, einer berühmten und reichen Stadt Italiens, in der Provinz Toscana, lebten Anselmo und Lotario, zwei reiche und vornehme Cavaliere, deren Freundschaft zu einander so innig war, daß sie vorzugsweise von allen, die sie kannten, durchaus

nicht anders genannt wurden, als die beiden Freunde. Sie waren ledig, jung, von gleichem Alter und von gleichen Gewohnheiten, welches alles hinlängliche Ursachen abgab, daß ihre Herzen sich mit gegenseitiger Freundschaft umfingen. Anselmo war freilich geneigter zu den tändelnden Zeitverkürzungen der Liebe, als Lotario, den die Vergnügungen der Jagd anzogen; wenn sich aber die Gelegenheit darbot, so verließ Anselmo sein Vergnügen, um der Neigung des Lotario zu folgen, und Lotario beobachtete gegenseitig dasselbe, und auf diese Art gingen ihre Neigungen stets so gleichlaufend neben einander hin, wie zwei überein gestellte Uhren. Anselmo war außerordentlich verliebt in ein vornehmes, reizendes Fräulein derselben Stadt. Sie war von so edler Geburt, und dabei auch so edel gesinnt, daß er sich mit Zustimmung seines Freundes, ohne welchen er nichts that, entschloß, sie von ihren Eltern zur Gattin zu begehren, welchen Vorsatz er auch ausführte. Lotario war natürlich derjenige, welcher die Botschaft ausrichtete, so wie auch eben Lotario den Handel so zur Zufriedenheit seines Freundes abschloß, daß derselbe sich in kurzer Zeit im Besitze des ersehnten Gegenstandes sah. Auch Camilla war so zufrieden, ihren Anselmo zum Gatten gewählt zu haben, daß sie nicht aufhörte, dem Himmel und Lotario'n zu danken, durch deren Hülfe so vieles Glück sie betroffen hatte. Die ersten Tage wurden, wie gewöhnlich bei Hochzeiten, sehr fröhlich verlebt: Lotario fuhr fort, wie er immer zu thun gepflegt

hatte, das Haus seines Freundes Anselmo zu besuchen und bemühte sich, ihn zu ehren und durch Feste, so wie durch alles, was nur in seinen Kräften stand, zu erfreuen. Als aber die Hochzeit vorbei war, und die häufigen Besuche und Glückwünsche aufhörten, verminderte er sorgfältig seine Gänge in Anselmo's Wohnung, weil er glaubte (und das müssen verständiger Weise alle kluge Leute glauben), daß man das Haus eines Freundes, sobald derselbe verheirathet sey, nicht so oft und anhaltend besuchen müsse, als zu der Zeit, da er noch ledig war; denn obgleich gute, wahre Freundschaft niemals verdächtig seyn kann und darf, so ist die Ehre eines Verheiratheten doch so zart, daß es scheint, als könne sie selbst durch Brüder, um wie viel mehr durch Freunde, verletzt werden.

Anselmo bemerkte das Zurückziehen seines Freundes und beklagte sich deßhalb sehr gegen ihn, indem er sagte: wenn er gewußt hätte, daß seine Verheirathung Ursache zur Verminderung ihres früher gewohnten Umganges werden sollte, so würde er nie an die Ehe gedacht haben, und wenn das gute Einverständniß, in welchem sie während seines ledigen Standes gewesen wären, ihnen den süßen Namen der beiden Freunde verdient hätte, so könne er nicht zugeben, daß Lotario nun zurückhaltender würde, da keine gegründete Ursache zum Verlust eines so rühmlichen und schönen Namens da sey; er beschwöre ihn also (wenn anders ein solcher Ausdruck unter ihnen erlaubter Weise Statt finden könne), wieder Herr

in seinem Hause zu seyn und wie vorher zu gehen und zu kommen, wobei er ihm versicherte, deß Camilla, seine Gattin, keinen andern Geschmack und keinen andern Willen hätte, als den seinigen, und da es ihr bekannt wäre, mit welcher Aufrichtigkeit sie sich immer geliebt hätten, so wäre sie selbst unruhig über seine Kälte. Hierauf, so wie auf vieles andere, was Anselmo seinem Freunde sagte, um denselben zu überreden, daß er, wie gewöhnlich, sein Haus besuchen sollte, antwortete Lotario mit so vieler Vorsicht, Klugheit und Umsicht, daß Anselmo von seiner guten Absicht überzeugt wurde, und sie kamen dahin überein, daß Lotario zweimal in der Woche, und an den Festtagen bei Anselmo speisen sollte; dieser Verabredung ungeachtet nahm sich aber doch Lotario vor, nicht über das hinaus zu gehen, was er der Ehre seines Freundes würde angemessen finden, dessen guten Ruf er höher schätzte, als seinen eigenen. Er war der Meinung (und darin hatte er ganz Recht), daß der Mann, dem der Himmel ein schönes Weib bescheert habe, eben so sorgfältig berücksichtigen müsse, welche Freunde in sein Haus kämen, als mit welchen Freundinnen seine Gattin umginge; denn das, was auf den Straßen, in den Kirchen, bei öffentlichen Festen und Wallfahrten (lauter Dinge, von welchen die Männer ihre Frauen doch nicht füglich immer ausschließen können), nicht geschieht und möglich gemacht wird, das wird oft mit Leichtigkeit im Hause der Freundin der Verwandtin vollbracht, mit welcher das Weib am lieb-

ſten umgeht. Indeß hielt es Lotario auch für nöthig, daß jeder verheirathete Mann irgend einen Freund habe, der ihn auf jede in ſeinem Betragen etwa vorkommende Nachläſſigkeit aufmerkſam machte, denn es pflegt zu geſchehen, daß der Gatte bei der großen Liebe, die er für ſeine Gattin fühlt, dieſe entweder nicht warnt, oder, um ſie nicht zu betrüben, nicht von ihr fordert, dieſes zu thun oder jenes zu unterlaſſen, welches Thun oder Unterlaſſen ihr dann entweder Ehre oder Schande machen wird. Macht aber ein Freund aufmerkſam hierauf, ſo laſſen ſich leicht Mittel dagegen finden. Wo aber wird man einen ſo verſtändigen, treuen und wahrhaften Freund finden, wie ihn Lotario hier verlangt? Ich weiß es wirklich nicht; nur Lotario war es, der eifrigſt und angelegentlichſt für die Ehre ſeines Freundes beſorgt war und ſich bemühte, ſelbſt die Tage, welche er, ihrer Verabredung gemäß in das Haus deſſelben kommen ſollte, zu verringern und abzukürzen, damit der müßige, gemeine Haufe, und die mit ihren Augen überall umherſchweifende Bosheit keine Urſache finden möge, Böſes darüber zu reden, daß ein junger, reicher Edelmann von hoher Geburt und mit den guten Eigenſchaften begabt, deren er ſich bewußt war, Zutritt habe in dem Hauſe einer ſo ſchönen Frau, wie Camilla. Denn wenn auch ihre Herzensgüte und ihr innerer Werth jeder giftigen Zunge einen Zaum anzulegen vermochte, ſo wollte er doch weder über ihren guten Ruf, noch über den ſeines Freundes irgend einen Zweifel erregen, und deshalb füllte er

die meisten von den festgesetzten Besuchtagen mit etwas Anderem aus, was er immer für unerläßlich ausgab, so daß immer der größte Theil des Tages unter Klagen von der einen, und Entschuldigungen von der andern Seite, verfloß. Hierauf traf es sich, daß Beide an einem solchen Tage auf einer Wiese außerhalb der Stadt lustwandelten, und bei dieser Gelegenheit sprach Anselmo folgendes zu Lothario:

„Du hast vielleicht geglaubt, Freund Lothario, ich könnte Gott nicht sattsam und der erhaltenen Wohlthaten gemäß danken, daß er mir solche Eltern, wie die meinigen, gegeben, und mit nicht karger Hand die Gaben der Natur und des Glückes mir zugetheilt, und vorzüglich, daß er mir Dich zum Freund und eine Camilla zur Gattin geschenkt hat, zwei Schätze, die ich, wenn auch nicht so hoch, als ich wohl sollte, aber doch so sehr achte, als ich es vermag? Aber mit allen diesen Vorzügen, welche alles in sich enthalten, was gewöhnlich dem Menschen ein glückliches Leben verschaffen kann, lebe ich als der verzweifelteste, unglücklichste Mensch in der ganzen Welt; denn seit einiger Zeit (ich weiß nicht, wie lange?) quält und drängt mich ein so sonderbarer, die Grenzen des Gewöhnlichen so sehr überschreitender Wunsch, daß ich mich über mich selbst verwundere, mich selbst beschuldige und mit mir streite, und ihn mit meinen eigenen Gedanken zu beschwichtigen und zu verhüllen suche. Es ist mir, als sollte ich die ganze Welt mit meinem Geheimnisse vertraut

machen, und da ich es denn einmal irgendwo niederlegen muß, so sey es in Deinen verschwiegenen Busen; denn ich bin überzeugt, daß ich mittelst meines Zutrauens zu Dir, und vermöge des Eifers, den Du, als mein wahrer Freund anwenden wirst, mir zu helfen, mich bald von der Angst werde befreit sehen, die mich quält; durch Deine Bemühungen wird mein Frohsinn zu derselben Höhe gelangen, zu welcher mein Unmuth jetzt durch meine Thorheit gelangt ist.“

Lotario war erstaunt über Anselmo's Reden und wußte nicht, wozu diese weitläuftige Vorbereitung oder Einleitung dienen sollte; ob er sich gleich in seinen Gedanken ausfindig zu machen bestrebte, welcher Wunsch seinen Freund so sehr quälen möchte; so konnte er doch niemals den rechten Grund erforschen. Um indeß bald von der Unruhe befreit zu werden, in welcher sein Erstaunen ihn versetzt hatte, sprach er zu Anselmo:

„Du begehst eine schwere Beleidigung an meiner treuen Freundschaft, wenn Du Umwege suchst, um mir Deine verborgensten Gedanken mitzutheilen; denn es ist ausgemacht, daß Du Dir entweder guten Rath von mir versprechen kannst, um Dich zu erheitern, oder gar Hülfe, um Deine Wünsche zu erfüllen.“

„Du hast Recht,“ antwortete Anselmo, „und im Vertrauen hierauf sage ich Dir, Freund Lotario, daß nichts anderes mich plagt, als der Wunsch, zu wissen, ob Camilla, meine Gemahlin, so tugendhaft und vollkommen sey, wie ich es glaube; hiervon

kann ich mich aber nicht anders überzeugen, als durch eine Probe, welche die Art ihrer Tugend so prüft, wie das Feuer das Gold prüft; denn ich denke bei mir selbst, Freund, daß ein Weib nicht gut genannt werden kann, wenn es nicht mehr oder weniger in Versuchung gerathen ist; nur diejenige ist stark, welche den Versprechungen, Geschenken, Thränen und ununterbrochenen Bemühungen eifriger Anbeter nicht unterliegt. Denn welches Verdienst ist es für eine Frau, tugendhaft zu seyn, wenn Niemand ihrer Tugend Schlingen legt? Was ist es weiter, wenn diejenige zurückgezogen und schüchtern ist, der man keine Gelegenheit giebt, ungebundener zu leben, oder welche weiß, daß sie einen Mann hat, der sie ermorden würde, sobald er sie bei der ersten Untreue anträfe? Ich kann also die, welche nur tugendhaft ist aus Furcht, oder aus Mangel an Gelegenheit, es nicht zu seyn, durchaus nicht so achten, wie die Versuchte, Verfolgte, welche mit der Krone des Sieges aus dem läuternden Feuer der Verführung hervorgeht. Aus diesen Ursachen also, und aus noch vielen andern, die ich Dir nennen könnte, um Dir meine Meinung anschaulich zu machen und zu bestärken, wünsche ich, daß meine Gemahlin Camilla diese Schwierigkeiten zu überwinden bekomme, und sich reinige und läutere in dem Feuer der Versuchung und Verführung desjenigen, der Muth genug hat, seine Wünsche bis zu ihr zu erheben. Geht sie, wie ich glaube, mit der Siegespalme aus diesem Kampfe hervor, so werde ich mein

Glück für unvergleichbar halten, ich werde sagen können, daß der leere Raum meiner Wünsche ausgefüllt, daß mir in meinem Loose jenes starke Weib zugefallen ist, von dem der Weise sagt: Wer wird es finden? Geschieht aber das Gegentheil von dem, was ich denke, so werde ich, zufrieden, meine Meinung bestätigt zu sehen, ohne Mühe das erlangen, was durch eine so theure Erfahrung über mich verhängt werden kann, und vorausgesetzt, daß nichts von allem, was Du gegen meinen Vorsatz einwenden könntest, nur im geringsten dazu dienen wird, mich von der Ausführung desselben abzubringen, wünsche ich, Freund Lotario, daß Du das Werkzeug seyst, welches dieses Werk meiner Erfindung bearbeitet. Ich werde Dir Gelegenheit geben, es thun zu können, und nichts soll Dir fehlen, was ich für nöthig erachten werde, um sich um eine sittsame, ehrbare, eingezogene und uneigennützige Frau zu bewerben. Unter andern Gründen, die mich dazu bewegen, gerade Dir dies gefährliche Unternehmen zuzutrauen, ist auch meine Ueberzeugung, daß, wenn Camilla von Dir besiegt wird, ihre Ueberwindung nicht vollkommen gefährlich für mich ausfallen kann, sondern alles nur ein in der Einbildung begangenes Vergehen bleiben muß, weßhalb ich auch nur durch den Vorsatz beeinträchtigt werden kann, und die mir zugefügte Beleidigung durch Deine treue Verschwiegenheit wird verborgen werden; denn diese wird alles, was mich betrifft, in ihr ewiges Grab versenken. Wenn Du also wünschest, daß ich weiter leben soll

— und wirklich steht hier mein Leben auf dem Spiele! — so mußt Du sogleich diesen verliebten Kampf beginnen, und zwar weder nachlässig, noch kalt, sondern so eifrig und sorgfältig, wie mein Wunsch es erheischt, und mit dem Vertrauen, dessen unsere Freundschaft mich versichert."

So sprach Anselmo zu Lotario, welcher Alles mit solcher Aufmerksamkeit anhörte, daß er, wie ausdrücklich erzählt wird, den Mund nicht eher öffnete, als bis sein Freund seine Rede beschlossen hatte. Als er sah, daß Anselmo nicht mehr sprach, nachdem er ihn eine Zeitlang betrachtet hatte, wie einen, noch niemals gesehenen, Verwunderung und Staunen erregenden Gegenstand, sagte er:

„Ich kann mir nicht anders vorstellen, Freund Anselmo, als daß Du Scherz mit mir treibst; denn wenn ich geglaubt hätte, daß Du im Ernst sprächst, so würde ich Dich nicht haben ausreden lassen, weil ich gewiß Deiner langen Rede würde zuvorgekommen seyn, wenn ich sie nicht angehört hätte. Ohne irgend einen Zweifel bin ich überzeugt, daß Du mich entweder nicht kennest, oder ich Dich nicht kenne. Aber nein! Ich weiß ja recht gut, daß Du Anselmo bist, und auch Du weist, daß ich Lotario bin; der Fehler liegt also daran, daß ich nicht glauben kann, Du seyst derselbe Anselmo, der Du gewöhnlich bist, und eben so wenig kannst Du mich für den wahren Lotario gehalten haben; denn was Du mir gesagt hast, kommt nicht aus dem Herzen jenes Anselmo, meines Freundes, noch kann Dein Verlangen an denjenigen

Lotario gerichtet seyn, den Du kennst. Gute Freunde müssen ihren Freunden beweisen, daß sie ihrer werth sind, und ein Dichter sagt: Usque ad aras! d. h. sie sollen ihre Freundschaft nicht in Dingen geltend machen, die gegen Gott sind. Und wenn ein Heide so von der Freundschaft urtheilte, um wie viel mehr soll dies Gefühl einem Christen eigen seyn, der weiß, daß die göttliche Huld ihm für keine menschliche feil seyn soll. Treibt es aber ein Freund so weit, daß er die Ehrfurcht, die er dem Himmel schuldig ist, bei Seite setzt, um nur der gegen seinen Freund genug zu thun, so muß dies nicht wegen leichter, unwichtiger Dinge geschehen, sondern nur dann, wenn die Ehre und das Leben des Freundes gefährdet sind. Sage mir jetzt, Anselmo, welches von Beiden Du hier gefährdet hältst, daß ich es wagen soll, Dir zu willfahren und etwas so Abscheuliches zu thun, wie das ist, was Du von mir verlangst? So viel ich einsehe, ist keine Gefahr da, weder für Deine Ehre, noch für Dein Leben; im Gegentheile verlangst Du von mir, daß ich Beides sowohl Dir, als auch mir zugleich mit raube; wenn ich mich bemühen soll, Dir Deine Ehre zu nehmen, so ist es ausgemacht, daß auch Dein Leben dabei verloren geht, denn das Schicksal eines ehrlosen Menschen ist schlimmer, als das eines Todten. Und ich sollte, Deiner Meinung nach, das Werkzeug zu einem so großen Unglücke für Dich seyn? Würde ich dann nicht mich selbst entehren, mir selbst das Leben rauben? Höre mich geduldig an, Freund, und

unterbrich mich nicht, bis ich Dir meine vollkommene Meinung über Dein Begehren gesagt habe, denn es wird für Dich zum Antworten und für mich zum Anhören Zeit genug übrig bleiben."

„Sehr gern," antwortete Anselmo, „ rede nach Belieben."

Lotario fuhr fort: „Es scheint mir, Anselmo, als ob jetzt Dein Verstand dem der Mohren gliche; denn ihnen kann man weder durch Anführung von Stellen aus der heiligen Schrift, noch durch Gründe der Vernunft oder des Glaubens den Irrthum ihrer Secte deutlich machen, sondern man muß ihnen handgreifliche, leichte, verständliche, erklärende und unbezweifelbare Beispiele vorlegen, nebst mathematischen Beweisen, die sie nicht abläugnen können, als wenn man etwa sagt: „Wenn von zwei gleichen Theilen gleiche Theile abgezogen werden, so sind die übrig bleibenden Theile auch gleich." Und wenn sie das nicht wörtlich verstehen (und das ist wirklich der Fall), so muß man es ihnen eben handgreiflich und augenscheinlich machen, und das alles ist doch noch nicht hinlänglich, um sie von den Wahrheiten unserer heiligen Religion zu überzeugen. Dieselbe Verfahrungsart werde ich bei Dir anwenden müssen; denn der Vorsatz, den Du gefaßt hast, weicht so sehr von dem gewöhnlichen Wege ab und hat so ganz und gar keinen Schatten von Vernunft, daß es mir vorkommt, als würde man seine Zeit sehr verschwenden, wenn man Dir Deine Einfalt wollte begreiflich machen (ich weiß jetzt keinen andern Na-

men dafür), und hätte große Lust, Dich auf Gefahr der übeln Folgen in Deiner Thorheit beharren zu lassen; allein meine Freundschaft für Dich erlaubt mir nicht, so streng zu verfahren, denn sie giebt es nicht zu, daß ich Dich in der bestimmten Gefahr Deines Unterganges verlasse. Damit Du nun alles klar einsiehest, so sage mir, Anselmo: hast Du nicht von mir verlangt, mich um die Sittsamkeit selbst zu bewerben, die Tugend zu verführen, die Uneigennützigkeit durch Anerbietungen zu locken, und die Klugheit zu berücken? Ja, das hast Du von mir verlangt; wenn Du also weißt, daß Dein Weib sittsam, tugendhaft, uneigennützig und klug ist, was suchst Du dann? Und wenn Du glaubst, daß sie allen meinen Angriffen widerstehen wird (und das wird gewiß der Fall seyn), welche schönern Benennungen kannst Du ihr alsdann noch beilegen, als die sie jetzt schon hat? Oder wird sie dann mehr Werth haben, als jetzt? Du hältst ihren Werth entweder für geringer, als Du sagst, oder Du weißt nicht, was Du verlangst; findet das Erstere nicht statt, warum willst Du sie prüfen, wenn Du nicht gesonnen bist, sie aus dem schlimmsten, beliebigen Gesichtspunkte zu betrachten? Ist sie aber so tugendhaft, wie Du glaubst, so wird es vorwitzig seyn, die Wahrheit selbst versuchen zu wollen, denn eine solche Prüfung kann die frühere Achtung nicht erhöhen. Dies beweist also hinlänglich, daß es unvernünftig und unüberlegt sey, Dinge zu wagen, aus denen uns eher Schaden, als Nutzen entspringen

kann, vorzüglich, wenn wir nicht dazu gezwungen oder angetrieben werden, und denen wir schon von weitem ansehen können, daß das Unternehmen derselben augenscheinliche Thorheit ist. Schwierige Dinge unternimmt man entweder für Gott, oder für die Welt, oder für Beide zugleich; was man für Gott unternimmt, ist das, was die Heiligen ausgeführt haben, indem sie sich bemühten, in menschlichen Körpern so rein, wie Engel zu leben; was man aus Rücksicht für die Welt vollbringt, ist das, was diejenigen thun, welche den unermeßlichen Ocean durchsegeln, die verschiedensten Himmelsstriche und die entferntesten Völker besuchen, um das zu erwerben, was man Glücksgüter nennt; die Thaten aber, welche für Gott und die Welt zugleich unternommen werden, sind die der tapfern Krieger, welche letztere, wenn sie in der feindlichen Mauer kaum so viel Raum erblicken, als eine, aus einem Feuerschlunde geschleuderte Kugel zu machen im Stande ist, sogleich alle Furcht bei Seite setzen, der augenscheinlichen, ihnen drohenden Gefahr mit keinem Athemzuge gedenken und, beflügelt von dem heißen Wunsche, für ihren Glauben, ihr Volk und ihren König zu siegen, sich unerschrocken dem ihnen tausendfach drohenden Tode entgegenstürzen. Solche Dinge muß man unternehmen; denn solchen Unternehmungen winken Ehre, Ruhm und Nutzen, obgleich viele Hindernisse und Gefahren damit verbunden sind; was Du aber zu unternehmen und auszuführen Willens bist, wird Dir weder Ruhm bei Gott, noch bei den

Menschen, noch Glücksgüter erwerben, denn wenn auch wirklich alle Deine Wünsche befriedigt werden, so kannst Du dann nicht stolzer, nicht reicher, nicht geehrter seyn, als jetzt, und wenn es nicht so geschieht, wie Du meinst, so widerfährt Dir das größte Elend, welches man sich nur denken kann, denn es wird Dir alsdann nichts helfen, wenn Du denkst, daß Niemand das Unglück wisse, das Dir begegnet ist; denn der Umstand, daß Du es allein weißt, wird schon hinlänglich seyn, Dich zu betrüben und zu vernichten. Um die Wahrheit meiner Behauptung zu bestätigen, will ich Dir eine Stanze des berühmten Dichters Luis Tasilo sagen, welche am Ende seines ersten Theiles der Thränen des heiligen Petrus vorkommt und so heißt:

Es wächst der Schmerz, es wächst das Sturmgewühl
In Petern bei des Morgens ersten Strahlen,
Und sieht auch Niemand seiner Schaam Gefühl,
So leidet er doch des Bewußtseyns Qualen.
Ein edles Herz wird stets der Schande Spiel,
Sollt' es auch nicht in fremdem Blick sich malen;
Denn wenn der Edle irrt, erwächst Beschwerde,
Selbst nur bekannt dem Himmel und der Erde.

Und so wirst auch Du mittelst des Geheimnisses den Schmerz nicht von Dir wenden, im Gegentheile wirst Du ununterbrochen weinen, wenn auch nicht mit den Augen, aber doch mit dem Herzen, und zwar blutige Thränen, wie jener einfältige Doctor sie weinte, von

welchem unser Dichter sagt, daß er die Probe mit dem Gefäße machte, die Rinaldos klug genug war, von sich zu weisen. Und wenn dies auch weiter nichts ist, als eine dichterische Erfindung, so enthält sie doch moralische Geheimnisse in sich, welche würdig sind, berücksichtigt, verstanden und nachgeahmt zu werden, und das um so mehr, weil Du durch das, was ich Dir eben sagen will, noch vollends von dem großen Fehler zurückkommen wirst, den Du zu begehen im Begriffe stehst. Sage mir, Anselmo, wenn der Himmel oder das günstige Schicksal Dich zum Herrn und rechtmäßigen Besitzer eines wunderschönen Diamanten gemacht hätte, von dessen Güte und Werth alle Juweliere, die ihn sähen, befriedigt würden, und über den sie Alle einstimmig und gemeinschaftlich urtheilten, daß er in Hinsicht auf Werth, Güte und Feinheit alles erreichte, was man von der Natur eines solchen Steines nur fordern könnte; wenn auch Du dasselbe glaubtest, ohne das Geringste vom Gegentheile zu wissen, würde es dann klug gethan seyn, wenn es Dir in den Sinn käme, diesen Diamant zu nehmen, ihn zwischen Ambos und Hammer zu legen und da mit starken Schlägen und angestrengtem Arme zu versuchen, ob er so hart und rein wäre, als man sagte? Und noch schlimmer wäre es, wenn Du diesen Gedanken ausführtest; denn gesetzt auch, der Stein widerstünde einer so unbesonnenen Probe, so wird dadurch weder sein Werth, noch sein Ruf vergrößert werden; und wenn er in Stücken ginge (was doch leicht geschehen könnte),

würde er dann nicht ganz verloren seyn? Gewiß, und sein Besitzer würde in den Augen aller Menschen für einen Thoren gelten. Da Du nun weißt, Freund Anselmo, daß Camilla der reinste Diamant ist, sowohl nach Deiner, als nach Anderer Meinung, und daß es nicht der Vernunft gemäß seyn würde, sie dem Zufalle des Sinkens auszusetzen, weil sie, wenn sie auch widerstände, doch nicht zu einem höhern Werthe gelangen könnte, als den sie eben besitzt, und wenn sie den Kampf nicht aushielte; so bedenke, was Du ohne sie seyn würdest, und mit wie vielem Recht Du dich über Dich selbst würdest beklagen können, die Ursache ihres Verderbens und des Deinigen gewesen zu seyn. Bedenket, daß es kein Kleinod in der Welt giebt, welches so viel Werth hätte, als ein keusches, sittsames Weib, und daß die ganze Ehre der Weiber in der Meinung besteht, die man von ihnen hat. Die Ehre Deiner Gattin ist, wie Du weißt, von der äußersten Reinheit, warum willst Du also diese Tugend in Zweifel ziehen? Bedenke, Freund, daß Weiber unvollkommene Wesen sind; man darf ihnen kein Hinderniß in den Weg legen, über welches sie straucheln und fallen könnten, sondern man muß aus ihrem Pfade jede Unebenheit wegräumen, damit sie ohne Beschwerde das Ziel erreichen können, nach welchem sie streben, nämlich die Tugend. Der Hermelin ist, wie die Naturforscher sagen, ein Thierchen mit außerordentlich weißem Felle, und die Jäger bedienen sich, um es zu fangen, des folgenden Kunstgriffes: Sie wissen nämlich

die Plätze, wohin es zu gehen und die es zu überschreiten pflegt; diese belegen sie mit Koth, schrekken den Hermelin alsdann auf, jagen ihn dorthin, und so wie er an die schmuzigen Stellen kommt, bleibt er stehen und läßt sich einfangen, um nur nicht durch den Schlamm zu gehen und seine weiße Farbe zu verlieren oder zu besudeln, die er höher achtet, als Freiheit und Leben. Das sittsame, keusche Weib ist ein Hermelin, die Tugend der Sittsamkeit ist weißer und reiner, als Schnee, und der, welcher wünscht, daß sie nicht verloren gehe, sondern bewahrt und beibehalten werde, muß anders damit verfahren, als mit dem Hermelin; sie darf nicht dem Schmuz der Geschenke und eifrigen Dienste zudringlicher Liebhaber ausgesetzt werden, denn es ist immer ungewiß, ob die Frau eine so starke Tugend und natürliche Kraft besitzt, um durch sich selbst diesen Schwierigkeiten trotzen und sie überwinden zu können. Es ist daher nöthig, dieselben von ihr zu entfernen und ihr nur die Reinheit der Tugend vor die Augen zu stellen und das Schöne, was ein guter Ruf mit sich führt. Das tugendhafte Weib ist an sich selbst wie ein hellglänzender, krystallener Spiegel, welchen der geringste Hauch, der ihn trifft, verdunkelt und trübt. Tugendhafte Frauen muß man behandeln, wie Reliquien; man muß sie anbeten, aber nicht berühren, man muß sie bewahren und schätzen, wie man einen schönen Garten voll Rosen und anderer Blumen bewahrt und schätzt, dessen Eigenthümer nicht erlaubt, daß irgend Jemand ihnen

zu nahe komme, oder sie gar berühre; es ist genug, daß man von weitem und durch das Eisengitter hindurch ihren Wohlgeruch und ihre Schönheit genieße. Zum Schlusse will ich Dir einige Verse sagen, die mir eben in's Gedächtniß kommen; ich habe sie in einem neuern Schauspiele gehört und sie scheinen mir auf das, wovon wir reden, vollkommen zu passen. Ein verständiger Greis nämlich gab einem andern, dem Vater eines Mädchens, den Rath, seine Tochter eingezogen zu halten, sie zu bewahren und zu verschliessen, und unter andern Dingen sagte er auch folgendes:

Gar zart ist jedes Weib, wie Glas,
Darum, o Freund, versuche nicht,
Ob's unter deiner Hand zerbricht,
Denn leicht geschieht wohl so etwas.

Die Freude ist gar leicht vorbei,
Und darum ist es nimmer klug,
Daß man ihn wage, den Versuch;
Ach, gar zu schnell springt es entzwei.

Gegründet ist die Meinung wohl,
Daß, wenn es Danae'n noch giebt,
Auch nicht der Donn'rer fehlt, der liebt,
Und gold'nen Regen spenden soll.

Was ich Dir bis jetzt gesagt habe, Anselmo, geht Dich an; jetzt mußt Du auch hören, was mir

geziemt, und bin ich vielleicht weitläuftig, so verzeihe mir, denn das Labyrinth, in welches Du gerathen bist und woraus ich Dich befreien soll, erheischt es so. Du hältst mich für Deinen Freund, und doch willst Du mir die Ehre rauben, was gegen alle Freundschaft ist; und nicht allein das verlangst Du, sondern Du begehrst auch noch, daß ich Dir Deine Ehre rauben soll. Daß Du mir die meinige nehmen willst, springt in's Auge; denn wenn Camilla sieht, daß ich mich so um sie bewerbe, wie Du es verlangst, so muß sie mich nothwendig für einen ehrlosen, schlechtdenkenden Menschen halten, da ich in diesem Falle eine Sache unternehmen und thun würde, welche so ganz außer dem Kreise meiner eigenen Ueberzeugung ist, und so fern von dem, was Deine Freundschaft mir gebietet. Eben so wenig ist es zu bezweifeln, daß Du verlangst, ich soll Dir Deine Ehre rauben; denn sobald Camilla meine Bewerbungen um sie bemerkt, so wird sie glauben, ich hätte in ihrem Betragen irgend etwas Leichtsinniges bemerkt, welches mich so verwegen machte, ihr meine unedeln Wünsche zu entdecken, und wenn sie sich für entehrt hält, so trifft auch Dich, da Du ihr angehörst, ihre eigene Schande mit. Hieraus nun ist das entstanden, was man gewöhnlich zu sagen pflegt, daß nämlich der Mann eines ehebrecherischen Weibes ein schändlicher, niedriger Mensch sey, wenn er auch nichts von dem Vergehen seiner Frau wisse und ihr keine Gelegenheit zur Verletzung ihrer Pflicht gegeben habe, und selbst dann ist dies der Fall,

wenn es auch nicht in seiner Gewalt gewesen ist, seinem Unglücke zuvorzukommen, und dasselbe auch nicht durch Sorglosigkeit oder Mangel an Umsicht von seiner Seite entstanden ist. Ja, selbst diejenigen, denen die übele Aufführung seiner Frau bekannt ist, betrachten ihn in gewisser Hinsicht mit Verachtung, während sie Mitleid mit ihm haben sollten, da sie doch sehen, daß sein Unglück ihn nicht durch eigene Schuld, sondern durch die Zügellosigkeit seiner lasterhaften Gefährten getroffen hat. Ich will Dir aber sagen, warum der Mann einer sittenlosen Frau mit Recht ehrlos erscheint, wenn er auch nicht weiß, daß sie es ist, und wenn er wirklich weder Schuld noch Theil daran hat, noch jemals von ihm Gelegenheit dazu ist gegeben worden. Laß es Dich nicht verdrießen, mich anzuhören, denn Alles soll Deinen Nutzen bezwecken. Als Gott im irdischen Paradies unsern ersten Vater schuf, ließ er, wie die heilige Schrift sagt, über Adam einen Schlaf kommen, während dessen er aus seiner linken Seite eine Rippe nahm und unsere Mutter Eva daraus bildete; wie nun Adam aufwachte und sie erblickte, sprach er: Das ist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Beine. Und Gott sprach: Für sie wird der Mann Vater und Mutter verlassen, und Beide werden ein Leib seyn; und damals schon wurde das göttliche Sacrament der Ehe mit solchen Banden eingesetzt, welche nur der Tod zu lösen vermag. Und dieses wunderbare Sacrament hat so viele Kraft und Festigkeit, daß es bewirkt, daß zwei ganz verschie-

dene Geschöpfe zu einem und demselben Leibe werden; ja noch mehr bewirkt es bei glücklich Vermählten, da solche, obgleich mit zwei Seelen begabt, doch immer nur einen Willen haben. Daher kommt es, daß, wie das Fleisch der Gattin dasselbe ist, wie das des Gatten, auch die Flecken, die sie verunreinigen, oder die Fehler, die sie begeht, zugleich auch den Gatten mit betreffen, wenn er auch gleich, wie ich schon gesagt habe, keine Gelegenheit zu ihren Vergehungen gegeben hat; denn eben so, wie man den Schmerz eines Fußes, oder irgend eines andern Theiles am ganzen Körper fühlt, weil Alles ein und dasselbe Fleisch ist, und der Kopf den Schmerz des Knöchels mit empfindet, wenn er ihn gleich nicht verursacht hat, so ist auch der Mann Theilhaber an der Schande seiner Frau, weil er mit ihr Eines und dasselbe ist, und wie alle Ehre und Schande in der Welt aus Fleisch und Blut entspringt, und die Vergehungen einer unsittlichen Frau von dieser Art sind, so ist es nothwendig, daß ein Theil davon auf den Mann falle und er für entehrt zu halten sey, ob er gleich nichts davon weiß. Berücksichtige ferner, Anselmo, die Gefahr, in welche Du Dich begiebst, wenn Du es unternimmst, die Ruhe zu stören, worin Dein gutes Weib lebt; bedenke, welche vergebliche und vorwitzige Neugier Dich antreibt, Gefühle zu erregen, die jetzt noch im Busen Deiner keuschen Gattin schlummern; überlege, daß das, was Du gewinnen kannst, gering, was Du aber zu verlieren wagst, so groß sey, daß ich nicht davon reden mag.

daß ich nicht einmal Worte finden würde, um es noch zu vergrößern. Wenn indeß alles, was ich gesagt habe, nicht genug ist, Dich von Deinem übeln Vorsatze abzubringen, so magst Du nur immer ein anderes Werkzeug Deiner Schande und Deines Unglücks suchen; denn ich will es nicht seyn, wenn ich auch dadurch Deine Freundschaft verlieren sollte, welches der größte Verlust seyn würde, den ich mir nur denken kann."

Der tugendhafte, verständige Lotario schwieg nach diesen Worten, und Anselmo wurde so verwirrt und tiefsinnig, daß er eine geraume Zeit lang nicht eine Sylbe zu antworten vermochte; endlich sprach er aber:

„Wie Du gesehen hast, Freund Lotario, habe ich Deiner ganzen Rede aufmerksam zugehört, und habe aus Deinen Gründen, Beispielen und Vergleichungen Deinen großen Verstand ersehen und den außerordentlichen Grad von Freundschaft, den Du für mich hegst; auch gebe ich zu, daß ich das Gute fliehe und das Böse suche, wenn ich Deiner Meinung nicht folge; dies vorausgesetzt, bitte ich Dich, zu bedenken, daß ich jetzt an der Krankheit einiger Weiber leide, welche sich gelüsten lassen, Erde, Gyps, Kohlen und andere, noch schlimmere Dinge zu genießen, ob sie gleich schon beim Ansehen, wie viel mehr also beim Essen, Ekel erregen. Auch zu meiner Heilung ist ein Kunstgriff nöthig, welcher leicht stattfinden kann, im Falle Du, und wenn auch nur lau und verstellter Weise, anfängst, Dich um Camillen

zu bewerben, welche übrigens auch gar nicht so nachgiebig seyn mag, daß ihre Ehre gleich beim ersten Sturme fallen könnte; bloß mit diesem Anfange werde ich zufrieden seyn und Du wirst durch denselben die Pflichten erfüllt haben, die Du unserer Freundschaft schuldig bist, indem Du mir nicht allein das Leben giebst, sondern mich auch überzeugst, daß ich nicht ohne Ehre bin. Und aus einem einzigen Grunde schon bist Du verbunden, dies zu thun; denn da ich in der That fest entschlossen bin, meine Prüfung in's Werk zu setzen, so darfst Du nicht zugeben, daß ich meine Thorheit einem Andern anvertraue, bei welchem meine Ehre gefährdet wäre, die ich nach Deinen Bemühungen nicht verlieren soll. Und sollte auch die Deinige in Camillens Augen nicht in einem so hellen Lichte erscheinen, als Du es wünschest, so bedeutet das wenig oder gar nichts; denn kurz, wenn wir sie so rein finden, wie wir es hoffen, so magst Du ihr unsern ganzen Kunstgriff offen entdecken, und wirst dann in ihren Augen denselben Werth haben, wie vorher. Weil Du nun so wenig wagst und durch dieses Wenige so viel zu meiner Zufriedenheit beitragen kannst, so weigere Dich nicht, mein Begehren zu erfüllen, wenn Du auch noch mehr Schwierigkeiten dabei finden solltest; denn, wie ich gesagt habe, werde ich die Sache für beschlossen ansehen, wenn Du sie nur beginnst."

Wie Lotario den festen Willen Anselmo's sah und nicht wußte, was er demselben weiter entgegensetzen, noch welche Vernunftgründe er ferner aufstel-

len sollte, um ihn von seinem Verlangen abzubringen; als er sah, daß Anselmo ihm drohte, sein unbesonnenes Vorhaben einem Andern mitzutheilen, so beschloß er, dem Wunsche des Freundes nachzugeben und zu thun, was er könnte, um größerem Uebel vorzubeugen; nahm sich aber dabei ausdrücklich vor, die Sache so zu leiten, daß er Anselmo'n befriedigte, ohne Camillens Seelenruhe zu stören. Daher antwortete er ihm: Er möchte niemand Anderem seine Gesinnungen mittheilen, weil er gesonnen sey, die Sache zu übernehmen und zu beginnen, wenn er es wünschen würde. Anselmo umarmte ihn zärtlich und liebevoll, dankte ihm für sein Anerbieten, als ob er ihm einen großen Dienst erwiesen hätte, und Beide kamen überein, daß das Werk mit dem folgenden Tage beginnen sollte, wobei Anselmo seinem Freunde Zeit und Gelegenheit verschaffen würde, mit Camillen unter vier Augen zu sprechen, ja, daß er ihm selbst Geld und Kleinodien einhändigen wollte, um es ihr zu geben und anzubieten; ferner rieth er ihm, ihr Nachtmusiken zu bringen und Verse zu ihrem Lobe zu schreiben, die er, Anselmo, selbst machen wollte, wenn es Lotario'n zu viel Mühe verursachte. Lotario erbot sich zu Allem, hatte aber dabei ganz andere Absichten, als Anselmo dachte, und nachdem sie ihre Uebereinkunft getroffen hatten, kehrten sie nach Anselmo's Wohnung zurück, wo sie Camillen angstvoll ihren Gatten erwartend fanden, weil derselbe gerade heute später, als gewöhnlich nach Haus zurückkehrte. Lotario begab sich nach seiner Woh-

nung und Anselmo blieb eben so zufrieden in der seinigen zurück, wie sein Freund tiefsinnig war, da er nicht wußte, welchen Weg er einschlagen sollte, um mit Ehren aus diesem verdrießlichen Handel zu kommen. Indeß überlegte er noch in derselben Nacht die Art und Weise, die er ergreifen würde, Anselmo'n zu täuschen, ohne Camillen zu beleidigen, ging den andern Tag zu seinem Freunde zu Tische und wurde von Camillen gut empfangen, die ihn, in Rücksicht auf das Wohlwollen, das ihr Gemahl für ihn hegte, sehr gern aufnahm und bewirthete. Das Mahl war beendet, die Tafel abgedeckt; Anselmo bat seinen Freund, bei Camillen zu bleiben, während er eines nöthigen Geschäftes wegen ausgehen, in anderthalb Stunden aber wiederkommen würde. Camilla bat ihn, nicht auszugehen, und Lotario erbot sich, ihn zu begleiten; allein Anselmo ging nicht von seinem Willen ab, sondern plagte vielmehr Lotario'n, da zu bleiben und ihn zu erwarten, weil er über eine Sache von großer Wichtigkeit mit ihm zu reden hätte. Zugleich sagte er Camillen, sie sollte Lotario'n nicht allein lassen, bis er selbst wieder nach Haus kommen würde. Kurz, er wußte das Nöthige oder Unnöthige seiner Abwesenheit so gut zu ersinnen, daß Niemand eine bloße Dichtung darin ahnete. Anselmo ging und Camilla und Lotario blieben allein am Tische, weil die übrigen Leute im Hause alle zum Essen gegangen waren. Lotario sah sich nun in den Schranken, die sein Freund ihm errichtet hatte, seiner Feindin gegenüber, welche bloß durch ihre

Schönheit ein ganzes Geschwader bewaffneter Ritter hätte besiegen können, und er hatte also hinreichende Ursache zur Furcht. Er stützte indeß den Ellenbogen auf den Arm seines Sessels und die Wange in die offene Hand, bat Camillen wegen seines Mangels an Artigkeit um Verzeihung und sagte: Er wolle ein wenig ruhen, bis Anselmo wieder kommen würde. Camilla bemerkte ihm, daß er auf dem Polster besser, als auf dem Sessel würde ruhen können und bat ihn, sich darauf zu setzen und dort zu schlafen. Lotario that es nicht, sondern schlief da, wo er bereits war, bis Anselmo wieder kam, welcher, als er Camillen in ihrem Zimmer und Lotario'n schlafend fand, nicht anders glaubte, als daß sie Beide, da er so lange gezögert hätte, schon hinlängliche Zeit und Gelegenheit, sowohl zu ihrer Unterhaltung, als auch zum Schlafen müßten gehabt haben, und er konnte die Zeit kaum erwarten, wo sein Freund aufwachen würde, daß er mit demselben ausgehen und ihn über sein Schicksal befragen könnte. Alles geschah, wie er es wünschte. Lotario erwachte, worauf sie sogleich Beide das Haus verließen und Anselmo seine Fragen begann. Lotario antwortete ihm, daß er es nicht für wohl gethan gehalten hätte, sich gleich das erste Mal ganz zu entdecken; er habe sich also damit begnügt, Camillen als reizend zu preisen, und ihr dabei gesagt, daß man in der ganzen Stadt von nichts spräche, als von ihrer Schönheit und ihrem Geiste. Dies habe ihm ein guter Anfang zu seyn geschienen, um Einfluß auf ihr Gemüth zu be-

kommen und sie dahin zu bewegen, daß sie ihn ein andermal mit Gefälligkeit anhörte, und er habe hier gehandelt, wie der böse Feind, wenn er Jemand betrügen wollte, der auf seiner Hut ist; denn alsdann verwandelte sich der Böse in einen Engel des Lichts, ob er gleich der der Finsterniß wäre; er nähme einen guten Schein an, zeigte sich nur zuletzt in seiner wahren Gestalt und träte mit seinen Absichten hervor, wenn nicht etwa schon anfangs sein Betrug wäre entdeckt worden. Mit dem Allen war Anselmo sehr zufrieden und versprach, seinem Freunde alle Tage dieselbe Gelegenheit zu geben, wenn er auch nicht aus dem Hause ginge; denn er würde sich auch innerhalb desselben auf eine Art beschäftigen, daß Camilla seinen Kunstgriff nicht durchschauen sollte. Hierauf verging eine lange Zeit, während welcher Lotario, ohne Camillen ein Wort zu sagen, Anselmo'n immer versicherte, er spräche mit ihr, könnte aber an ihr nicht das geringste Zeichen wahrnehmen, daß sie auf etwas Böses einzugehen, noch ihm auch nur einen Schatten von Hoffnung zu geben gesonnen sey; im Gegentheile behauptete er, sie drohte ihm, ihrem Gemahle Alles zu entdecken, wenn er von seinem schlechten Vorsatze nicht abginge.

„Die Sache steht gut," sprach Anselmo; „bis jetzt hat Camilla den Worten widerstanden, wir müssen also nun auch sehen, wie sie der That widersteht. Ich will Dir morgen zweitausend Goldthaler einhändigen, die Du ihr anbieten, ja selbst geben, und noch zweitausend, wofür Du Juwelen kaufen

magst, um sie damit anzulocken; denn die Weiber sind gewöhnlich leidenschaftlich dafür gestimmt, sich zu putzen und in köstlichen Kleidern zu gehen, und das noch mehr, wenn sie schön sind, sie mögen so keusch seyn, wie sie wollen; und wenn sie dieser Versuchung widersteht, werde ich zufrieden seyn und Dich nicht weiter belästigen."

Lotario antwortete: Er würde die Sache, da er sie einmal angefangen hätte, auch durchführen, weil er schon voraus sähe, daß er sich nur als überwunden und besiegt in derselben würde nennen dürfen. Am andern Tage empfing er die viertausend Thaler und mußte dabei viertausend Mal verlegen werden, weil er nicht wußte, was er sagen sollte, um neue Lügen zu erfinden. Indeß beschloß er, seinem Freunde zu sagen, daß Camilla gegen Geschenke und Versprechungen eben so unempfänglich wäre, als gegen seine Ueberredungen, und daß Anselmo nichts weiter zu fürchten brauchte, weil die Zeit dabei doch nur verloren würde. Das Schicksal aber, welches die Sachen anders leitete, fügte es so, daß einst Anselmo, als er Lotario'n mit Camillen allein gelassen hatte (wie das schon manchmal der Fall gewesen war), sich in ein Zimmer verschloß und sie durch ein Schlüsselloch behorchen und beobachten wollte, und bei dieser Gelegenheit sah, daß Lotario in mehr als einer halben Stunde kein Wort zu Camillen sagte, noch gesagt haben würde, wenn er ein Jahrhundert lang ihr gegenüber gesessen hätte. Daher fiel er in den Verdacht, daß alles, was ihm sein Freund von

Camillens Antworten gesagt hätte, nur Erdichtung und Lüge sey, und um zu erfahren, ob die Sache sich so verhielt, kam er aus seinem Hinterhalt hervor, rief Lotario'n bei Seite und fragte ihn, welche Nachrichten er ihm geben könnte, und in welcher Stimmung Camilla sey. Lotario antwortete ihm, daß er nicht gesonnen sey, weiter etwas in der Sache zu thun, weil ihr Betragen so rauh und streng wäre, daß er nicht den Muth hätte, noch ein einziges Wort gegen sie zu verlieren.

„Ha, Lotario, Lotario!“ rief Anselmo, „wie schlecht entsprichst Du dem, was Du mir schuldig bist und meinem unbegrenzten Vertrauen! Ich habe Dich jetzt durch das Schlüsselloch beobachtet und bemerkt, daß Du nicht ein Wort zu Camillen gesagt hast, und daraus ersehe ich, daß auch Deine frühern Ueberredungen nur noch im Reiche der Zukunft liegen, und wenn es sich (wie ich gar nicht zweifle) wirklich so verhält, warum täuschest Du mich dann, warum willst Du mich mit allem Fleiße der Mittel zur Erfüllung meiner Wünsche berauben?“

Anselmo sagte nichts weiter, aber was er gesagt hatte, war hinreichend, um Lotario'n betroffen und verwirrt zu machen, der es nun fast für eine Ehrensache ansah, daß er auf einer Unwahrheit war getroffen worden und dem Anselmo schwur, er wollte sich von diesem Augenblicke an der Sache so sehr annehmen und ihn durchaus nicht hintergehen, daß er es wohl merken sollte, wenn er ihn aufmerksam beobachten würde, und das vorzüglich, da er sich gar

nicht mehr würde anreizen lassen, sondern Anselmo'n auf eine solche Art zufrieden stellen wollte, daß aller Verdacht wegfallen müßte. Anselmo glaubte dies, und um Lotario'n mehr Sicherheit und Bequemlichkeit zu gewähren und ihn weniger Verlegenheiten auszusetzen, beschloß er, sich acht Tage lang aus seinem Hause zu entfernen und zu einem Freunde zu gehen, der in einem nicht weit von der Stadt gelegenen Dorfe wohnte und den er dazu bewog, daß er ihn sehr angelegentlich zu sich bitten ließ, um bei Camillen einen Vorwand zu seiner Reise zu haben. Wie unglücklich und unvorsichtig bist Du, Anselmo! Was thust Du? Was willst Du ausführen? Welche Anordnungen machst Du? Bedenke, daß Du gegen Dich selbst handelst, daß Du deine Schande erzeugst, Dein Verderben bereitest. Camilla, Deine Gattin, ist treu, ruhig und ungestört bist Du in ihrem Besitze, nichts unterbricht Deinen Genuß, ihre Gedanken schweifen nicht über die Grenzen ihres Hauses hinaus, Du bist ihr Himmel auf der Welt, das Ziel ihres Verlangens, die Erfüllung ihrer Wünsche und das Band, welches ihren Willen festknüpft, indem es denselben in jeder Hinsicht mit dem Deinigen und mit dem Willen des Himmels übereinstimmt. Wenn Dir nun die Fundgrube ihres guten Rufes, ihrer Schönheit, ihrer Ehre und Sittsamkeit, ohne die geringste Anstrengung von Deiner Seite, den ganzen Reichthum darbeut, den sie besitzt und nach welchem Deine Wünsche streben können, warum willst Du den Schooß der Erde durchwühlen, um neue Adern noch

nie gesehener Schätze zu finden, wobei Du Dich noch der Gefahr aussetzest, daß der ganze Schacht einstürze, den doch nur die hinfälligen Stützen seiner eigenen Schwachheit aufrecht erhalten. Bedenke, daß dem, der das Unmögliche sucht, das Mögliche gerechter Weise verweigert wird, wie es ein Dichter folgendermaßen besser sagt:

In dem Tode such' ich Leben,
Und Gesundheit in der Krankheit,
In der engen Haft die Freiheit,
An dem Dornenbusche Reben,
Und im Lügnermunde Wahrheit.

Aber unerbittlich zeiget
Sich mein Schicksal — ohne Schonung,
Und mein Schmerz hat nicht Betonung:
Im Unmöglichen erreichet,
Keiner, der es sucht, Belohnung.

Anselmo ging am andern Tage auf das Land, sagte aber vorher Camillen: Lotario würde während seiner Abwesenheit die Angelegenheiten seines Hauses besorgen, und sie sollte sich bemühen, ihn so zu behandeln, als wenn er, Anselmo, es selbst wäre. Als eine kluge und sittsame Frau betrübte sich Camilla über die Verordnung ihres Gemahls und machte demselben bemerklich, wie es sich nicht zieme, daß irgend Jemand in seiner Abwesenheit seinen Sitz bei Tische einnähme, und wenn er dies bloß deshalb so

anordnete, weil er ihr nicht zutraute, daß sie ihrem Hause würde vorstehen können, so möchte er sie nur diesesmal auf die Probe stellen, und er würde dann aus Erfahrung sehen, daß sie noch größere Dinge zu besorgen im Stande sey. Anselmo entgegnete ihr, daß es sein Wille so wäre, und es ihr nicht zieme, etwas anderes zu thun, als duldend zu gehorchen, und sie versprach, es zu thun, ob es gleich gegen ihre Neigung sey. Anselmo reiste ab; am andern Tage kam Lotario und wurde freundlich und höflich von Camillen empfangen, die aber nie mit ihm allein blieb, sondern immer von Dienern und Zofen umringt war. Vorzüglich hatte sie beständig ein Mädchen bei sich, welches Leonella hieß und der sie sehr wohl wollte, weil sie Beide von Kindheit an in dem Hause von Camillens Eltern mit einander aufgewachsen waren und sie dieselbe bei ihrer Verheirathung mit Anselmo mit sich genommen hatte. In den ersten drei Tagen äußerte Lotario gar nichts, auch nicht einmal, wenn man vom Tische aufgestanden war und die Dienerschaft eilig zum Essen ging, wie es Camilla befohlen hatte. Auch Leonella hatte Befehl, früher zu essen, als Camilla, und dann nicht von ihrer Seite zu weichen; da ihre Gedanken aber auf andere Gegenstände ihres Vergnügens gerichtet waren, und sie diese Zeit und Gelegenheit zu ihrer eigenen Zerstreuung brauchte, so erfüllte sie nicht allemal den Befehl ihrer Gebieterin, sondern ließ die Beiden allein, als wenn es ihr so wäre geheißen worden. Die Gegenwart der sittsamen Camilla in-

deß, der Ernst ihres Angesichtes, und ihr ganzer Anstand waren von der Art, daß Lotario's Zunge dadurch gezügelt wurde; was aber Camillens Sittsamkeit gut machte, indem sie Lotario's Zunge fesselte, fiel sehr zu Weiber Schaden aus; denn wenn auch sein Mund schwieg, so hatten seine Gedanken doch freien Spielraum und Gelegenheit, Camillens außerordentliche Güte und Schönheit zu beobachten, welche hinlänglich waren, nicht ein Menschenherz, sondern eine marmorne Bildsäule mit Liebe zu erfüllen. Lotario betrachtete sie, während er hätte mit ihr sprechen sollen, sah, wie sehr sie würdig sey, geliebt zu werden, und diese Betrachtung fing nach und nach an, die Achtung wankend zu machen, die er seinem Freunde schuldig war. Tausendmal wollte er sich aus der Stadt entfernen und irgend wohin gehen, wo ihn Anselmo und er Camillen nie wieder sähe; aber schon hielt ihn das Vergnügen, das er in ihrem Anschauen fand, davon zurück. Er that sich Gewalt an und kämpfte mit sich selbst, um das Vergnügen von sich zu entfernen und nicht zu fühlen, welches er in Camillens Anblicke fand; er beschuldigte sich selbst des Wahnsinnes und nannte sich einen schlechten Freund und schlechten Christen; dann machte er wieder Ueberlegungen und Vergleiche über sich selbst und Anselmo, und alle liefen auf die Ueberzeugung hinaus, daß Anselmo's Thorheit und Vertrauen mehr bewirkt habe, als seine eigene, kleine Treulosigkeit, und daß er, wenn Gott ihn so wegen desjenigen, was er zu thun Willens sey, entschuldigte,

wie die Menschen ihn entschuldigen würden, seines Vergehens wegen nicht in Sorge zu seyn brauchte. Kurz, die Schönheit und Güte Camillens, vereint mit der Gelegenheit, welche der unvorsichtige Gatte ihm selbst an die Hand gegeben hatte, überwanden Lotario's Rechtlichkeit, und ohne etwas Anderes zu bedenken, als das, wozu seine Neigung ihn führte, fing er an (nachdem Anselmo drei Tage abwesend gewesen war, die er selbst in ununterbrochenem Kampfe mit seinem Verlangen zugebracht hatte), Camillen mit so vielen Schmeicheleien und verliebten Reden zu verfolgen, daß sie ganz verwirrt wurde und nichts anderes thun konnte, als sich von ihrem Sitze erheben und in ihr Zimmer gehen, ohne ihm eine Sylbe zu antworten; durch diese Härte aber wurde in Lotario's Herzen durchaus die Hoffnung nicht entkräftet, die immer mit der Liebe zugleich entsteht, sondern er fühlte sich nur noch mehr zu Camillen hingezogen, welche gar nicht wußte, wie sie sich benehmen sollte, indem sie an Lotario ein Betragen bemerkte, das sie gar nicht gewohnt war. Da es ihr nun schien, daß es weder sicher, noch gut gethan seyn würde, wenn sie ihm Gelegenheit gäbe, sich noch einmal gegen sie zu erklären, so beschloß sie (was auch wirklich geschah), noch an demselben Abende einen ihrer Diener mit einem Billet an Anselmo abzuschicken, welches folgendermaßen lautete.

Vierzehntes Kapitel.

Fortsetzung der im vorigen Kapitel begonnenen Novelle.

So wie man zu sagen pflegt, daß ein Heer ohne Anführer und ein festes Schloß ohne Befehlshaber übel bestellt sey, eben so sage auch ich, daß eine junge Frau in einer noch viel schlimmern Lage ist, wenn ihr Gatte sich ohne die dringendsten Ursachen von ihr entfernt. Ich befinde mich ohne Dich so übel und in einer so ausgemachten Unmöglichkeit, diese Deine Abwesenheit zu erdulden, daß ich, wenn Du nicht kommst, Aufnahme in dem Hause meiner Eltern suchen werde, wenn auch das Deinige darüber ohne Aufsicht bleiben sollte; denn der Wächter, den Du mir zurückgelassen hast (wenn er wirklich diesen Namen verdient), mag wohl mehr seine Neigungen berücksichtigen, als Deine Angelegenheiten, und da ich von Deinem Verstande überzeugt bin, so will ich nichts mehr sagen und halte auch jede weitere Aeußerung für überflüssig."

Diesen Brief erhielt Anselmo und ersah daraus, daß Lotario seine Unternehmung schon begonnen und Camilla ihm nach den Wünschen des Gatten geantwortet haben müsse. Aeußerst vergnügt über diese Nachrichten, ließ er ihr mündlich antworten: Sie möchte in keinem Falle sein Haus verlassen, weil er sehr schnell zurück kommen würde. Camilla war verwundert über Anselmo's Antwort und noch verlege-

ner, als vorher; denn sie wagte es nicht, in ihrem Hause zu bleiben, und eben so wenig, in das ihrer Eltern zu gehen, denn wenn sie blieb, kam ihre Ehre in Gefahr, und wenn sie ging, handelte sie wider den Befehl ihres Gatten. Endlich beschloß sie das Schlimmere, nämlich zu bleiben, mit dem Vorsatze, Lotario's Gegenwart nicht zu fliehen, damit ihre Dienerschaft nicht Gelegenheit haben sollte, darüber zu reden, und sie bereute das, was sie ihrem Gatten geschrieben hatte, weil sie fürchtete, er möchte glauben, daß Lotario an ihr etwas zu Freies bemerkt hätte, wodurch er wäre bewogen worden, die Achtung aus den Augen zu setzen, die er ihr schuldig sey. Aber das Vertrauen auf ihre Tugend stärkte auch in ihr das Vertrauen auf Gott und ihren eigenen guten Willen, womit sie allem, was Lotario ihr vorstellen möchte, widerstehen zu können glaubte, ohne ihrem Gatten Gelegenheit zu geben, daß er sich in irgend einen Streit oder eine Mühseligkeit zu verwickeln brauchte. Und bei dem Allen suchte sie ein Mittel, um Lotario'n in Anselmo's Augen zu entschuldigen, wenn letzterer sie um die Ursachen ihres Briefes fragen sollte. Mit diesen mehr rechtlichen, als sicheren und nutzbaren Gedanken hörte sie am andern Tage Lotario'n an, der sich nun so benahm, daß Camillens Festigkeit zu wanken begann und sie es nöthig fand, ihre Augen im Zügel zu halten, damit sie nicht Zeugen irgend eines liebevollen Mitleids würden, welches die Thränen und Worte Lotario's in ihrer Brust erregt hatten. Dies

Alles bemerkte Lotario, und seine Glut vermehrte sich; kurz, er glaubte, daß er die Zeit und Gelegenheit benutzen müsse, welche Anselmo's Abwesenheit ihm an die Hand gab, um diese Festung einzuschließen, und bestürmte daher Camillens Eitelkeit mit Lobpreisungen ihrer Reize; denn nichts überwindet und bezwingt schneller die verschanzten Thränen weiblicher Eitelkeit, als eben diese Eitelkeit selbst, im Munde der Schmeichelei. Wirklich unterminirte er auch den Felsen ihrer Rechtlichkeit mit möglichster Anstrengung und mit so zweckmäßigem Kriegsgeräthe, daß Camilla hätte fallen müssen, und wenn sie aus Metall wäre geformt gewesen. Lotario weinte, bat, bot Geschenke an, ward so dringend und erdichtete ein so tiefes Gefühl mit so großer Wahrscheinlichkeit, daß er Camillens Sittsamkeit überwand und da zum Siege gelangte, wo er es am wenigsten dachte, aber am meisten wünschte. Camilla fiel — sie ergab sich ihm; war das aber ein Wunder, da Lotario's Freundschaft selbst nicht fester gestanden hatte? Ein klares Beispiel, welches uns zeigt, daß die Leidenschaft der Liebe nur durch Flucht kann besiegt werden, und daß Niemand den Kampf mit einem so mächtigen Feinde beginnen muß, weil göttliche Kräfte dazu gehören, die eigenen, menschlichen zu besiegen. Nur Leonellen war die Schwachheit ihrer Gebieterin bekannt; denn ihr konnten sie die beiden falschen Freunde und neuen Verliebten nicht verbergen. Lotario wollte Camillen nichts von dem Verlangen Anselmo's sagen, noch daß eben dieser ihm Veranlas-

fung gegeben habe, bis zu diesem Punkte zu gelangen, damit sie seine Liebe nicht für geringer halten und glauben möchte, er habe sich bloß aus Zufall, ohne daran zu denken, und ohne Vorsatz, um sie beworben.

Wenige Tage nachher kehrte Anselmo nach Hause zurück und dachte gar nicht daran, zu bemerken, was hier fehlte, nämlich das, was er am wenigsten fürchtete und am meisten schätzte. Er begab sich sogleich zu Lotario, den er zu Haus fand, sie umarmten sich, und Anselmo fragte nach dem Urtheil über sein Leben oder seinen Tod.

„Die Nachrichten,“ antwortete Lotario, „die ich Dir geben kann, mein Freund Anselmo, bestehen darin, daß Du ein Weib hast, welches würdig ist, als Muster und Krone aller tugendhaften Weiber aufgestellt zu werden. Was ich ihr gesagt habe, ist von der Luft verweht, meine Anerbietungen sind gering geschätzt, meine Geschenke nicht angenommen, und meine verstellten Thränen auffallend verlacht worden. Kurz, so wie Camilla ein vollkommenes Bild der Schönheit ist, so ist sie auch ein Tempel der Sittsamkeit, in welchem Artigkeit, Ehrbarkeit und alle Tugenden herrschen, die ein edles Weib lobenswerth und glücklich machen können. Nimm hier, Freund, Dein Geld zurück, welches ich noch unberührt hier habe; denn Camillens Tugend ergiebt sich nicht solchen niedern Dingen, wie Geschenke und Versprechungen sind. Sey zufrieden, Anselmo, wiederhole Deine Prüfungen nicht, und da Du trocke-

nen Fußes durch das Meer von Schwierigkeiten und Verdacht gewandert bist, welches den Frauen immer zu Gebote steht, so wage Dich nicht wieder in die Untiefe neuer Verdrießlichkeiten, noch unternimm es: durch einen andern Steuermann die Güte und Dauerhaftigkeit des Fahrzeuges untersuchen zu lassen, welches der Himmel Dir geschenkt hat, um mit demselben das Meer dieses Erdenlebens zu durchsegeln; glaube vielmehr gewiß, daß Du schon in dem sichern Hafen eingelaufen bist, wirf den Anker ruhiger Ueberlegung aus und bleibe liegen, bis Dir jene Schuld abgefordert wird, von deren Bezahlung keine menschliche Größe lossprechen kann."

Anselmo war außerordentlich zufrieden über das, was ihm Lotario gesagt hatte und hielt es für so zuverlässig, wie den Ausspruch eines Orakels; demungeachtet aber bat er ihn, das Unternehmen fortzusetzen, wenn es auch nur aus Neugier und zur Unterhaltung geschähe, und er auch von nun an keinen so großen Eifer mehr anwendete.

„Ich wünsche nur noch," fuhr Anselmo fort, „daß Du Camillen unter dem Namen Chloris in einigen Versen rühmest; denn ich will ihr sagen, Du wärest in eine Dame verliebt, welcher Du diesen Namen beigelegt hättest, um sie mit dem Anstande besingen zu können, den man ihrer Sittsamkeit schuldig sey. Und wenn Du Dir nicht die Mühe nehmen willst, diese Verse zu dichten, so will ich es thun."

„Das wird nicht nöthig seyn," antwortete Lota-

rio, „denn die Musen sind mir nicht so feind, daß sie mich nicht einigemal im Jahre besuchten. Erzähle Du nur Camillen, wie Du eben äußertest, von meiner erdichteten Liebe; die Verse will ich schon machen, und werden sie auch nicht so gut, wie der Gegenstand es verdient, so sollen es doch wenigstens die besten seyn, die ich zu machen im Stande bin."

Der vorwitzige und der verrätherische Freund blieben bei dieser Verabredung, und als Anselmo in seine Wohnung zurückgekehrt war, richtete er an Camillen die Frage, welche sie verwundert war, nicht schon gehört zu haben, sie sollte ihm nämlich sagen, was ihr Gelegenheit gegeben hätte, ihm jenen Brief zu schreiben? Camilla antwortete ihm: es habe ihr geschienen, als wenn Lotario sie mit etwas freiern Blicken betrachtet hätte, als während der Anwesenheit ihres Gatten, sie wäre indeß schon eines Bessern überzeugt und glaubte, daß Alles nur in ihrer Einbildung bestanden hätte; denn schon flöhe Lotario ihre Gegenwart und die Gelegenheit, sie allein zu sehen. Anselmo sagte, sie mögte ihren Verdacht nur ganz aufgeben, weil er wüßte, daß Lotario in ein vornehmes Fräulein der Stadt verliebt sey, welche er unter dem Namen Chloris besänge, und wenn das auch wirklich der Fall nicht wäre, so dürfte sie doch die Wahrheitsliebe Lotario's und ihre beiderseitige zärtliche Freundschaft nicht bezweifeln. Wäre nun Camilla nicht von Lotario benachrichtigt worden, daß seine Liebe zur Chloris eine bloße Erdichtung sey, welche er dem Anselmo erzählt

hätte, um öfterer ihr eigenes Lob aussprechen zu können, so würde sie gewiß in das verzweiflungsvolle Netz der Eifersucht gefallen seyn; da sie aber die Sache bald erfuhr, ging dieser Vorfall ohne Schrekken vorüber. Als am andern Tage alle Drei bei Tische saßen, bat Anselmo Lotario'n, er möchte ihnen doch etwas von dem mittheilen, was er für seine geliebte Chloris gedichtet hätte; denn da Camilla sie nicht kennte, so könnte er ohne Gefahr darüber sagen, was er wollte.

„Und wenn sie sie auch kennte," antwortete Lotario, „so würde ich doch nichts verbergen; denn wenn ein Liebhaber die Reize seiner Dame preis't und sie grausam nennt, so befleckt dies keinesweges ihren guten Ruf; dem sey indeß, wie ihm wolle, so kann ich Euch sagen, daß ich gestern ein Sonett auf die Undankbarkeit dieser Chloris gemacht habe, welches so heißt:

Wann die Nacht mit ihrem ernsten Walten,
Schlummer sendend unsern Stern berührt,
Soll mein Schmerz zur Rede sich gestalten,
Die den Himmel, ach! und Chloris rührt.

Wann des Lichtes freundliche Gestalten
Phoibos durch das Thor des Morgens führt,
Kann ich nicht zurück die Seufzer halten,
Die der alte Schmerz der Brust entführt.

Wenn die Sonne von dem hohen Sitze
Fern versendet ihrer Strahlen Blitze,
Wächst die Klage und der wilde Schmerz.

Kommt die Nacht, so kehren meine Leiden
Mir zurück, und nimmer find' ich Freuden,
Taub ist Gott, und Chloris ohne Herz.

Das Sonett gefiel Camillen, aber noch mehr Anselmo'n, welcher es lobte und meinte: die Dame müßte außerordentlich grausam seyn, welche so überzeugenden Wahrheiten widerstände. Hierauf sprach Camilla:

„Also ist wohl alles Wahrheit, was verliebte Dichter sagen?“

„Als Dichter,“ sprach Lotario, „reden sie wohl nicht immer Wahrheit, aber als Verliebte sind sie in ihren Ausdrücken eben so kurz, als wahrhaft.“

„Das ist keinem Zweifel unterworfen,“ sagte Anselmo, um nur Lotario's Bewerbung um Camillen zu unterstützen, welche schon eben so unbesorgt um Anselmo's Kunstgriff, als verliebt in Lotario'n war; da ihr nun die Verse Vergnügen machten, und vorzüglich, da sie es für bestimmt annahm, daß alles, was Lotario wünschte und schrieb, sich auf sie beziehen müsse und sie allein die wahre Chloris sey, bat sie ihn, er möchte, wenn er etwa noch ein Sonett oder anderes Gedicht auswendig wüßte, es ihnen sagen.

„Allerdings weiß ich noch eins,“ erwiederte Lo-

tario, „ich glaube aber nicht, daß es so gut ist, als das erste, oder, um besser zu sagen, ich glaube, daß es schlechter ist, und darüber könnt Ihr sogleich urtheilen; es lautet so:

Ja, sterben wirst du mich, o Harte! sehen,
Zu deinen Füßen, und in Staub vergehen,
Bezweifelst du, was heiße Liebe spricht;
Jedoch bereu'n kann diese Lieb' ich nicht.

Und schweb' empor ich zu dem höhern Licht,
Wo sich der Täuschung Schimmer farblos bricht,
Wo der Vergessenheit Panniere wehen,
Wird mir im Herzen doch dein Bildniß stehen.

Und dieses Heiligthum sey mein Gefährte,
Bis mir die bitt're Todesstunde winkt,
Die deine Grausamkeit noch bitt'rer macht.

Und ohne Compaß schiff' ich in der Nacht,
Auf stürm'scher See — der Stern der Hoffnung sinkt,
Weil Amor meine Wünsche nicht gewährte.

Anselmo lobte dieses zweite Sonett eben so, wie er das erste gelobt hatte, und fügte so Glied auf Glied an die Kette, womit er sich umwand und seine Schande herbei zog; denn gerade, als Lotario ihn am meisten entehrte, glaubte er seine Ehre auf der höchsten Staffel, und bei jedem Schritte, mit welchem Camilla sich ihrer Erniedrigung näherte, stieg

sie in der Meinung ihres Gatten bis zum Gipfel der Tugend und des guten Rufes. Zu jener Zeit befand sich einst, wie das wohl zu geschehen pflegte, Camilla mit ihrer Zofe allein und sprach zu ihr:

„Ich bin beschämt, liebe Leonella, da ich sehe, wie wenig ich mich selbst habe zu schätzen gewußt; denn Lotario hätte den Besitz der Gunst, die ich ihm so bald und freiwillig gewährt habe, wenigstens erst mit der Zeit erlangen sollen. Ich fürchte, daß er meine Uebereilung und Leichtigkeit gering schätzen wird, ohne die Gewalt zu berücksichtigen, mit welcher er mich angegriffen hat, und der ich nicht zu widerstehen vermochte.“

„Bekümmert Euch deßhalb nicht, gnädige Frau,“ antwortete Leonella, „denn es kommt nicht darauf an und kann keine Ursache einer verringerten Achtung seyn, ob man das, was man einmal zu gewähren gesonnen ist, bald gewähre, wenn das Gegebene nur gut und an sich selbst achtungswerth ist; ja, man sagt auch wohl: Wer bald giebt, giebt zweimal.“

„Man sagt aber auch: Das, was wenig kostet, wird auch wenig geachtet.“

„Dies kann nicht auf Euch bezogen werden, gnädige Frau; denn wie ich gehört habe, so fliegt Amor einmal und ein andermal geht er wieder; dem folgt er nach; die Einen unterstützt er, Andere entzündet er; diese verwundet, jene tödtet er; in demselben Augenblicke, wo er den Lauf seiner Wünsche beginnt, endigt und beschließt er ihn auch; am Mor-

gen schließt er eine Festung ein und am Abend hat er sie überwunden; denn es giebt keine Gewalt, die ihm zu widerstehen vermöchte. Da es sich nun so verhält, worüber beunruhigt Ihr Euch, oder was fürchtet Ihr? Dasselbe muß ja auch Lotario'n widerfahren seyn, da Amor die Abwesenheit Eures Gemahls zum Werkzeug Eurer Niederlage benutzt hat. Während dieser Abwesenheit wart Ihr ja gezwungen, alles zu thun, was die Liebe beschlossen hatte, ohne Euch Zeit zu gewähren, damit Anselmo nicht zurückkommen und durch seine Gegenwart die Vollendung des Werkes unterbrechen möchte; denn Amor hat keinen bessern Vollstrecker seines Willens, als die Gelegenheit; ihrer bedient er sich bei allen seinen Thaten, und vorzüglich im Anfange. Alles das weiß ich sehr gut, und zwar mehr aus Erfahrung, als weil ich es gehört habe, und ich will Euch einst davon erzählen, daß auch ich ein Mädchen von Fleisch und Blut bin. Uebrigens habt Ihr Euch ja auch gar nicht so schnell unterworfen und hingegeben, daß Ihr nicht vorher in den Augen, Seufzern, Reden, Versprechungen und Geschenken Lotario's dessen ganze Seele hättet durchschauen und aus ihr und seinen Tugenden ersehen können, wie sehr er würdig ist, geliebt zu werden. Wenn dem nun also ist, so erfüllt Eure Einbildung nicht mit so verzagten, zweifelhaften Gedanken, sondern seyd versichert, daß Lotario Euch eben so sehr, als Ihr ihn, achtet und begnügt Euch mit dem Bewußtseyn, daß, wenn Ihr auch in die Netze der Liebe fielet, er es doch war,

der Euch durch innern Werth und Achtung dazu vermochte; denn er hat nicht nur die vier S, welche, nach der allgemeinen Sage, jeder gute Liebhaber besitzen soll, sondern ein ganzes ABC; zweifelt ihr daran, so hört mir nur zu und Ihr sollt sehen, wie ich es auswendig herzusagen weiß. Er ist, nach dem, was ich sehe und wie es mir vorkommt, angenehm, bescheiden, Cavalier, dankbar, empfindsam, fest, großmüthig, hochherzig, innig, jung, liebenswürdig, munter, natürlich, offenherzig, prächtig, reich; nun kommen die bewußten vier S, nämlich Sanftmuth, Scharfsinn, Schönheit, Stärke, und überdies ist er noch treu, unerschrocken, verschwiegen, wahrhaft; das X gilt hier nicht, denn es ist ein zu harter, und eben so wenig das Y, denn das ist, wie man sagt, ein griechischer Buchstabe; das Z aber beschließt, denn er ist zärtlich und auch zartfühlend für Eure Ehre.“

Camilla lächelte über das Alphabet ihrer Zofe und fand sie in Amors Reiche bekannter, als dieselbe sich vorher hatte merken lassen. Leonella gestand ferner und entdeckte Camillen, daß sie mit einem jungen Menschen von guter Geburt und aus derselben Stadt ein Liebesverständniß unterhielt, worüber Camilla unruhig wurde; denn sie meinte, Leonella habe einen Weg betreten, auf welchem ihre Ehre Gefahr laufen könnte. Sie forschte Leonellen aus, ob es in ihrer Liebe bereits weiter, als bis zu bloßen Gesprächen gekommen sey; worauf Leonella mit wenig Schaam und viel Frechheit antwortete, sie

wäre wirklich schon über die Worte hinaus; man sieht hieraus, wie gewiß es ist, daß die Unachtsamkeiten der Gebieterinnen auch die Dienerinnen schaamlos machen, welche, wenn sie ihre Damen Fehltritte thun sehen, sehr gleichgültig dabei sind, selbst zu hinken, wenn es auch wirklich die Welt erfährt. Camilla konnte nichts anderes thun, als Leonellen zu bitten, daß sie ihr Einverständniß mit Lotario ihrem Liebhaber nicht entdecken möchte und auch ihre eigenen Angelegenheiten so geheim halten möchte, daß weder Anselmo noch Lotario etwas davon erführen. Leonella antwortete, sie würde es thun, hielt aber ihr Versprechen auf eine solche Art, daß Camillens Befürchtung, durch Leonellen ihren guten Ruf zu verlieren, zur Gewißheit wurde; denn sobald die treulose, unverschämte Zofe sah, daß das Betragen ihrer Gebieterin nicht das Gewöhnliche mehr war, wurde sie so frech, ihren Liebhaber in das Haus einzuführen, indem sie sich darauf verließ, daß ihre Gebieterin, wenn sie ihn auch sähe, es doch nicht wagen würde, darüber zu reden; denn diesen Schaden ziehen, unter mehreren andern, die Vergehungen der Frauen nach sich, welche sich von ihren eigenen Dienerinnen abhängig machen und sich die Verbindlichkeit auflegen, die Unsittlichkeiten und Vergehungen derselben zu verbergen, und dasselbe begegnete auch Camillen. Ob sie gleich mehr als einmal sah, daß Leonella mit ihrem Geliebten in einem Zimmer des Hauses war, so wagte sie es doch nicht allein gar nicht, sie deshalb zu schelten, sondern gab

ihr auch Gelegenheit, ihn einzuschließen, und suchte alle Störungen zu beseitigen und ihre Zusammenkünfte den Blicken ihres Gemahls zu entziehen; indeß konnte sie es doch nicht verhindern, daß ihn Lotario einst beim Anbruche des Tages das Haus verlassen sah. Lotario wußte nicht, wer es sey und hielt ihn anfangs für irgend eine Erscheinung; als er ihn aber fortgehen und sich sorgfältig bis an die Augen verhüllen und bedecken sah, ging er von diesem lächerlichen Gedanken ab und gerieth auf einen andern, der das Verderben Aller würde gewesen seyn, wenn nicht Camilla noch geholfen hätte. Lotario glaubte nämlich, daß dieser Mensch, den er zu einer so ungewöhnlichen Stunde aus dem Hause Anselmo's hatte gehen sehen, nicht Leonellens wegen dahin gekommen sey (ja, er dachte nicht einmal daran, daß eine Leonella in der Welt war), sondern er glaubte, Camilla habe sich von einem Andern eben so leicht überwinden lassen, als von ihm; denn es ist immer die Folge von der Unrechtlichkeit einer Frau, daß selbst derjenige den Glauben an ihre Ehre verliert, dessen Bitten und Ueberredungen sie sich ergeben hat, und daß derselbe glaubt, sie ergäbe sich Andern mit noch mehr Leichtigkeit, weßhalb der geringste Argwohn in dieser Hinsicht für ihn zu einer unfehlbaren Gewißheit wird. So schien es auch damals gar nicht anders, als fehlte Lotario'n sein ganzer Verstand, als sey jede vernünftige Ueberlegung aus seinem Gedächtniß entschwunden; denn er that nicht, was gut und vernünftig gewesen wäre, son-

dern er begab sich ungeduldig und blind vor eifersüchtiger Wuth, die ihm am Herzen nagte, und voll Verlangen, sich an Camillen zu rächen, die ihn doch nicht im geringsten beleidigt hatte, ohne weiteres zu Anselmo'n, ehe noch dieser das Bett verlassen hatte, und sprach zu ihm:

„Wisse, Anselmo, daß ich schon seit mehrern Tagen mit mir selbst gestritten und mir Gewalt angethan habe, Dir das nicht zu sagen, was Dir länger zu verschweigen weder möglich noch gerecht ist. Erfahre, daß Camillens Festigkeit bereits überwunden ist, und sich allem unterworfen hat, was ich mit ihr könnte vornehmen wollen, und wenn ich gezögert habe, Dir diese Wahrheit zu entdecken, so habe ich das nur gethan, um zu sehen, ob es unreine Begierde von ihr sey, oder ob sie so handelte, um mich zu prüfen, oder etwa, um mich auszuforschen, ob die verliebten Anträge, die ich ihr mit Deiner Bewilligung gemacht habe, ernstlich gemeint wären. Wenn sie nun wirklich das wäre, was sie eigentlich seyn sollte, und für was wir Beide sie gehalten haben, so glaube ich, sie müßte Dich von meinen Bewerbungen schon unterrichtet haben; da ich aber bemerke, daß sie zögert, so sehe ich daraus, daß die Versprechungen, die sie mir gegeben hat, aufrichtig sind. Sie will mich nämlich, wenn Du wieder einmal aus Deinem Hause abwesend seyn wirst, in dem Saale sprechen, wo Dein Reisegeräth aufgestellt ist (und wirklich pflegte ihn auch Camilla da zu sprechen); ich wünschte nun freilich nicht, daß Du mit

Deiner Rache so sehr eiltest, denn das Vergehen ist jetzt nur noch in Gedanken begangen worden, und es könnte ja auch seyn, daß von jetzt an, bis zu der Zeit, wo die Sache in's Werk gesetzt werden soll, sich auch Camillens Gesinnungen änderten, und Reue in ihrem Herzen erwachte. Da Du nun bisher meinen Rath immer ganz, oder doch zum Theil befolgt hast, so befolge und bewahre den, den ich Dir jetzt geben werde, damit Du ohne Täuschung und mit fester Ueberlegung Dir Genugthuung auf die Art verschaffen könnest, welche Du als die beste erkennen wirst. Stelle Dich, als verreis'test Du auf zwei oder drei Tage, wie Du zuweilen zu thun pflegst, richte es aber so ein, daß Du Dich auf dem Saale verbirgst, denn die dort befindlichen Tapeten und andere Dinge, hinter denen Du Dich verstecken kannst, bieten Dir sehr bequeme Gelegenheit dar, und alsdann werden wir Beide mit eigenen Augen sehen, was Camilla will. Ist sie nun wirklich pflichtvergessen (welches man eher fürchten, als etwas anderes hoffen muß), so kannst Du im Stillen, mit Ueberlegung und verschwiegen, den Dir zugefügten Unglimpf rächen."

Anselmo war erstaunt, verwirrt und verwundert über Lotario's Rede; denn er hörte sie gerade zu einer Zeit, wo er sie am wenigsten zu hören erwartete, da er Camillen schon Siegerin in den verstellten Angriffen Lotario's glaubte und anfing, sich über den Ruhm ihres Sieges zu freuen. Er schwieg lange Zeit und blickte den Fußboden an, ohne ein Augenlied zu bewegen, bis er endlich sagte:

„Du hast gethan, Lotario, was ich von Deiner Freundschaft erwartete; ich habe immer Deinen Rath befolgt — thue auch nun nach Deinem Ermessen, bewahre aber das Geheimniß, welches, wie Du wohl begreifen wirst, in einem so unvorhergesehenen Falle nothwendig ist.“

Lotario versprach es, als er sich aber entfernt hatte, bereute er durchgängig alles, was er gesagt hatte; denn er sah ein, auf welche thörichte Art er zu Werke gegangen war, indem er sich wohl auf eine, nicht so grausame und beschimpfende Art an Camillen hätte rächen können. Er verwünschte die Schwachheit seines Verstandes, warf sich selbst die Uebereiltheit seines Entschlusses vor und wußte nicht, welches Mittel er ergreifen sollte, um seine That ungeschehen zu machen, oder sie doch zu einem vernünftigen Ausgange zu führen. Endlich kam er auf den Gedanken, Camillen Alles zu erzählen, und da es ihm hierzu nicht an Gelegenheit fehlte, so fand er sie noch an demselben Tage allein und sie selbst sprach zu ihm:

„Vernehmt, Freund Lotario, daß ich einen Kummer im Herzen trage, der es so drängt, daß es mir aus der Brust springen möchte, und es wäre ein Wunder, wenn dies nicht geschähe; denn die Unverschämtheit Leonellens geht so weit, daß sie jede Nacht einen Liebhaber hier im Hause verbirgt und bis zum Tage bei sich behält, so sehr dies auch meine Ehre in Gefahr setzt, weil Jeder, der diesen Menschen zu so ungewöhnlicher Zeit herauskommen

steht, doch darüber nach Belieben urtheilen kann. Was mich aber am meisten ärgert, ist, daß ich sie weder bestrafen, noch schelten kann, weil dadurch, daß sie die Vertraute unseres Umganges ist, meine Zunge dermaßen gezügelt wird, daß ich über den ihrigen schweigen muß, ob ich gleich befürchte, daß üble Folgen daraus entstehen werden."

Im Anfange, als Camilla sprach, glaubte Lotario, sie wolle sich eines Kunstgriffes bedienen, um ihm glauben zu machen, daß der Mensch, den er aus dem Hause hatte kommen sehen, Leonellens und nicht ihr Liebhaber wäre; da er sie aber weinen, sich betrüben und ihn um Hülfe bitten sah, fing er an, die Wahrheit zu glauben, und hierdurch wurde seine Verwirrung und Reue vollendet. Demungeachtet antwortete er Camillen, sie möchte nicht in Sorge seyn, denn er wollte schon ein Mittel aussindig machen, um Leonellens Unverschämtheit zu zähmen; zugleich erzählte er ihr, was er, angetrieben von wüthender Rache und Eifersucht, zu Anselmo gesagt hätte, und daß dieser beschlossen habe, sich im Saale zu verbergen, um sich dort von ihrer Untreue augenscheinlich zu überzeugen. Er bat wegen dieser Thorheit um Verzeihung und zugleich um Rath, dieselbe auszugleichen und glücklich aus dem verworrenen Labyrinthe herauszukommen, in welches sein unbesonnenes Benehmen sie geführt hatte.

Camilla war erschrocken über Lotario's Rede, schalt ihn voller Zorn und in bedeutungsvollen Ausdrücken und warf ihm sein übles Benehmen, so wie

seinen thörichten, unbilligen Entschluß vor; da aber die weibliche Natur sich schneller, als die männliche, sowohl zum Guten, als zum Bösen hinneigt, wenn ihr auch wirklich, sobald vorsätzliches Nachdenken erforderlich ist, die Beurtheilungskraft mangelt, so fand auch Camilla augenblicklich ein Auskunftmittel, um diesen dem Scheine nach unausgleichbaren Handel wieder auszugleichen. Sie bat Lotario'n, er möchte es veranstalten, daß Anselmo sich des andern Tages an dem bezeichneten Orte verberge, denn sie gedächte dadurch größere Bequemlichkeit für ihre zukünftigen Zusammenkünfte vorzubereiten. Ohne ihm nur im geringsten ihre Meinung mitzutheilen, sagte sie ihm bloß, er möchte Sorge tragen, daß er, sobald Anselmo sich versteckt hätte, hinzukommen könnte, wann Leonella ihn rufen würde; hierauf möchte er nur alle ihre Reden so beantworten, wie es geschehen würde, wenn er auch nicht wüßte, daß Anselmo ihm zuhörte. Lotario drang in sie, daß sie ihm ihren Plan vollständig auseinandersetzen sollte, damit er mit mehr Sicherheit und Einsicht alles beobachten könnte, was er für nöthig finden würde.“

„Ich sage Euch,“ sprach hierauf Camilla, „daß Ihr weiter nichts zu beobachten habt, als mir zu antworten, wie ich Euch fragen werde.“

Weiter wollte sie ihm durchaus nichts von dem sagen, was sie zu thun gedächte, denn sie fürchtete, er möchte den Ansichten, die sie für so richtig hielt, nicht folgen, sondern anders, und zwar weniger zweckmäßig, verfahren. Lotario begab sich nun hin=

weg, und Anselmo reisete am andern Tage unter dem Vorwande ab, nach dem Landgute seines Freundes zu gehen, kam aber bald zurück und verbarg sich, was er auch mit aller Bequemlichkeit bewerkstelligen konnte, weil ihm Camilla und Leonella vorsätzlich Gelegenheit dazu gaben.

Anselmo hatte sich verborgen und war in einer Gemüthsstimmung, welche man sich vorstellen kann, wenn man bedenkt, daß er auf dem Punkte stand, mit eigenen Augen zu sehen, wie das Innerste seiner Ehre zerstückelt wurde, daß er ferner in der Erwartung stand, das höchste Gut zu verlieren, welches er in seiner geliebten Camilla zu besitzen glaubte. Sobald Camilla und Leonella gewiß versichert waren, daß Anselmo sich verborgen habe, begaben sie sich in den Saal, den Camilla kaum betreten hatte, als sie mit einem tiefen Seufzer sprach:

„Ach, meine Freundin Leonella, wäre es nicht besser, wenn Du, ehe ich das ausführe, was ich Dir nicht mittheilen mag, damit Du mich nicht sollst davon abzuhalten suchen, wenn Du, sage ich, Anselmo's Dolch ergriffst, um den ich Dich gebeten habe, und mein schändliches Herz damit durchbohrtest? Thue es indeß auch nicht, denn es wäre nicht recht, wenn ich die Strafe für fremde Schuld leiden sollte. Erst will ich wissen, was eigentlich Lotario's freche, unzüchtige Augen an mir bemerkt haben, das ihm Gelegenheit hat geben können, so verwegen zu seyn und mir so schändliche Wünsche zu entdecken, die seinen Freund herabsetzen und mich entehren.

Stelle Dich an dieses Fenster, Leonella, und rufe ihn, denn ohne Zweifel steht er auf der Straße und harret darauf, seinen schlechten Vorsatz in Ausführung bringen zu können — aber eher soll der meinige ausgeführt werden, der eben so grausam, als ehrenvoll ist.“

„Ach, gnädige Frau,“ sprach die listige und bereits unterrichtete Camilla, „was wollt Ihr mit diesem Dolche machen? Wollt Ihr vielleicht Euch selbst, oder Lotario'n das Leben nehmen? Mögt Ihr nun von diesen beiden Dingen beginnen, welches Ihr wollt, so wird es den Verlust Eures guten Rufes nach sich ziehen. Besser ist es, wenn Ihr diese Beleidigung verhehlt, und keine Gelegenheit mehr gebet, daß der unedle Mann ferner in dieses Haus komme und uns allein finde. Bedenkt, gnädige Frau, daß wir schwache Weiber sind, er hingegen ein entschlossener Mann ist, und da er blind und leidenschaftlich und mit einem so bösen Vorsatze kommt, wird er vielleicht, ehe Ihr den Eurigen in's Werk setzet, das thun können, was für Euch schlimmer seyn muß, als wenn er Euch das Leben nähme. Mein gnädiger Herr hat sehr übel gethan, diesem Ehrenschänder so viel Gewalt in seinem Hause einzuräumen! Und wenn Ihr ihn nun auch tödtet, wie ich glaube, daß Ihr es im Sinne habt, was wollen wir alsdann mit dem Leichnam beginnen?“

„Was, liebe Leonella? Wir lassen ihn liegen, und Anselmo mag ihn begraben; denn es wird gerecht seyn, daß er zu eigener Beruhigung seine

Schande selbst unter die Erde bringe. Eile, rufe Lotario'n, denn die ganze Zeit, die ich versäume, ehe ich die meiner Beleidigung entsprechende Rache nehme, scheint mir eine Beleidigung der Pflichten zu seyn, die ich gegen meinen Gemahl habe."

Alles dies hörte Anselmo, und bei jedem Worte, welches Camilla sprach, änderten sich seine Gedanken, als er aber hörte, daß sie entschlossen sey, Lotario'n zu ermorden, wollte er hervortreten und sich entdekken, damit sie dies nicht vollbringen möchte; indeß hielt ihn doch auch der Wunsch zurück, zu sehen, wie weit dieser großmüthige und ehrenvolle Entschluß gehen möchte; wobei er sich vornahm, zu rechter Zeit hervor zu kommen, um die Ausführung zu verhindern. In diesem Augenblicke fiel Camilla in eine starke Ohnmacht; sie sank auf ein Sopha, welches dort stand, und Leonella weinte bitterlich und sprach:

„O ich Aermste! Soll ich denn wirklich so unglücklich seyn, daß diese köstlichste Tugendblüthe der Welt, diese Krone rechtlicher Frauen, dieses Muster der Keuschheit hier in meinen Armen stürbe?"

Nun stieß sie noch andere, ähnliche Klagen aus, so daß Keiner, der sie gehört hätte, sich würde haben enthalten können, sie für das betrübteste und rechtlichste Dienstmädchen von der Welt zu halten, und ihre Gebieterin für eine zweite, verfolgte Penelope. Camilla erholte sich bald von ihrer Ohnmacht, und als sie wieder zu sich kam, sprach sie:

„Warum gehst Du nicht, Leonella, und rufst den pflichtvergessensten Freund, den je die Sonne be-

schien und die Nacht bedeckte? Eile, lauf, tummle Dich, geh, damit während der Zögerung das Feuer meines Zornes nicht verlösche, und die gerechte Rache, die ich erwarte, in bloßen Drohungen und Verwünschungen verrauche."

„Ich gehe schon und rufe ihn, gnädige Frau, zuvor müßt Ihr mir aber diesen Dolch geben, damit Ihr, während ich abwesend bin, nicht etwas damit thut, was Alle, die Euch wohl wollen, ihr ganzes Leben hindurch beweinen müßten."

„Geh Du ohne Sorgen, gute Leonella; was Du denkst, werde ich nicht thun, denn wenn ich auch nach Deiner Meinung verwegen und unbesonnen in der Vertheidigung meiner Ehre bin, so werde ich doch die Verwegenheit nicht so weit treiben, wie jene Lucretia, von welcher man sagt, daß sie sich ermordet hätte, ohne vorher ein Vergehen begangen, oder auch den getödtet zu haben, der Schuld an ihrem Unglücke hatte. Ich bin entschlossen, zu sterben, wenn es seyn muß, aber nicht, ohne vorher an dem Rache und Genugthuung genommen zu haben, der mich veranlaßt hat, hierher zu kommen und seine von mir durchaus nicht verschuldete Frechheit zu beweinen."

Leonella ließ sich lange bitten, ehe sie Lotario'n zu rufen ging; sie ging indeß, und bis sie wieder kam, sprach Camilla, wie mit sich selbst redend:

„Mein Gott! Wäre es nicht sicherer gewesen, den Lotario abzuweisen, wie ich es schon vielmal ge-

macht habe, als ihm, wie es diesmal geschehen ist, Gelegenheit zu geben, daß er mich für pflichtvergessen und schlechtdenkend halte, wäre es auch nur für die Zeit, die ich brauche, um ihm seinen Irrthum zu benehmen? Besser wäre dies ohne Zweifel gewesen, ich bliebe aber ungerochen, und die Ehre meines Gemahls ohne Genugthuung, wenn Jener so rein und unbescholten aus der Verlegenheit hervorgehen sollte, wohin seine bösen Gesinnungen ihn geführt haben. Nein! Mit seinem Leben bezahle der Verräther die Schuld seines unkeuschen Verlangens! Die Welt erfahre — wenn ihr etwas daran liegt, es zu erfahren — daß Camilla nicht allein die Pflichten gegen ihren Gemahl genau beobachtet, sondern denselben auch an demjenigen gerächt hat, der sich erkühnen wollte, sie zu beeinträchtigen. Bei dem Allem glaube ich aber doch, daß es besser wäre, Anselmo'n von der ganzen Sache zu benachrichtigen; indeß habe ich schon in dem Briefe, den ich ihm nach dem Lande schrieb, darauf angespielt, und wenn er auf dieselbe nicht zu rechter Zeit kam, um die Gefahr abzuwenden, die ihm hier drohte, so geschah dies wohl deshalb, weil sein festes Vertrauen ihm nicht zu glauben erlaubte, daß in der Brust eines so treuen Freundes irgend ein Gedanke entstehen könnte, der gegen seine Ehre wäre, so wie auch ich es lange nicht geglaubt habe, und es niemals glauben würde, wenn seine Frechheit nicht so weit gegangen wäre, daß seine auffallenden Geschenke, großen Versprechungen und ununterbrochenen Thränen mich zu die-

sem Glauben gezwungen hätten. Aber weßhalb mache ich jetzt diese Betrachtungen? Ist vielleicht bei einem edeln Entschlusse irgend eine Berathschlagung nöthig? Nein, gewiß nicht. Fort also, Verrätherei, herbei, Rache! Der Falsche mag hereintreten! Er komme, nähere sich mir, sterbe und hauche die Seele aus, es mag daraus entstehen, was da wolle. Rein kam ich zu dem, den der Himmel mir zum Eigenthume gab, rein will ich ihn auch einst wieder verlassen, sollte ich mich auch in meinem keuschen Blute baden müssen und in dem unzüchtigen des falschesten Freundes, der je in der Welt das Wort Freundschaft gemißbraucht hat."

Indem sie dies sagte, ging sie mit entblößtem Dolche und so ungewissen, heftigen Schrittes im Saale umher, und machte so schreckliche Gebehrden, daß es nicht anders schien, als ob sie den Verstand verloren habe und kein zartes Weib mehr sey, sondern eine wilde Tygerin. Anselmo sah alles das, hinter einigen Tapeten versteckt, mit an und wunderte sich darüber; es schien ihm bereits, als wenn das, was er gesehen und gehört hatte, als hinreichende Genugthuung für noch größern Verdacht dienen könnte, und ob er gleich noch den Versuch mit Lotario's Ankunft abzuwarten wünschte, so fürchtete er doch auch, daß dabei ein schnelles Unglück vorfallen könnte. Schon war er im Begriff, sich zu entdecken, hervorzutreten, seine Gattin zu umarmen und sie aus ihrem Irrthume zu ziehen, wurde aber davon abgehalten, weil er Leonellen zurückkommen

sah, die Lotario'n an der Hand führte. Als Camilla den letztern erblickte, zog sie mit dem Dolche eine Linie auf dem Erdboden vor sich hin und sprach:

„Merke, Lotario, was ich Dir sage. Wenn Du es es wagst, die Linie zu überschreiten, die Du hier siehst, oder Dich ihr nur zu nähern, so werde ich in dem Augenblicke, wo ich bemerke, daß Du es versuchst, meine eigene Brust mit dem Dolche durchbohren, den Du in meiner Hand erblickst; und ehe Du mir hierauf ein Wort erwiederst, sollst Du mich erst weiter anhören und magst alsdann antworten, was Dir beliebt. Erstens, Lotario, sollst Du mir sagen, ob Du meinen Gemahl Anselmo kennst, und welche Meinung Du von ihm hast; und zweitens will ich auch wissen, ob Du mich kennst? Beantworte mir dies; verwirre Dich nicht und denke nicht lange über Deine Antwort nach, denn meine Fragen bieten nichts Schwieriges dar."

Lotario war nicht so einfältig, daß er nicht im ersten Augenblicke, wo Camilla ihm sagte, er möchte Anselmo'n veranlassen, sich zu verbergen, vollkommen in das eingegangen wäre, was sie zu thun willens war; er erfüllte also ihre Absicht mit so viel Klugheit und so zu rechter Zeit, daß Beide vereint dieser Lüge das Gewand der reinsten Wahrheit umhingen. Lotario antwortete also Camillen folgendermaßen:

„Ich glaubte nicht, reizende Camilla, daß Ihr mich zu Euch bescheiden würdet, um mich Dinge zu fragen, die so sehr außerhalb der Absicht liegen, in

welcher ich hierher komme. Wenn Ihr es thut, um die Gewährung der versprochenen Gunst zu verzögern, so konntet Ihr ja dieselbe nur weiter hinaus schieben; denn die Sehnsucht nach einem gewünschten Glücke wird um so heftiger, je näher uns die Hoffnung des Besitzes liegt. Damit Ihr aber nicht sagen könnt, daß ich Eure Fragen unbeantwortet lasse, so sage ich Euch, daß ich Euern Gatten Anselmo kenne, und daß wir uns Beide seit unserm zartesten Alter kennen; ich mag Euch nicht sagen, was von unserer Freundschaft Euch so wohl bekannt ist, um nicht mich selbst zum Zeugen der Beleidigung zu machen, welche die Liebe mich zwingt, ihm anzuthun — hinreichende Entschuldigung für noch bedeutendere Verirrungen! Auch Euch kenne ich und schätze Euern Besitz eben so hoch, als er; denn wahrlich, für die Erreichung eines Gutes von geringerem Werthe, als der Eurige ist, würde ich nicht so ganz gegen meinen eigenen handeln und gegen die heiligen Gesetze der wahren Freundschaft, die ich, angetrieben von einem so mächtigen Gegner, wie Amor ist, jetzt brechen und verletzen muß.“

„Wenn Du das gestehst, Du tödtlicher Feind von allem, was mit Recht geliebt zu werden verdient, mit welcher Stirn wagst Du es alsdann, vor der zu erscheinen, welche, wie Du weißt, der Spiegel dessen ist, an dem Du Dich spiegeln solltest, um zu sehen, daß Du ihn ohne Ursache kränkest? Aber ich Unglückliche! Mir drängt sich die Vermuthung auf, daß die Ursache, warum Du das, was Du Dir

selbst schuldig bist, so wenig beobachtet hast, in irgend einem zu freien Benehmen von meiner Seite zu suchen sey, welches ich nicht Unsittlichkeit nennen mag, weil es nicht aus überlegtem Vorsatz entsprungen ist, sondern aus einer von den Nachlässigkeiten, welche die Frauen sich oft unbedachtsamer Weise zu Schulden kommen lassen, wenn sie glauben, sich vor Jemand nicht zurückziehen zu dürfen. Und wenn dies nicht der Fall ist, so sage mir, Verräther, wann habe ich Deine Bitten mit einem einzigen Worte, oder mit einem Zeichen beantwortet, welches in Dir nur einen Schatten von Hoffnung zur Erfüllung Deiner schändlichen Wünsche hätte erwecken können? Wann wurden Deine verliebten Reden nicht von meiner Seite mit Strenge und Rauheit zurückgewiesen und getadelt? Wann schenkte ich Deinen vielen Versprechungen Glauben? Wann nahm ich Deine Geschenke an? Da es mir aber scheint, als wenn Niemand lange bei einer verliebten Unternehmung beharren könnte, wenn er nicht durch irgend eine Hoffnung unterstützt wird, so will ich die Schuld Deiner Unverschämtheit mir zuschreiben; denn ohne allen Zweifel hat eine Unachtsamkeit von meiner Seite Deine Achtsamkeit so lange unterstützt. Aus diesem Grunde will ich mich selbst züchtigen und mir die Strafe auferlegen, welche Dein Verbrechen verdient, und damit Du einsiehst, daß ich, so grausam gegen mich selbst, es unmöglich weniger gegen Dich seyn kann, habe ich Dich herbeiführen lassen als einen Zeugen des Opfers, welches ich gesonnen bin

der beleidigten Ehre meines so ehrenvollen Gemahls zu bringen, welchen zu beschimpfen Du Dir die größte Mühe gegeben hast, und den auch ich dadurch gekränkt habe, daß ich nicht mit mehr Sorgfalt der Gelegenheit ausgewichen bin, wenn ich Dir je eine gegeben habe, welche Deine bösen Absichten begünstigen und unterstützen konnte. Noch einmal sage ich es, der Verdacht, den ich hege, daß irgend eine Nachlässigkeit von meiner Seite so wahnsinnige Gedanken in Dir erzeugt habe, ist das, was mich am meisten aufbringt, und was ich am meisten mit meinen eigenen Händen zu bestrafen wünsche; denn wenn eine andere Hand mich züchtigte, so würde meine Schuld vielleicht nur noch bekannter. Ehe ich das aber thue, will ich sterbend morden und den mit mir nehmen, an dem ich den Wunsch der Rache erfüllen kann, auf die ich hoffe und die in mir glüht, und der dort alsdann den Lohn empfangen wird, den ein unbestechlicher Richter giebt und der nicht verringert werden möge, weil ich zu so verzweiflungsvollen Schritten bin gebracht worden.“

Indem sie dies sagte, sprang sie, den gezückten Dolch in der Hand, mit einer unglaublichen Gewalt und Leichtigkeit auf Lotario zu und ließ auf so natürliche Art die Bemühung blicken, ihm denselben in das Herz zu stoßen, daß er selbst fast zweifelhaft wurde, ob diese Ausbrüche verstellt, oder unverstellt wären; denn er war gezwungen, sich seiner ganzen Geschicklichkeit und Kraft zu bedienen, um Camillen an ihrem scheinbaren Vorhaben zu verhindern, welche

bei dieser seltsamen, listigen Betrügerei sich so lebhaft zu verstellen wußte, daß sie, um derselben einen Anstrich von Wahrheit zu geben, sie mit ihrem eigenen Blute bekräftigen wollte. Da sie nämlich sah, daß sie Lotario'n nicht verwunden könnte, oder sich vielmehr stellte, als könne sie es nicht, sprach sie:

„Da das Schicksal meinen gerechten Wunsch nicht ganz erfüllen will, so soll es doch wenigstens nicht so genug seyn, daß es mich hinderte, wenigstens einen Theil meines Vorhabens auszuführen!“

Hierbei wendete sie alle Gewalt an, die Hand mit dem Dolche, die Lotario gefaßt hatte, loszuwinden. Sie bewerkstelligte dies auch; nun lenkte sie die Spitze des Dolches nach einem Orte hin, wo sie sich eben nicht tief verwunden konnte, stieß sich dieselbe über der linken Brust an der Schulter hinein, und sank dann sogleich, wie ohnmächtig, zu Boden. Leonella und Lotario waren verwirrt und erstaunt über diese Begebenheit und wurden auf's neue über die Wahrheit der Handlung selbst zweifelhaft, da sie Camillen zu Boden gestreckt und in ihrem Blute gebadet erblickten. Lotario eilte erschrocken und athemlos hinzu, um den Dolch herauszuziehen; als er aber die unbedeutende Wunde erblickte, verließ ihn die Furcht, die ihn bis jetzt geängstigt hatte, und er bewunderte von neuem die Verschlagenheit, Vorsicht und große Klugheit der schönen Camilla. Um nun auch das Seinige zu der Sache beizutragen, erhob er eine lange und traurige Klage über dem Körper Camillens, als wenn sie todt wäre und stieß eine

Menge Verwünschungen, nicht allein gegen sich selbst, sondern auch gegen den aus, auf dessen Veranlassung er bis zu diesem äußersten Punkte gekommen war. Da er wußte, daß sein Freund Anselmo ihm zuhörte, sagte er Sachen, die so beschaffen waren, daß Jeder, der sie vernahm, ihn noch weit beklagenswerther finden mußte, als Camillen, ob diese gleich für todt gehalten wurde. Leonella nahm sie in die Arme, legte sie auf das Sopha und bat Lotario'n, er möchte Jemand suchen, der sie heimlich verbände; zugleich verlangte sie seinen Rath und seine Meinung zu wissen, was sie Anselmo'n von dieser Wunde ihrer Gebieterin sagen sollte, im Falle derselbe zurückkäme, ehe dieselbe noch geheilt wäre. Er antwortete: sie möchte nur sagen, was sie wollte, denn er selbst sey nicht im Stande, einen zweckmäßigen Rath zu geben; sie sollte nur das Blut zu stillen suchen, er aber wollte dahin gehen, wo ihn Niemand mehr erblicken sollte. Mit den Zeichen hohen Schmerzes und großer Rührung verließ er das Haus und als er sich an einem Orte allein sah, wo ihn Niemand beobachten konnte, hörte er nicht auf, sich über Camillens List und Leonellens ganz dazu passendes Betragen zu kreuzigen und zu verwundern. Er überlegte, wie überzeugt Anselmo nun seyn müsse, daß er eine zweite Portia zur Gemahlin habe, und wünschte nun, mit ihm zusammen zu treffen, damit sie gemeinschaftlich sich über die Betrügerei freuen könnten, die so sehr den Schein der Wahrheit be-

kommen hatte, als man es sich nur jemals vorstellen kann.

Leonella stillte indeß, wie ihr Lotario gesagt hatte, ihrer Gebieterin das Blut, das auch eben nur so viel floß, als nöthig war, um ihre List glaubhaft zu machen; sie wusch die Wunde ein wenig mit Wein, verband sie, so gut sie konnte, und führte dabei Reden, die, wenn auch nicht schon andere vorausgegangen wären, hinreichend würden gewesen seyn, Anselmo'n glauben zu machen, daß er in Camillen ein Wunder der Sittsamkeit besitze. Zu Leonellens Reden kamen nun noch die Ausrufungen Camillens, welche sich feig und muthlos nannte, weil sie die schicklichste Zeit versäumt habe, sich das ihr so verhaßte Leben zu rauben. Sie fragte ihr Mädchen um Rath, ob sie ihrem geliebten Gatten diesen ganzen Vorfall mittheilen sollte, oder nicht? Leonella antwortete ihr: Sie sollte ihm nichts sagen, denn sie würde ihm dadurch die Verbindlichkeit auflegen, sich an Lotario zu rächen, welches nicht ohne große Gefahr für Anselmo'n geschehen könnte; ferner sey eine gute Frau verbunden, ihrem Gatten keine Gelegenheit zu einem Streite zu geben, sondern vielmehr jede derselben nach ihrem besten Vermögen von ihm zu entfernen. Camilla antwortete, daß sie gleicher Meinung sey und derselben folgen werde, doch wäre es in jedem Falle schicklich, Anselmo'n etwas von der Ursache dieser Wunde zu sagen, welche er auf jeden Fall bemerken würde, worauf Leonella erwiederte, daß sie, selbst im Scherze, nicht lügen könnte.

„Und kann ich es denn, gute Leonella?“ sprach Camilla. „Ich bin ja nicht im Stande, eine Lüge weder zu ersinnen, noch zu behaupten, und wenn auch mein Leben davon abhinge; wenn wir uns also helfen wollen, so wird es das Beste seyn, meinem Gemahle die reine Wahrheit zu sagen, damit er uns nicht auf einer lügenhaften Erzählung treffe.“

„Seyd unbesorgt, gnädige Frau, von jetzt bis morgen will ich darüber nachsinnen, was wir zu sagen haben; vielleicht läßt sich auch die Wunde, da sie sich gerade an diesem Orte befindet, so bedecken, daß er sie nicht sieht, und der Himmel wird schon geneigt seyn, unsere rechtmäßigen und sittsamen Gesinnungen zu begünstigen. Beruhigt Euch, meine Gebieterin, und bemüht Euch, Eure Gemüthsbewegung zu besänftigen, damit der Herr Euch nicht in dieser Unruhe finde; das übrige überlaßt mir und Gott, der immer gute Wünsche unterstützt.“

Anselmo war sehr aufmerksam, um das Trauerspiel von dem Tode seiner Ehre anzuhören und vorstellen zu sehen, welches die darin handelnden Personen mit einer so außerordentlichen und wirksamen Leidenschaftlichkeit spielten, daß es schien, als ob sie sich in die volle Wirklichkeit dessen versetzt hätten, was sie erdichteten. Er wünschte sehnlich den Abend herbei, welcher ihm Gelegenheit geben würde, sein Haus zu verlassen und zu seinem guten Freunde Lotario zu eilen, um sich mit ihm über die kostbare Perle zu freuen, die er in der Aufklärung über den Werth seiner Gattin gefunden hatte. Camilla und Leonella bemühten sich, ihm Gelegenheit und Bequemlichkeit zum Fortgehen zu geben, welche er auch nicht unbenutzt ließ und sogleich Lotario'n aufsuchte, und es läßt sich nicht beschreiben, wie oft er ihn umarmte, als er ihn gefunden hatte, wie viel er ihm von seiner Zufriedenheit vorsagte und wie vieles Lob er Camillen beilegte. Lotario hörte das alles an, ohne nur ein Zeichen von Freude geben zu können; denn er bedachte, wie sehr sein Freund getäuscht, wie ungerechter Weise derselbe von ihm beschimpft wurde. Ob nun gleich Anselmo sah, daß Lotario sich nicht erheiterte, so glaubte er doch, das käme nur daher, daß er Camillen verwundet zurückgelassen habe, und die Ursache davon gewesen sey, und sagte unter andern auch zu ihm: er möchte un-

besorgt über Camillens Unfall seyn, denn die Wunde wäre ohne Zweifel sehr leicht, da sich die beiden Frauen beredet hätten, sie ihm zu verheimlichen, daher habe er nichts zu fürchten, sondern müsse von nun an mit ihm vergnügt seyn und sich freuen; denn durch seine Bemühung und Vermittelung sähe er selbst sich zur höchsten Glückseligkeit erhoben, die er sich nur hätte wünschen können; er wollte (fuhr er fort) sich nun mit weiter nichts mehr beschäftigen, als Verse zum Lobe Camillens zu machen, die sie im Andenken künftiger Jahrhunderte verewigen sollten. Lotario lobte seinen guten Vorsatz und sagte, daß er seinerseits auch helfen würde, ein so herrliches Gebäude aufzuführen.

Auf diese Art war nun Anselmo so köstlich getäuscht, wie nur irgend ein Mann in der Welt; er selbst führte an seiner Hand den Verderber seines Rufes in sein Haus, und glaubte, das Werkzeug seines Ruhmes dort einzuführen, und Camilla empfing ihn mit scheinbar verdrießlichem Gesicht, aber mit innerlich lachender Seele. Diese Täuschung dauerte noch einige Zeit, bis endlich nach Verlauf weniger Monate das Glück sein Rad umdrehete, und die bis dahin so künstlich verborgene Schändlichkeit an das Licht kam; Anselmo'n kostete seine vorwitzige Neugier das Leben.

Funfzehntes Kapitel.

Schreckliche und furchtbare Schlacht, welche Don Quixote mit einigen Schläuchen rothen Weins bestand; Beschluß der Novelle von dem vorwitzigen Neugierigen.

Es war nicht viel von der Novelle mehr zu lesen übrig, als Sancho Panza sehr bewegt aus der Rumpelkammer hervorkam, wo Don Quixote ruhte, und laut rief:

„Eilt, Ihr Herren, schnell, und kommt meinem Ritter zu Hülfe, der in der hitzigsten und schrecklichsten Schlacht begriffen ist, die meine Augen je gesehen hat! Wahrlich! er hat dem Riesen, der der Feind der gnädigen Prinzessin Micomicona ist, einen Hieb versetzt, daß demselben der Kopf glatt heruntergeflogen ist, wie einer Rübe.“

„Was sagst Du, mein Freund?“ fragte der Pfarrer, indem er sich im Vorlesen des übrigen Theiles der Novelle unterbrach, „bist Du bei Verstande, Sancho? Wie zum Henker, ist denn das möglich, was Du sagst, da der Riese zweitausend Meilen von hier entfernt ist?“

Indem hörten sie im Gemache ein starkes Geräusch, und Don Quixote rief laut:

„Steh, Räuber, Spitzbube, Hundsfott! Hier habe ich Dich, und Dein Säbel soll Dir nichts helfen!“

Dabei schien es, als wenn er sein Schwert mächtig gegen die Wände gebrauchte, und Sancho sprach:

„Nun, so steht doch nicht müßig da und horcht, sondern geht hinein und sucht den Kampf zu schlichten, oder meinem Herrn beizustehen, ob das gleich wohl nicht mehr nöthig seyn mag; denn ohne Zweifel ist der Riese schon todt und legt Gott Rechenschaft ab von seinem schlechten Lebenswandel, denn

ich habe das Blut auf dem Fußboden hinfließen, und den abgehauenen Kopf, der so groß ist, wie ein derber Weinschlauch, auf eine Seite herabhängen sehen."

„Ich will gleich sterben," rief hier der Wirth, „wenn Don Quixote, oder Don Höllenbrand nicht einen von den Schläuchen mit rothem Wein, welche angefüllt oben an seinem Bette stehen, mit einem Schwertstreiche begrüßt hat, und der ausgelaufene Wein ist wahrscheinlich das, was dieser dumme Esel für Blut hält."

Hiermit trat er in die Kammer; alle Uebrigen folgten ihm und fanden Don Quixote'n in dem sonderbarsten Aufzuge von der Welt. Er stand im Hemde da, welches nicht lang genug war, um ihm die Vorderschenkel vollkommen zu bedecken — nach hinten zu war es noch um eine Hand breit kürzer. Seine Beine waren lang und dürr, voller Haare und nicht ganz sauber; auf dem Kopfe trug er eine schmuzige; dem Wirthe gehörige Nachtmütze; um den linken Arm hatte er dieselbe wollene Bettdecke geschlungen, auf welche Sancho — er wußte recht gut, warum? — noch immer einen Haß geworfen hatte; in der rechten Hand hielt er das entblößte Schwert, welches er nach allen Seiten schwang und dabei Reden führte, als wenn er wirklich mit irgend einem Riesen im Kampfe begriffen wäre. Das Beste dabei war, daß er die Augen nicht einmal offen hatte; denn er war im Schlafe und träumte, daß er mit dem Riesen kämpfte. So gespannt war seine Einbildungskraft durch das Abentheuer, welches er bestehen wollte, daß er träumte, er sey schon im Königreiche Micomicon angekommen und wäre mit seinem Gegner im Kampfe begriffen, und hatte dabei nach den Schläuchen so viele Hiebe geführt (in der Meinung, daß der Riese sie erhielt), daß die ganze Kammer voll Wein war. Wie dies der Wirth sah, wurde er so zornig, daß er mit geballten Fäusten auf Don Quixote'n eindrang und dem Kampfe

mit dem Riesen ein Ende gemacht haben würde, wenn Cardenio und der Pfarrer ihn nicht zurückgehalten hätten. Indeß ermunterte sich der arme Ritter bei dem allem nicht eher, als bis der Barbier einen großen Kessel frischen Wassers vom Brunnen holte und ihm denselben auf einmal über den Körper ausgoß, wovon Don Quixote zwar erwachte, aber doch nicht hinlänglich zur Besinnung kam, um den Zustand bemerken zu können, in welchem er sich befand. Dorotea, welche bemerkte, wie kurz und durchsichtig seine Kleidung war, hatte nicht Lust, näher zu kommen und die Schlacht zwischen ihrem Befreier und dessen Gegner zu sehen. Sancho suchte den Kopf des Riesen überall auf dem Fußboden, und als er ihn nicht fand, sprach er:

„Ja, ja, ich weiß es schon, daß in diesem Hause alles mit Hexerei zugeht; denn als ich neulich an demselben Orte war, wo ich mich jetzt befinde, bekam ich eine Menge Ohrfeigen und Schläge, ohne zu wissen, wer mir sie gab, und konnte auch Niemand sehen; jetzt kann ich hier den Kopf nicht finden, den ich mit meinen eigenen Augen habe abhauen sehen, wobei das Blut aus dem Körper rann, wie aus einem Brunnen.“

„Was willst Du,“ rief der Wirth, „von Blut und von Brunnen, Du Lästerer Gottes und seiner Heiligen? Siehst Du nicht, Spitzbube, daß Blut und Brunnen nichts anderes sind, als diese Weinschläuche, die nun durchstochen dahängen, und der rothe Wein, der hier in der Kammer herumschwimmt? Ich wünschte, die Seele dessen, der die Schläuche zerstochen hat, dafür in der Hölle zu erblicken.“

„Ich weiß nichts,“ erwiederte Sancho, „aber das weiß ich wohl, daß es mein Unglück ist, wenn ich den Kopf nicht finde, weil dann meine Grafschaft zergehen wird, wie Salz im Wasser.“

Sancho machte es also wachend noch schlimmer, als sein Herr schlafend, so sehr hing er an den Ver-

sprechungen, welche der Letztere ihm gemacht hatte. Der Wirth hätte verzweifeln mögen, als er die Gleichgültigkeit des Knappen und die böse That des Herrn betrachtete; er schwur, es sollte nicht so gehen, wie das letztemal, wo sie fortgegangen wären, ohne zu bezahlen; jetzt sollten die Vorrechte der Ritterschaft weder dem Einen noch dem Andern von der Bezahlung loshelfen, und sie sollten selbst die Stückchen Leder vergüten, womit die zerrissenen Schläuche geflickt werden müßten.

Der Pfarrer hielt Don Quixote'n bei den Händen, welcher Letztere das Abentheuer beendigt zu haben und sich vor der Prinzessin Micomicona zu befinden glaubte, weßhalb er vor dem Pfarrer niederkniete und sprach:

„Erlauchte, reizende Dame! Von heut an kann Eure Hoheit ganz sicher leben, denn dieses abscheuliche Geschöpf kann Euch nichts Böses mehr zufügen; aber auch ich bin von nun an meines gegebenen Wortes entbunden, indem ich mit der Hülfe des höchsten Gottes und unter dem Schutze derjenigen, für welche ich lebe und athme, Alles vollständig beendigt habe.“

„Hab' ich es nicht gesagt?“ sprach Sancho, als er das hörte, „ich war doch wahrlich nicht betrunken! Seht nur, ob nicht mein Herr den Riesen schon eingesalzen hat; die Sache ist gewiß und meine Grafschaft wird bald da seyn!“

Wer hätte nicht lachen müssen über die Verrücktheit des Herrn und des Dieners? Alle lachten, nur der Wirth nicht, der des Teufels hätte werden mögen. Dem Barbier, Cardenio'n und dem Pfarrer gelang es endlich, daß sie den Ritter mit nicht weniger Anstrengung wieder auf sein Lager brachten, wo er mit den Zeichen der größten Abspannung einschlief. Sie ließen ihn schlafen und begaben sich nach dem Thore der Schenke, um Sancho Panza zu trösten, daß er den Kopf des Riesen nicht gefunden habe; sie hatten aber weit mehr zu thun, um den

Wirth zu beruhigen, der über den schnellen Tod seiner Weinschläuche verzweifelte. Auch die Wirthin rief mit lauter Stimme:

„Zu böser Zeit und unglücklicher Stunde kam dieser fahrende Ritter in mein Haus! Hätten ihn doch meine Augen niemals gesehen, da er mich so viel kostet! Neulich reisete er ab und blieb ein Abendessen schuldig, so wie Lager, Stroh und Gerste für sich und seinen Knappen und für einen Klepper und einen Esel; dabei sagte er, er wäre abentheuernder Ritter — möge doch Gott allen Abentheurern in der Welt schlechte Abentheuer bescheren! — und wäre deshalb nicht verbunden, irgend etwas zu bezahlen, weil es so in den Vorschriften der fahrenden Ritterschaft stände; dann kam seinetwegen dieser andere Herr, nahm mir meinen Schwanz mit und hat mir ihn um zwei Viertel schlechter und ganz von Haaren entblößt, zurückgebracht, so daß er nun zu dem, wozu mein Mann ihn haben will, nicht mehr taucht. Endlich und zum Beschluß der ganzen Sache kommt er noch her, zerfetzt mir meine Schläuche und läßt den Wein herausfließen — o wenn ich doch sein Blut fließen sähe! Aber bei den Gebeinen meines Vaters und bei dem Leben meiner Mutter! Sie sollen mir Alles baar und richtig bezahlen, oder ich will nicht heißen, wie ich heiße und nicht die Tochter meiner Eltern seyn.“

Diese und andere ähnliche Reden führte die Wirthin in großem Zorne, wobei ihre gute Dienerin Maritornes ihr treulich half; die Tochter schwieg und lächelte nur zuweilen; der Pfarrer aber stellte die Ruhe vollkommen wieder her, indem er versprach, den Verlust nach bestem Vermögen zu ersetzen, sowohl in Hinsicht der Schläuche, als auch des Weines, vorzüglich aber die Verschlechterung des Schwanzes, dessen so oft erwähnt wurde. Dorotea tröstete den armen Sancho Panza, indem sie zu ihm sagte, daß sie, wenn sein Herr wirklich dem Riesen den

Kopf abgehauen hätte, ihm die beste Grafschaft ihres Reiches verspräche, sobald sie nur erst im ruhigen Besitz desselben sey. Damit begnügte sich Sancho und versicherte der Prinzessin, daß er fest überzeugt sey, den Kopf des Riesen gesehen zu haben, der (das möchte ihr als Zeichen dienen) einen bis auf den Gürtel reichenden Bart hätte, und wenn er nicht zu finden wäre, so käme es daher, weil alles, was in diesem Hause geschähe, durch Hexerei hervorgebracht würde, wie es ihm wohl in die Hände gegangen sey, als er neulich hier übernachtet hätte. Dorotea meinte, sie glaubte das auch; er möchte aber nur unbekümmert seyn, denn es würde noch alles gut gehen und nach Wunsch ausfallen. Als Alle beruhigt waren, wünschte der Pfarrer die Novelle vollends zu lesen, denn er sah, daß nur noch wenig übrig war. Dorotea, Cardenio und alle die Uebrigen baten ihn darum; da er ihnen nun gern ein Vergnügen machen wollte, welches er selbst dabei fand, so fuhr er in der Erzählung folgendermaßen fort:

Die feste Ueberzeugung, welche Anselmo von Camillens Tugend bekommen hatte, machte, daß er seitdem ein zufriedenes, sorgenloses Leben führte; Camilla zeigte Lotario'n vorsätzlich ein finsteres Gesicht, damit Anselmo ihre wahren Gesinnungen nicht ergründen möchte, und zu noch größerer Bestätigung dieses Verfahrens, bat Lotario seinen Freund um die Erlaubniß, sein Haus meiden zu dürfen, weil der Verdruß deutlich in's Auge spränge, den Camilla bei seinem Anblick empfände; allein der getäuschte Anselmo sagte: er würde das durchaus nicht thun, und so war er auf tausendfache Art der Schöpfer seiner Schande, indem er sein Glück zu gründen glaubte. Leonella, welche vergnügt war, ihre Liebschaft nun gebilligt zu sehen, ging so weit, daß sie, ohne irgend etwas anderes zu berücksichtigen, sich derselben zügellos hingab; denn sie stützte sich darauf, daß ihre Gebieterin sie verbergen, ja, ihr sogar die

Art und Weise angeben müßte; wie sie ohne Furcht ihre Zusammenkünfte in's Werk setzen könnte. Aber einst hörte Anselmo bei Nacht Jemand in Leonellens Gemach umhergehen, und da er hinein wollte, um zu sehen, wer es wäre, fühlte er, daß die Thür zugehalten wurde. Dies trieb ihn noch mehr an, sie öffnen zu wollen, und er wendete so viel Gewalt an, daß es ihm gelang. Er trat ein und kam noch zu rechter Zeit, um einen Menschen zum Fenster hinaus springen zu sehen. Er lief eilg hinzu, um ihn zu erreichen, oder wenigstens zu erkennen, vermochte aber weder das eine noch das andere, denn Leonella umfaßte ihn und sprach:

„Beruhigt Euch, gnädiger Herr, und zürnt mir nicht, folgt auch dem nicht, der hier hinaussprang — er ist mein Eigenthum, denn er ist mein Gatte."

Anselmo wollte ihr nicht glauben, sondern zog, blind vor Zorn, den Dolch hervor, drohte Leonellen damit und befahl ihr, die Wahrheit zu sagen, oder er würde sie niederstoßen. Voller Furcht und ohne zu wissen, was sie redete, sprach sie:

„Bringt mich nicht um, gnädiger Herr; ich will Euch Dinge sagen, die wichtiger sind, als Ihr es Euch vorstellen könnt."

„So rede," sprach Anselmo, „oder Du mußt sterben."

„Für jetzt ist es mir unmöglich, denn ich bin zu sehr erschrocken; laßt mir Zeit bis morgen, und Ihr sollt Dinge von mir erfahren, worüber Ihr erstaunen werdet. Uebrigens seyd versichert, daß der, welcher zum Fenster hinaussprang, ein junger Mensch hier aus der Stadt ist, der mir die Ehe mit Hand und Mund versprochen hat."

Anselmo beruhigte sich hiermit und bewilligte ihr den gebetenen Aufschub; denn er glaubte nichts gegen Camillen hören zu müssen, da er von ihrer Tugend so fest überzeugt war; er ging also aus dem Gemach, ließ Leonellen eingeschlossen darin und sagte

ihr, daß sie es nicht eher verlassen dürfte, bis sie ihm die versprochenen Entdeckungen gemacht hätte. Nun ging er sogleich zu Camillen und erzählte ihr alles, was mit ihrem Mädchen vorgefallen war, und daß diese ihm versprochen hätte, ihm Dinge von der größten Wichtigkeit zu entdecken. Ob Camilla erschrak oder nicht, verdient keiner Erörterung; die Furcht und der Schauder, wovon sie durchdrungen wurde, indem sie ganz gewiß glaubte, Leonella werde Anselmo'n alles sagen, was sie von der Treulosigkeit ihrer Gebieterin wüßte (und das mußte sie allerdings glauben), waren so groß, daß sie nicht den Muth hatte, abzuwarten, ob ihre Vermuthung gegründet sey, oder nicht. Noch in derselben Nacht, als sie glaubte, daß Anselmo schliefe, packte sie die besten Juwelen, die sie besaß, und einiges Geld zusammen, verließ das Haus, ohne von Jemanden bemerkt zu werden und begab sich zu Lotario, dem sie das, was vorgefallen war, erzählte und ihn bat, sie zu verbergen, oder auch mit ihr wohin zu fliehen, wo sie vor Anselmo's Verfolgung sicher seyn könnten. Die Verwirrung, in welche Camilla Lotario'n versetzte, war so groß, daß er ihr keine Sylbe antworten und noch weniger sich entschließen konnte, was er thun sollte. Endlich beschloß er, Camillen in ein Kloster zu bringen, dessen Priorin seine Schwester war. Camilla willigte ein, und mit der Schnelligkeit, welche der Fall erheischte, brachte sie Lotario fort und ließ sie im Kloster; er selbst entfernte sich sogleich aus der Stadt, ohne Jemand von dieser Entfernung zu benachrichtigen. Als es Tag wurde, erhob sich Anselmo; er bemerkte nicht, daß Camilla von seiner Seite verschwunden war, und begab sich dorthin, wo er Leonellen eingeschlossen hatte, voll Verlangen, zu erfahren, was sie ihm sagen würde. Er öffnete und trat in das Zimmer, fand aber Leonellen nicht, sondern bloß einige zusammengeknüpfte und am Fenster befestigte Betttücher, ein deutlicher Beweis,

daß sie sich daran hinabgelassen habe und entflohen sey. Schnell und traurig ging er zurück, um dies Camillen zu sagen, und als er diese weder auf dem Lager noch im ganzen Hause fand, erstarrte er. Er fragte die Diener des Hauses nach ihr, aber Niemand konnte ihm seine Fragen beantworten. Indem er noch umherging und Camillen suchte, erblickte er zufällig die geöffneten Kästen und sah, daß die meisten Kleinodien daraus fehlten. Hierdurch wurde er nun vollends von seinem Unglück überzeugt und sah auch ein, daß nicht Leonella die Ursache desselben sey; so wie er war, ohne sich weiter anzukleiden, ging er traurig und tiefsinnig fort, um seinen Freund Lotario von seinem Mißgeschick zu unterrichten; als er auch diesen nicht fand, als die Diener ihm sagten, daß derselbe in der vergangenen Nacht das Haus verlassen und alles vorräthige Geld mitgenommen habe, glaubte er den Verstand verlieren zu müssen. Als er nun nach Haus zurückkehrte, fand er, zur Vollendung seines Elends, dort Niemanden von allen seinen Dienern und Dienerinnen, sondern das ganze Haus war öde und leer. Er wußte nicht, was er denken, sagen oder thun sollte, und nach und nach verlor er die Besinnung. Er sah sich in einem Augenblicke ohne Weib, Freund und Diener, nach seiner Meinung von dem Himmel verlassen, der ihn bedeckte, und vorzüglich ohne Ehre, deren Verlust aus Camillens Flucht entsprang. Nach geraumer Zeit entschloß er sich endlich, nach dem Landgute seines Freundes zu gehen, wo er gewesen war, als er zum Anspinnen seines ganzen Unglücks Gelegenheit gegeben hatte. Er verschloß die Thüren seines Hauses, stieg zu Pferde und begab sich beklommenen Herzens auf den Weg. Kaum hatte er die Hälfte desselben zurückgelegt, als er, hingerissen von seinem Tiefsinne, sich gedrungen fühlte, abzusteigen und sein Pferd an einen Baum zu binden, an dessen Stamm er unter empfindlichen, schmerzlichen Seufzern nieder-

sank und da liegen blieb, bis es fast Abend wurde. Zu dieser Zeit sah er einen Menschen zu Pferde von der Stadt herkommen, und nachdem er ihn gegrüßt hatte, fragte er ihn, was es in Florenz Neues gäbe? Der Städter antwortete hierauf:

„Die seltsamsten Dinge, welche man seit langer Zeit dort gehört hat; denn man sagt öffentlich, daß Lotario, der innige Freund des reichen Anselmo, der zu San Juan wohnte, daß dieser Lotario in der vergangenen Nacht Camillen, die Gemahlin Anselmo's, entführt habe, welcher Letztere auch nicht mehr gesehen wird. Alles dieses hat eine Dienerin Camillens ausgesagt, welche der Statthalter diese Nacht gefunden hat, wie sie sich von einem Fenster von Anselmo's Hause an einem Betttuche herabließ. In der That weiß ich nicht genau, wie die Sache sich zugetragen hat, nur das weiß ich, daß die ganze Stadt diesen Vorfall bewundert; denn man konnte eine solche That bei der engen, vertrauten Freundschaft jener Beiden nicht erwarten, welche, eben dieser ausgezeichneten Freundschaft wegen, nur die beiden Freunde genannt wurden.“

„Weiß man vielleicht,“ fragte Anselmo, „den Weg, den Lotario und Camilla genommen haben?“

„Nicht im geringsten,“ erwiederte jener, „obgleich der Statthalter viele Mühe angewendet hat, sie aufzusuchen.“

„Nun, so geht mit Gott, mein Herr,“ sprach Anselmo.

„Und Euch beschütze er,“ antwortete der Städter und entfernte sich.

Diese unglücklichen Nachrichten brachten den armen Anselmo nach und nach so weit, daß er nicht allein den Verstand verlor, sondern auch sein Leben endigte. Er erhob sich, so gut er konnte und erreichte das Haus seines Freundes, der sein Unglück noch nicht einmal wußte; da er ihn aber blaß, abgezehrt und mager ankommen sah, schloß er sogleich, daß ihn

ein großes Uebel müsse betroffen haben. Anselmo bat sogleich, daß man ihn zu Bette bringen und ihm ein Schreibzeug geben möchte. Dies geschah; man ließ ihn allein im Bette, weil er es so gewünscht hatte, ja, man mußte sogar die Thüre verschließen. Als er sich nun allein sah, drückte ihn das Gefühl seines Unglücks so nieder, daß er an den Vorboten des Todes, die er in sich fühlte, deutlich erkannte, wie nahe das Ende seines Lebens sey, weßhalb er eine Nachricht über die Ursache seines seltsamen Todes zurücklassen wollte; als er aber zu schreiben anfing, und noch ehe er alle seine Gedanken aufgezeichnet hatte, entging ihm der Athem und er überließ sein Leben dem Schmerz, den seine vorwitzige Neugier ihm verursacht hatte. Als der Herr des Hauses sah, daß es bereits spät war und Anselmo nicht rief, beschloß er, zu ihm zu gehen, um zu erfahren, ob sein Uebelbefinden etwa zugenommen hatte. Er fand ihn mit gesenktem Haupte, die eine Hälfte des Leibes im Bette liegend, die andere auf dem Schreibtische, neben dem beschriebenen, offenen Papiere; die Feder hielt er noch in der Hand. Der gütige Wirth näherte sich ihm, nachdem er ihn vorher gerufen hatte; wie er sah, daß Anselmo nicht antwortete, ergriff er ihn bei der Hand, und da diese kalt war, bemerkte er, daß sein Freund todt sey. Er verwunderte und betrübte sich außerordentlich und rief die Leute in seinem Hause herzu, damit sie Anselmo's Unfall auch sehen möchten. Endlich las er das Papier, auf welchem er seines Freundes eigene Handschrift erkannte, die folgendermaßen lautete:

„Ein thörichtes und vorwitziges Verlangen hat mir das Leben geraubt. Wenn die Nachricht meines Todes zu Camillens Ohren gelangt, so erfahre sie zugleich mit, daß ich ihr verzeihe, weil sie nicht verbunden war, Wunder zu wirken, noch ich es nöthig hatte, dies von ihr zu verlangen. Uebrigens bin ich

der eigene Schöpfer meiner Schande gewesen, und man braucht nicht . . . .“

So weit hatte Anselmo geschrieben, woraus man vollkommen sah, daß er hier, ohne den Satz schließen zu können, sein Leben beschlossen hatte. Am andern Tage benachrichtigte der Freund Anselmo's dessen Verwandte von seinem Tode, denen schon sein Unglück bekannt war, und die auch das Kloster wußten, wo sich Camilla aufhielt, die fast im Begriffe war, ihren Gatten auf seiner gezwungenen Reise zu begleiten, nicht etwa wegen der Nachrichten von seinem Tode, sondern wegen der, die sie über ihren abwesenden Freund erhielt. Man sagt, daß sie, ob sie gleich Wittwe war, dennoch das Kloster nicht verlassen, noch weniger aber Nonne werden wollte, bis sie nach Kurzem die Nachricht erhielt, daß Lotario in einer Schlacht geblieben sey, welche damals Herr von Lautrec dem großen Feldherrn Gonzalo Fernandez von Cordova im Königreiche Neapel geliefert hatte, und wohin der zu spät bereuende Freund gegangen war. Als Camilla dies erfuhr, nahm sie den Schleier und endigte nach wenigen Tagen ihr Leben in Traurigkeit und Trübsinn. So war das, aus einem so unseligen Anfange entspringende Ende aller dieser Unglücklichen.

„Diese Novelle scheint mir gut zu seyn,“ sagte der Pfarrer, „doch kann ich mich nicht überreden, daß sie wahr sey, und ist sie erfunden, so hat der Verfasser schlecht erfunden, weil man nicht denken kann, daß es einen so thörichten Ehemann gebe, der einen so gewagten Versuch machen könnte, wie Anselmo. Wenn die Sache zwischen einem Liebhaber und seiner Geliebten vorgefallen wäre, so wäre es zu dulden; aber zwischen Mann und Frau — das geht in's Unmögliche. Die Erzählungsart hat mir aber durchaus nicht mißfallen.

Ende des zweiten Bändchens.

